

RÖMISCHE GÖTTER UND HELDENSAGEN

VON THASSILO v. SCHEFFER

Römische Götter- und Heldensagen



Der geharnischte Mars auf sein Schwert gestützt.
Nach einem Gemälde von Joh. Heinr. Tischbein / Phot. Franz Hanfstaengl, München.
Seite 32

Thassilo von Scheffer

Römische Götter- und Heldensagen

Mit 8 Kunstbeilagen
und 40 Abbildungen im Text

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig



Der geharnischte Mars auf sein Schwert gestützt.

Nach einem Gemälde von Joh. Heinr. Tischbein / Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Seite 32

Thassilo von Scheffer

Römische Götter- und Heldensagen

Mit 8 Kunstbeilagen
und 40 Abbildungen im Text

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig

Vierte Auflage

 / Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

Verzeichnis der Kunstbeilagen

Die erste Ziffer bedeutet die Seite, hinter der das Bild eingeschaltet ist, die zweite Ziffer die zugehörige Textseite.

Die Textabbildungen

19, 20, 22, 25—27, 29—32 stammen aus:

Eduard Schuler, 60 Compositionen zu Virgils Äneide. 1840

Glaube und Sage
im alten Rom

Lange Zeit sind wir in Europa gewohnt gewesen, die Kultur der Antike als ein Ganzes zu betrachten, oder doch wenigstens die geistige Form ihrer beiden großen Zentren — Hellas und Rom — nicht so reinlich zu scheiden, wie es für eine klare Erkenntnis notwendig gewesen wäre. Noch heute kann man nur allzuoft in Wort und Schrift auf eine kritiklose Vermengung der äußern und innern Formen stoßen, durch die der eigentliche Charakter verwischt, ja verfälscht wird. Beide Gedankenwelten haben darunter zu leiden: Griechenland betrachten und benennen viele durch das Medium des Lateinischen, und umgekehrt erscheinen die Vorstellungen des römischen Glaubens und Dichtens, zumal in der Mythologie, völlig als Erzeugnis Griechenlands.

Beides ist zwar durch den Gang der Kultur von Osten nach Westen, vor allem durch die vermittelnde Rolle des Humanismus und der Renaissance erklärlich, bleibt aber dennoch irreführend und bedauerlich; das haben gerade diese zwei Strömungen selbst zu ihrem Schaden erfahren und uns ihr eigentliches Wesen dadurch lange verschleiert.

Im Lauf der letzten Jahrzehnte ist es uns allerdings geglückt, Hellas und seine alles überragende geistige Größe auch in Religion, Dichtung und Kunst aus sich heraus und nicht nur durch die Brille Roms zu betrachten. Die Seele Italiens aber hält auf diesen Gebieten für weite Kreise ihr ureigenes Wesen noch immer verborgen, und der auf ihr lastende Abglanz der älteren Schwester läßt uns vergessen und übersehen, daß auch hier starke eigene Elemente bodenständig sind.

Gewiß ist im Bannkreis Roms für Religion und Sage eine Herausschälung der originalen Werte aus dem griechischen Gewande sehr erschwert, ja oft fast unmöglich, weil die Überlieferung hier erst sehr spät und zu einer Zeit einsetzt, da Hellas das gesamte geistige Leben Roms schon durchdrungen, ja derart berauscht hatte,

daß die Römer selbst sich bemühten, ihre Herkunft und ihren Mythos von Griechenland herzuleiten, und somit gewaltsam verwischten oder unkenntlich verbrämten, was auch bei ihnen urtümlich gewesen.

Will man aber dem Wesen Roms und der ältesten Kultur Italiens wirklich gerecht werden, so muß man sie nach Möglichkeit rein herauszuschälen suchen oder wenigstens sich deutlich Rechenschaft ablegen, wo die heimische Form zu endigen und die hellenische zu beginnen scheint. Denn nicht eine vermeintliche Ähnlichkeit herrscht hier; man kann sich vielmehr im Temperament und Wesenskern kaum einen größeren Gegensatz vorstellen, soweit dies im Rahmen einer ursprünglich doch verwandten Rasse möglich ist.

Kommt man mit dem Wunsch nach solch klarer Unterscheidung von Hellas' sonnigen Gefilden, von der blendenden, regen Phantasie seiner hochbegabten, feurig-beweglichen Bewohner nördlicher zu der ernsten, schwerblütigen Geschlossenheit des apenninischen Massivs, so sieht man sich sofort einem ganz andern Grundcharakter gegenüber, wie er sich im geographischen Bild ja auch im Gegensatz der viel massigeren, karger gegliederten Einheit Italiens zu dem tausendfältigen Spiel des hellenischen Länderorganismus offenbart. Hier wird die Landschaft zum Symbol und zeigt wieder einmal deutlich, wie sehr sie Wesen und Schicksal der Völker bestimmt.

Jene Charaktereigenschaften, die die Römer in der Blütezeit ihres Staates so hoch auszeichnen, bestimmen auch ihre Glaubensvorstellungen und die Art ihrer Sagen: ein fast nüchterner Ernst, schlichtes, treues, gediegenes Wesen, gottesfürchtige Hingabe an das Walten höherer Mächte, strenger Sinn für Ordnung, Regel und Gesetz, Vorliebe für einen zeremoniell genau bestimmten Ritus, innigstes Verwobensein mit Scholle und Heimat, das sind die positiven Seiten römischer Überlieferung. Keine Spur aber findet sich von jenem wechselvollen Glanz hellenischer Mythologie und Sage, von der klaren Plastik der griechischen Götter- und Heldengestalten und dem reichen Gewebe ihrer mannigfachen Beziehungen, von dem Geist und Zauber, der sie durchleuchtet, von den dichterisch und künstlerisch so wundervollen Elementen jenes Volkes, das in sich selbst durch und durch Genie war. Hart, nüchtern, trocken, fast arm mutet dagegen an, was Rom aus grauer

Zeit zu bieten hat.] Und doch ist dies alles so gesund, so bodenständig, so einfach und treu, wie es einem schwerringenden, lange ohne sonderliche Entwicklung dahinlebenden Volk von Bauern, Hirten, Jägern und Kriegern zukommt, das mit der blendenden, aber auch gefährlichen Entwicklung der östlichen Länder erst spät in Berührung kam, innerlich wenig damit anzufangen wußte, und jener hinreißenden Phantasie den würdigen, in sich beruhenden Ernst einer zwar schwung- und prunklosen, aber starken, tapfern Seele entgegensetzte.

Daß von jener reicheren, begabteren Kultur äußerlich vieles alsbald auf die Römer überging und auch umgestaltend auf die Formen ihrer Vorstellungswelt einwirkte, ist nur natürlich; dem Charakter von Hellas aber standen die Völker Italiens trotzdem fremd und andersartig gegenüber. Will man den Grund dieser Artverschiedenheit mit wenig Worten in seinem Kern bezeichnen, so kann man sagen: es fehlt dem römischen Volk jedes künstlerische Element, was ja eben die Triebkraft des griechischen Wesens war. Religion, Mythos und Sage aber leben von der Begabung zu Gesang und Poesie, und die größten Taten hinterlassen nur geringe Spuren, wenn sie nicht durch solche Verklärung im Gedächtnis der Menschen festgehalten werden. Die greifbaren Gebilde der Tat und des ernsten Wirkens können zwar auch ohne sie bestehen bleiben, aber sie haben nichts zu erzählen.

Die Gründe dieser Armut an nationaler Überlieferung faßt Schwegler in seiner »Römischen Geschichte« in so ausgezeichneten, nicht besser zu sagenden Worten zusammen, daß sie hier zur Verdeutlichung der römischen Einstellung gegenüber Mythos und Sage angeführt sein mögen:

»Es fehlten den Römern alle die Elemente und Bedingungen, die in Griechenland ein nationales Epos wie das Homerische hervorgerufen und möglich gemacht haben. Bewohner einer binnenländischen Stadt, ohne Wanderung und Abenteuer, ohne Seefahrt und Sagenstoff, auf Ackerbau und Viehzucht beschränkt, ihre Feldmark und ihren Nahrungsstand in ununterbrochenen kleinen Fehden mit den Nachbarstämmen verteidigend, von einem peinlich superstitiösen, Geist und Gemüt beengenden Kult beherrscht, in strenger Gebundenheit der Sitte und der Vorstellungen auferzogen, in den Schranken einer festgegliederten bürgerlichen Ge-

sellschaft sich bewegend, von Haus aus ohne hervorstechende Anlage zu Kunst und Poesie, vielmehr ein nüchternes, praktisches, dem Erwerb zugekehrtes Volk mit vorherrschender Anlage zur Reflexion, eine Bevölkerung endlich ohne ursprüngliche Stammeinheit, daher von Anfang an nicht durch Gemeinschaft des Bluts, sondern durch bloße Rechtsgemeinschaft zusammengehalten, nicht eine Nation, sondern von Anfang an ein Staat, und zwar ein Rechtsstaat, daher einseitig auf Rechtsentwicklung angewiesen — wie hätten diese Römer eine Sagenpoesie entwickeln sollen, dergleichen sich bei Völkern erzeugt, die phantasiereich von Natur dem wogenden Meere sich anvertrauen und erobernd in die Ferne ziehen. Die Römer haben so wenig eine epische Volkspoesie gehabt, als sie eine der griechischen ähnliche Mythologie gedichtet haben.« (Seite 58.) Und einige Seiten später: »Überhaupt haben die römischen Mythen das Eigentümliche und Auszeichnende, daß sie in der Regel nicht freie Dichtung, nicht Schöpfungen der Phantasie, namentlich nicht, wie die Erzählungen der griechischen Mythologie, zum größeren Teil naturphilosophische oder auf Natursymbolik beruhende Mythen —, sondern daß sie historische Mythen sind, daß ihnen eine gewisse Anschauung faktischer Verhältnisse, wirklicher Hergänge, sei es als genetisches Motiv, sei es als verarbeitetes Material, zugrunde liegt. Die Figuren eines Romulus und Tatius zum Beispiel sind freilich mythisch: sie haben in Wirklichkeit nie existiert; aber ihre angebliche Doppelherrschaft hat nichtsdestoweniger historische Wahrheit: sie ist der mythische Ausdruck eines historisch tatsächlichen Verhältnisses, des unierten latinisch-sabinischen Doppelstaates. Ähnlich ist der Konflikt des Tarquinius Priscus mit dem Augur Attus Navius zu beurteilen: Er ist zwar so, wie er überliefert wird, schwerlich historisch ..., nichtsdestoweniger spiegelt sich in ihm ein wirklicher Hergang ... In den meisten Sagen und Mythen der römischen Urgeschichte sind auf diese Weise historische Erinnerungen und Anschauungen niedergelegt: sie lassen sich loslösen, wenn man jeden Mythus auf die allgemeine Grundvorstellung, die sein genetisches Motiv bildet, zurückführt.« (Seite 71.)

Bei einem so tiefbegründeten Urteil wird man sich natürlich fragen, was denn nun trotzdem an wurzelechter italischer Religion und Heldenpoesie vorhanden ist und auf welche Weise es über-

liefert wurde oder sonst erschlossen werden kann. Die Römer besaßen kein Heldenepos, keine nationale Dichtung, keine religiösen Kulturdokumente. Etwaige Tempelaufzeichnungen von Priestern sind wohl sicher nicht über trockene Kultnotizen hinausgegangen. Zudem ist alles, was etwa in dieser Hinsicht, spärlich genug, vorhanden war, dem großen Brande bei dem Einfall der Gallier im Jahre 390 v. Chr. zum Opfer gefallen. Auch lange nachher herrschte nicht einmal das Bedürfnis, die Vergangenheit historisch aufzuhellen und zu überliefern. Erst allmählich, unter griechischem Bildungseinfluß, wurde diese Lücke fühlbar und dann rein literarisch, mit wirklicher Konstruktion phantastisch und fast ohne jede reelle Begründung ausgefüllt. An eine wirklich kritische Erforschung alter Überlieferung oder der Inschriften und Denkmäler in Stein und Erz dachte damals niemand, oder es geschah nur äußerst oberflächlich. Man sollte also meinen, daß alles, was wir von Roms Urvergangenheit durch den großen Livius, und das wenige, was von den zeitgenössischen Schriftstellern erhalten ist, erfahren, nur das Spiel einer konstruierenden Historikerphantasie ist, zumal auch Livius als schriftliche Tradition im besten Fall eine solche seit dem Zweiten Punischen Kriege vorgelegen haben mag. Und dasselbe würde in verstärktem Maße von dem noch über jede Historie hinausgehenden Mythos gelten, der sicher zuerst nur von griechischen Händen und in hellenischem Sinne fixiert wurde und später durch die Werke der Dichter, wie Ovid, Vergil und so weiter, im Gewande eines Kunstprodukts ganz unzuverlässig von alter Sage zu uns spricht.

Dennoch steht die heutige Anschauung und Forschung auf dem Standpunkt, daß unter der kaum mehr abzulösenden Verbrämung in Mythos und Sage ein echter, rein italischer Kern steckt. Ebenso kritiklos wie die römische Überlieferung jahrhundertelang für historisch wahr gehalten wurde, wurde sie später, ja noch bis in das vorige Jahrhundert hinein, durchweg als poetisches und willkürlich subjektives Gebilde ohne irgend ein reales Fundament schroff verworfen. Beides ist grundfalsch. Wir müssen heute annehmen, daß sehr vieles in der Sage doch auf legendärer, mündlicher Tradition beruht, daß hinter der poetischen oder sonstwie willkürlichen Maske uns in den Grundzügen doch viel Wahres entgegenschaut. Dem hellenischen Götterzyklus Roms liegt ein

italischer Heimatglaube zugrunde, den Gründungssagen können reale Vorgänge, natürlich völlig umgedeutet, entsprochen haben. Die Königsgeschichte überliefert eine Epoche, die gewiß nicht in ihren dynastischen Einzelheiten, aber doch in großen Zügen ähnlich verlaufen sein mag, wobei man selbstredend stets andere Zeitdimensionen, andere und primitivere Zustände, ganz andere wirkliche Ereignisse voraussetzen muß. Aber selbst in dem rein poetischen Werk der Vergilischen Äneis spiegelt sich uralte Tradition. Ein wenn auch noch so schwacher Hauch uralter Historie weht aus diesen Versen, die dort angedeuteten östlichen Zusammenhänge können sehr wohl einer oder mehreren Invasionen und fremden Ansiedelungen entsprechen; verkündet doch sogar fast ein Jahrtausend früher der alte Homer die Prophezeiung jener Äneasfahrt. Wir wissen, welch gründliche Studien Vergil für sein Werk unternahm, und können annehmen, daß irgend ein dunkler Klang aus uralter Dämmerung fast verhallend zu ihm herüberscholl.

Die Götter und die Helden Roms in Mythos und Sage stehen viel verschleierter und entstellter, viel weniger »wirklich und wahr« vor uns als im alten Hellas. Was dort elementar erwuchs und noch in dieser Form erkennbar ist, zeigt sich uns in Rom fast nur als spätes Kulturprodukt erfindungsreicher Köpfe. Dennoch fühlen wir uns gezwungen, auch hier einen realen Kern anzunehmen, und spüren ein ganz eigenartiges Wesen als Träger der italischen Heimatseele atmen. Zumindest spricht der Charakter Roms, jenes Ernste, Tüchtige, Heldenhafte, Fromm-Gesetzmäßige deutlich und mahnend aus aller Überlieferung und trägt die unverkennbare Farbe einer treu und über alles geliebten Scholle. Götterlehre, Mythos und Sage Roms mögen sich uns noch so ausgeklügelt und künstlich darstellen, mögen sich noch so pomphaft in griechischem Kleide verstecken und die ursprüngliche, schlichte Erhabenheit einer langen, rauhen, ernsten Vorzeit kaum andeutungsweise verraten, dennoch wird hier ein feines Ohr den Urton einer ganz eigenen Art, einer keimenden, trotzig sich emporringenden Größe deutlich vernehmen und jene gewaltige, bodenständige Monumentalität spüren, die allem, was mit Rom zusammenhängt, den Stempel der Ewigkeit aufdrückt.

Götter und Heroen

Die Götter der Römer, wie wir sie im allgemeinen kennen und nennen, dünken den meisten die gleichen Götter zu sein wie die hellenischen Olympier, nur unter anderm Namen. Die Römer selbst huldigten im Lauf der Geschichte gar bald diesem Glauben und übersahen halb geflissentlich, halb aus Unkenntnis den originalen Ursprung ihrer himmlischen Gestalten. Gewiß war es bei einigen Göttern klar, daß sie allein Italien angehörten, und die Ehrfurcht der Römer hielt auch einzelne von diesen besonders hoch, im allgemeinen aber verwischten sich unter dem Einfluß der früh und rasch eindringenden hellenischen Kultur die Unterschiede römischer und griechischer Göttergestalten. Sie flossen ineinander über, wo sie ähnliches zu bedeuten schienen, einige wurden gastlich aus der Fremde mit in den Glauben und den Kult herübergenommen, und schließlich verlor in Rom die Gemeinschaft der Himmlischen, die seit Urzeiten Italien betreuten, fast ganz ihr eigenes Gesicht und ging in griechischen Vorstellungen unter.

Und doch war das Wesen der italischen Götter ganz anders geartet als das ihrer lichten, hellenischen Geschwister. Da drüben wandelten wundervolle Gestalten, strahlend und beweglich, in Schönheit atmend, voll plastischer Herrlichkeit dem rastlosen, genialen, Kunst, Kampf und Abenteuer liebenden Volke voran. Sie waren einander wie eine große Herrscherfamilie in Liebe und Hader verbunden, unzählige Legenden knüpften sich an sie, ihr Entstehen und ihre Existenz; klug und scharf abgegrenzt hatten sie sich in die Bezirke des menschlichen Lebens geteilt. Eine Geschichte des Himmels, der Urwelt und der Götter war in aller Mund. Die Himmlischen erscheinen einzeln wie das zuhöchst gesteigerte Ideal der Griechen selbst, und ihre eigentümlichen Begabungen und Eigenschaften, höchster Adel, Hochsinn, feuriger Drang zu Schönheit und Kunst, erhabene Weisheit und strahlende Anmut mischen sich mit sorgloser Lässigkeit, grausamer Gleichgültigkeit und Ver-

achtung den nichtigen Sterblichen gegenüber, denen man nur half und beistand, wenn es der Laune beliebte. Es war ein königliches Geschlecht, das in Hellas über den Wolken thronte, dem es auch gleichgültig war, wenn manch schlimmer Zug, manch kühne Ruchlosigkeit den Erdbewohnern ein wenig erfreuliches Beispiel gab.

Ganz anders das ursprüngliche Götterwesen Italiens. Es war viel geheimnisvoller und stiller und kannte nichts von der prangenden Herrlichkeit des Olymps. Es war dem ruhigen Ernst eines kargeren und härteren Lebens angemessen, es haftete mehr an dem erstrebten Segen der dunklen Mutter Erde als an dem luftigen Farbenspiel des gesangdurchfluteten Himmels. Den alten Römern waren die Götter ein Bedürfnis der Ehrfurcht vor einer höheren Macht, deren Walten man überall mit ernster Treue in den vielen schweren Nöten des Lebens spürte. Auch von Gestalt viel weniger klar und deutlich gingen die Götter in Italien einher. Das Gemüt dieses schlichten Volkes hatte nicht den Hochflug hellenischer Gedanken, es haftete tätig und bedächtig an den Erfordernissen des Tages und vermochte sich in verständiger Nüchternheit nicht dem schimmernden Spiel einer blendenden Phantasie hinzugeben. In Italien bestimmte nicht die Liebe zu Kunst, Gesang und feurigschäumendem Hinausdrängen in alle Reiche der Erde das Leben und Denken; hier regierte das Praktische, die ernste Pflicht und die gemessene Ordnung. Darin waren Römer und Hellenen einander gleich, daß ihnen alle Erscheinungen des inneren und äußeren Lebens durchtränkt schienen von geistigen, göttlichen Wesen. Was aber dem Griechen gleich in tausend schönen, lebhaft empfundenen Greifbarkeiten vor Augen stand und so, trotz größerer Betonung des Geistigen, eher in die menschlich-anschauliche Sphäre fiel, das blieb dem Römer ein unklares, verschwommenes, doch tief notwendiges Gefühl allgemeiner Hingabe an ein göttliches Walten, dem man zwar Einzelnamen und Gestalten gab, es aber dadurch in einer höheren göttlichen Idee beließ, als man sich diese nicht so irdisch-deutlich vorzustellen vermochte.

Dies Wenige mußte gesagt sein, um ein Verständnis für den so vielfach verdeckten und mißdeuteten Untergrund der römischen Religion zu wecken. Der ganz besondere Wert und Charakter der rein italischen Götterlehre sollte deutlich werden, ehe sich uns ein

Überblick über die Einzelheiten der römischen Urreligion und ihren Übergang in die griechische Vorstellungswelt auftut.

Darum ist es angemessen, daß wir nicht gleich zur Betrachtung jener großen Götter schreiten, die mit wenigen, wenn auch bedeutenden Ausnahmen erst später in den Kult der Römer einzogen, sondern zunächst in dem schlichten Vorstellungskreis des einfachen Volkes bleiben, wie er von Anbeginn einer italischen Kultur gegolten zu haben scheint und dessen Gültigkeit auch stets neben dem Pomp und dem gesteigerten Ausmaß der späteren Religion erhalten blieb.

Da finden wir nun nicht, wie bei so vielen andern Völkern, die Gestirne oder die Übermacht gewaltiger Elemente und erschütternder Naturereignisse im Mittelpunkt der religiösen Verehrung. Dieser liegt vielmehr da, wo der einfache, arbeitende Mann sein Dasein am meisten verwurzelt fühlt, am heiligen Herd seines Hauses, auf seinen pfaddurchzogenen Fluren und Triften, im Raunen der schattigen Wälder und ihrer plätschernden Quellen. Daneben stellte er sein eigenes kraftvolles Leben, dunkles Sterben, das Blühen und Welken seiner Familie und Sippe, den Segen und Unsegen der Gemeinde mit natürlicher, selbstverständlicher Frömmigkeit in die Obhut göttlicher Geister. Deren gibt es eine große Zahl ohne sonderliche Einzelunterscheidung, denn alles, jedes Wesen, jede Schwelle und Hütte, jeder Weg, jedes Schicksal steht eben im Bann überirdischer Mächte. Vier Gruppen solcher waltenden Geister müssen wir besonders unterscheiden. Wie sie das Dasein jedes einzelnen Römers stets begleiteten, haben sie auch die ganze Nation im langen Lauf ihrer Geschichte umschwebt. Es sind die Penaten und Laren, die Genien und Manen. Einzeln wollen wir das eigenartige Wesen und den Wirkungskreis betrachten, den sich diese verschiedenen Geister im Menschenleben erkoren haben.

Penaten sind die Götter des Hauses und Herdes, und jede Wohnstätte hat ihre eigenen. Sie beschirmen das Haus, bewahren seinen Segen und heiligen seinen Platz und Umkreis. Aber auch jedes Gemeinwesen und jede Stadt hat ihre besonderen Penaten, ja sogar die einzelnen Stadtquartiere; kurz, die Penaten sind die hütenden Dämonen jeder Siedelung und jeden Verkehrs. Daher hängen sie innig mit dem Kult des heiligen Feuers der Göttin

Vesta zusammen und hatten in deren Tempel eine besondere Abteilung für sich, den Penus, was soviel wie Vorratskammer bedeutet. Da nämlich die Penaten den Segen des Hauses fördern, hüten sie eigentlich die Vorräte, in denen der Wohlstand der Familie beruht, und darum wird die Speise auf dem Tisch geheiligt. Die Penaten selbst bekamen bei jedem Mahl ein kleines, gefülltes Schüsselchen vorgesetzt. Diese guten Dämonen haften treu an den Stätten, zu denen sie gehören, und verlassen sie höchstens dann, wenn alles der Zerstörung anheimgefallen. Wir werden hören, daß Äneas aus dem vernichteten Troja die Penaten seines Hauses mit sich nahm, sie in sorgsamer Obhut durch alle Fährnisse bis Latium brachte und sich mit ihrer Hilfe dort neu ansiedelte; daß anderseits die Penaten Laviniums ihre Verpflanzung nach der neugegründeten Tochterstadt Alba Longa nicht duldeten und zweimal nächtens wieder zu ihrem alten Heim zurückkehrten, bis man ihnen dort einen besonderen Hauskultus zurückließ.



Abb. 1. Larenfigur aus Bronze im Kunsthistorischen Museum zu Wien.

Kaum zu trennen von den Penaten sind die Laren (Abb. 1 und 2), nur greift deren Machtbezirk über die Siedelung hinaus und dehnt sich auf Straßen, Grundstücke, Wegkreuzungen und Grenzen aus. Wie der Einzelbesitz hatten auch der Gemeindeacker und die römische Feldmark ihren Lar, und es gab uralte Gesänge der Ackerbrüderschaft, die an diesen Dämon gerichtet waren. So ist das Feld die eigentliche

Domäne der Laren, und wie die ihnen sonst gleichen Penaten das Haus hüten und hier verehrt wurden, liegt ihr Kult ursprünglich auf dem freien Gefilde.

An den Grenzen der Grundstücke erhoben sich kleine Larenkapellen, die so viel Eingänge hatten, als an der Stelle Anwesen zusammenstießen. Jedes von diesen hatte fünfzehn Fuß vom Eingang entfernt seinen eigenen Altar, es konnte also jeder Besitzer auf eigenem Gebiet das Opfer seiner Flur dem Lar darbringen. An diesen Kultstätten fand alljährlich ein fröhliches Volksfest statt, wo man dem guten Dämon mit einem Kuchen huldigte und sich besonders das Gesinde bei Tanz und Schmaus wohlsein ließ.



Abb. 2. Larenfigur aus Bronze im Kunsthistorischen Museum zu Wien.

An diesen Heiligtümern, und später am Hausherd, haben wohl die Knaben und Mädchen, wenn sie dem Kindesalter entwachsen waren, ihre Puppen, Bälle und Spielsachen dem guten Lar als Opfer geweiht. Auch die Braut schenkte dem Lar eine Münze, ehe sie in den Verband der neuen Familie eintrat. So sehen wir die Laren meist als ländliche Flurgeister, nicht von unpersönlicher, elementarer Art, sondern mit dem Wirken der Menschen verknüpft, zu ihren Sippen und Gruppen gehörig. So entspricht den Penaten des häuslichen Herdes der Lar jeder Familie, viel-

leicht galten sie auch als die guten Geister der Verstorbenen, die ihre Nachkommen beschützen. Bei allen Familienfesten, bei Freud' und Leid eines Hausverbandes wurde andächtig des Lars gedacht. Unwillkürlich verband sich so die Verehrung dieser Flurdämonen mit dem Kult der Penaten, und die Vorstellungen von beiden gingen vielfach ineinander über.

Weit mehr noch war dies bei den Genien der Fall. Jede Familie besaß ihren Genius, den sie als ihren guten Geist betrachtete und der daher später mit dem Familienlar in eins zusammenfloß. Der Genius als Hüter der Lebenskraft und des fruchtbaren Segens ist jedoch mit der einzelnen Person und nicht mit dem Ort verknüpft. Der Genius des Hausvaters wurde zugleich Genius der ganzen Familie, doch hatte jedes Familienglied noch für sich einen Genius, der es schützte, förderte und stark machte. Reichtum, Üppigkeit und das Aufblühen des einzelnen Lebens selbst schenkte und behütete der Genius. So war das Geburtstagsfest des Römers das Fest seines Genius, dem er mit Weihrauch, Wein und Kuchen huldigte. Der Genius wird mit dem einzelnen Menschen geboren und stirbt auch mit ihm. Es herrschte demnach im Reich dieser vermittelnden Geister unter dem Mond Vergänglichkeit und nicht das ewige Leben; das kommt nur den Göttern zu. Noch weniger als von den Göttern machten sich die Römer ein klares Bild von den Genien. Sie wurden, besonders in den frühesten Zeiten, mehr abstrakt als gute Lebensgeister verehrt, und fast nur als Symbol dachte man sie zuweilen als in der Schlange verkörpert. Frauen hatten keinen Genius, dafür aber jede ihre Juno, gleich als strahlte diese höchste weibliche Gottheit tausendfältigen Lebensgeist aus. Ein späterer Glaube gab auch Verbänden, Gemeinden, ja den einzelnen Truppenteilen eigene Genien, und ganz seltsam und rätselhaft wurde die Auffassung der Römer, als sie auch den einzelnen Gottheiten einen Genius zur Seite stellten.

Zur selben Klasse dämonischer Geister, die rings das Dasein füllen und den Genien der Lebenden entsprechen, gehören die Manen der Abgeschiedenen. Man darf sie nicht als dunkle Schatten denken; wenn sie auch das Reich der Unterwelt erfüllen, sind sie doch geläuterte und verklärte lichte Geister, die nach Überwindung des Körpers gereinigt und geheiligt fortbestehen. Sie sind nach ihrem Wesen und Charakter gut und hilfreich. Nur die

Geister von ausgesprochen schlechten, bösen Menschen schweiften nach dem Tode des Nachts rastlos umher, die dann Larven oder Lemuren genannt wurden. Sie schadeten zwar nicht, doch suchte man sie dem Hause fernzuhalten, indem ihnen der Hausvater an ihrem Jahresfest als Opfer neunmal schwarze Bohnen um Mitternacht in das Dunkel hinausstreute.

Aus dem Kult der Dämonen erkennen wir bereits, daß diese religiös mehr gefühlt als vorgestellt wurden. Die höheren Götter treten deutlicher ans Licht und haben ihre eigenartigen Züge, doch sind sie von der individuell scharfausgeprägten Gestaltung der griechischen Olympier weit entfernt. Die Römer gaben auch hier den Naturmächten zwar bestimmte Götternamen, formten sich deren Bilder aber erst spät unter fremdem Einfluß, ohne eine eigene »Göttergeschichte« zu bilden. Sie beließen im allgemeinen all diese überirdischen Wesen mehr in gedanklich faßbarer als plastisch anschaubarer Existenz. Die Eigenschaften der einzelnen Götter blieben unklar, selbst Name und Geschlecht war nicht immer streng geschieden und ausgeprägt. Eine Welterschaffung durch die Götter, wie es doch bei vielen andern Völkern der Fall ist, wurde nicht überliefert oder sonstwie erwogen. Ja, ein himmlischer Olymp und ein Hades der Tiefe werden nicht als scharf gesonderte Reiche genannt, wenn man auch obere und untere oder lichte und dunkle Götter einigermaßen unterschied.

So kam es auch nicht zu einer Kritik der Götter und zu den vielen Erzählungen von ihrem Handeln und Wandeln, wie in Hellas. Sie wurden ehrfürchtig verehrt wie höhere Väter und Mütter und herrschten in patriarchalischer Würde und Wirksamkeit über den Sterblichen und deren Bedürfnissen.

Das einfache Volk der Hirten und Jäger glaubte an die göttlichen Mächte droben im lichten Himmelsraum und drunten im Segen der dunklen Erde, die freilich auch geheimnisvoll den Tod umschloß. Das Meer spielte nicht die große, beherrschende Rolle wie in Hellas; die Italier kannten es kaum, und von Schiffahrt war bei ihnen wenig die Rede. Dafür wurde das Element des Wassers in Quellen, Bächen, Flüssen sehr verehrt. Man fühlte dankbar seinen Segen, wie man anderseits auch zum helfenden Feuer betete.

Die Römer berichten selbst, daß über hundertsiebzig Jahre ihre Götterverehrung ohne Bilder und ohne Tempel war. In heiligen

Hainen, im Rauschen der Waldbäume verehrte man das Göttliche, dessen Willen man aus der Natur und ihren Zeichen las. Durch peinlich strengen Dienst und genau vorgeschriebene Opferübungen suchte man die Götter den aufs Praktische gerichteten Wünschen geneigt zu machen.

Lange Zeit muß diese einfache Form der Religion fortbestanden haben, besonders im eigentlichen Gebiet von Rom und seiner ländlich schlichten Bevölkerung. Erst als durch den Zutritt der Sabiner der Anfang zu einem Staatswesen entstand, erweiterten sich die Vorstellungen der überirdischen Mächte, spannte Allvater Jupiter sein himmlisches Reich über das zur Stadt heranwachsende Gemeinwesen.

Wirklich entscheidend und umgestaltend wurde für die Römer und ihre Religion erst die Berührung mit dem hellenischen Wesen, das auf zwei Wegen, von Norden und von Süden, seinen übermächtigen Einfluß ausübte. Im jetzigen Toskana lebte das seltsame Volk der Etrusker, dessen Herkunft, Nation, selbst Sprache noch heute völlig im Dunkel liegen, das aber längst schon von griechischer Kultur und griechischem Glauben durchsetzt war. In Freundschaft und Feindschaft gingen römisches und etruskisches Wesen bald ineinander über. Besonders bei gottesdienstlichen Handlungen lernten die Römer den Einfluß einer strengen priesterlichen Zucht (Abb. 3), die jenen straffen, ernsten Ordnungssinn herausbildete, der Rom seither stets ausgezeichnet hat. Tempel- und Götterbilder kamen mit ihm nach Rom. Weit wichtiger noch für das ganze religiöse Denken und Handeln war der etruskische Priesterglaube an Weissagung und Deutung himmlischer Zeichen, die nach einem genauen Ritus befragt wurden und alle Handlungen des täglichen Lebens bestimmten. Die Haruspices (Abb. 4), so nannte man diese Priester, übten die Eingeweideschau, die Blitzsühne, die Deutung der Naturwunder, vor allem die Auslegung des Vogelfluges, und lehrten diese Kenntnisse geradezu in geistlichen Schulen. Stets wurden mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die Erkenntnisse und Weissagungen dieses geistlichen Kollegiums befragt und befolgt, und das ganze Leben, Denken und Fühlen Roms kam in den Bann dieser Anschauung.

Mindestens ebenso groß, wenn auch vielfach anders geartet, war der griechische Einfluß, der von Süden her in die römische Religion

eindrang. Hier war es besonders die große, blühende Kolonie Cumä, die heute als dunkles Trümmerfeld nahe jenen Gefilden Neapels liegt, wo die unterirdischen Elemente der gärenden Erde so unheimlich und wunderbar zutage treten. In diesen Spalten und Höhlen voll Dampf, Schwefel und Feuer, in all den seltsamen, unerklärlichen Erscheinungen der Natur, die hier in eine andere Welt der Tiefe zu führen schien, erblickte man den Wohnsitz der Götter selbst. Mystische Stimmen, dunkle Orakel tönten aus unnahbaren Klüften; vielerlei Legenden umwoben die nur scheu betretenen Stätten. Lange schon hatte Griechenland hier Fuß gefaßt; auf kampanischem Boden hatte sein Götterglaube jenen Hang zu Weissagung und den Zusammenhängen mit den Mächten der Tiefe weiter ausgebildet. Von Cumä aus zog der lichte Glaube an Apollo nach Rom und schuf dem Gott hier neben Janus, Jupiter und Mars eine überragende Stellung in der Verehrung. Und bei Cumä hatte Apollo, der Herrscher von Delphi, sein Orakel. Hier hauste in den Klüften die Sibylle, die das Schicksal kannte, die Zukunft

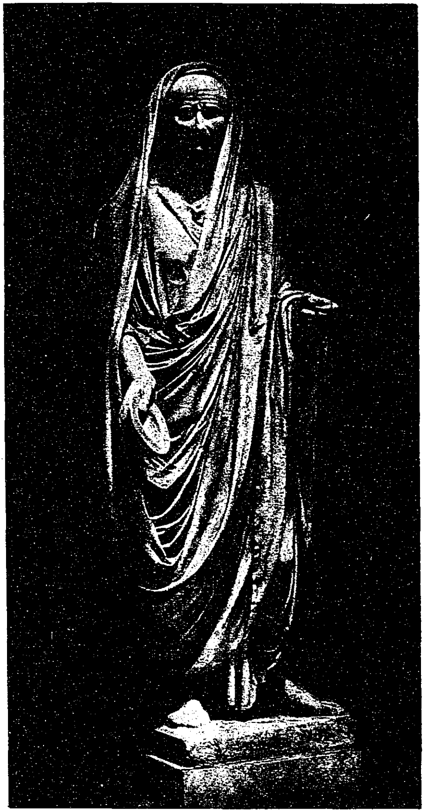


Abb. 3. Römischer Priester.
Nach einem Standbild im Vatikanischen Museum.
Phot. F. Bruckmann A.G., München.

Hainen, im Rauschen der Waldbäume verehrte man das Göttliche, dessen Willen man aus der Natur und ihren Zeichen las. Durch peinlich strengen Dienst und genau vorgeschriebene Opferübungen suchte man die Götter den aufs Praktische gerichteten Wünschen geneigt zu machen.

Lange Zeit muß diese einfache Form der Religion fortbestanden haben, besonders im eigentlichen Gebiet von Rom und seiner ländlich schlichten Bevölkerung. Erst als durch den Zutritt der Sabiner der Anfang zu einem Staatswesen entstand, erweiterten sich die Vorstellungen der überirdischen Mächte, spannte Allvater Jupiter sein himmlisches Reich über das zur Stadt heranwachsende Gemeinwesen.

Wirklich entscheidend und umgestaltend wurde für die Römer und ihre Religion erst die Berührung mit dem hellenischen Wesen, das auf zwei Wegen, von Norden und von Süden, seinen übermächtigen Einfluß ausübte. Im jetzigen Toskana lebte das seltsame Volk der Etrusker, dessen Herkunft, Nation, selbst Sprache noch heute völlig im Dunkel liegen, das aber längst schon von griechischer Kultur und griechischem Glauben durchsetzt war. In Freundschaft und Feindschaft gingen römisches und etruskisches Wesen bald ineinander über. Besonders bei gottesdienstlichen Handlungen lernten die Römer den Einfluß einer strengen priesterlichen Zucht (Abb. 3), die jenen straffen, ernsten Ordnungssinn herausbildete, der Rom seither stets ausgezeichnet hat. Tempel- und Götterbilder kamen mit ihm nach Rom. Weit wichtiger noch für das ganze religiöse Denken und Handeln war der etruskische Priesterglaube an Weissagung und Deutung himmlischer Zeichen, die nach einem genauen Ritus befragt wurden und alle Handlungen des täglichen Lebens bestimmten. Die Haruspices (Abb. 4), so nannte man diese Priester, übten die Eingeweideschau, die Blitzsühne, die Deutung der Naturwunder, vor allem die Auslegung des Vogelfluges, und lehrten diese Kenntnisse geradezu in geistlichen Schulen. Stets wurden mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die Erkenntnisse und Weissagungen dieses geistlichen Kollegiums befragt und befolgt, und das ganze Leben, Denken und Fühlen Roms kam in den Bann dieser Anschauung.

Mindestens ebenso groß, wenn auch vielfach anders geartet, war der griechische Einfluß, der von Süden her in die römische Religion

eindrang. Hier war es besonders die große, blühende Kolonie Cumä, die heute als dunkles Trümmerfeld nahe jenen Gefilden Neapels liegt, wo die unterirdischen Elemente der gärenden Erde so unheimlich und wunderbar zutage treten. In diesen Spalten und Höhlen voll Dampf, Schwefel und Feuer, in all den seltsamen, unerklärlichen Erscheinungen der Natur, die hier in eine andere Welt der Tiefe zu führen schien, erblickte man den Wohnsitz der Götter selbst. Mystische Stimmen, dunkle Orakel tönten aus unnahbaren Klüften; vielerlei Legenden umwoben die nur scheu betretenen Stätten. Lange schon hatte Griechenland hier Fuß gefaßt; auf kampanischem Boden hatte sein Götterglaube jenen Hang zu Weissagung und den Zusammenhängen mit den Mächten der Tiefe weiter ausgebildet. Von Cumä aus zog der lichte Glaube an Apollo nach Rom und schuf dem Gott hier neben Janus, Jupiter und Mars eine überragende Stellung in der Verehrung. Und bei Cumä hatte Apollo, der Herrscher von Delphi, sein Orakel. Hier hauste in den Klüften die Sibylle, die das Schicksal kannte, die Zukunft



Abb. 3. Römischer Priester.
Nach einem Standbild im Vatikanischen Museum.
Phot. F. Bruckmann A.G., München.

erlauschte und ihre Sprüche auf Blätter schrieb, die der Wind dann in undeutbarem Durcheinander in die Welt verwirbelte.

Die spärlichen Reste römischer Ursagen verbinden diese Entwicklung der Religion mit dem Wirken ihrer mystischen Könige; ja, die ältesten Götter werden hier selbst als gute, alte, ländliche Herrscher aufgefaßt. Saturnus und Faunus erscheinen in dieser Doppelgestalt, Romulus geht über in den sabinischen Gott Quirinus. Der weise Numa, ein Sabiner, brachte den Jupiterkult und manch andere fremde Lehre, die er von der Nymphe Egeria empfangen hatte, nach Rom. Unter den Tarquiniern wurde dann der etruskische Einfluß mächtig, und zum letzten der Könige trat die Sibylle und brachte mit ihren Weisheitsbüchern vieles von hellenischem Glauben und griechischer Denkweise in die religiösen Anschauungen Roms.

So bildete sich in dunkler Vorzeit der Kreis der römischen Götter. Einen alles beherrschenden Mittelpunkt in ihm oder eine Abstufung höherer und niederer Grade der Götter anzugeben, ist jedoch, im Gegensatz zu Hellas, kaum möglich. Viele Elemente flossen hier zusammen, und doch blieb jedes für sich alleinberechtigt stehen. Man kann daher bei einer Betrachtung der römischen Götter nicht mit einem Oberhaupt beginnen; ein solches ist nicht klar ausgesprochen vorhanden.

Faunus, Saturnus, die alten Götter der Flur und des Waldes, herrschen wie Urväter über ihr Volk; die Sage macht sie zu Königen und Städtegründern. Sie haben das Vorrecht der Ursprünglichkeit, und die graueste Vergangenheit der Heimat verkörpert sich in ihnen. Quirinus, der alte Sabinergott, tritt hinzu und verschmilzt mit Romulus zur Tradition der eigentlichen Stadtgründung Roms. Allvater Jupiter thront wohl wie der hellenische Zeus weltumspannend über allen, aber der eigentliche Gott der Römer bleibt Mars, der Kriegsgott und Ahnherr Roms. Schließlich wird der Götterreigen von zwei Gestalten, als Anfang und Ende aller Verehrung, begrenzt und umrahmt, die unverrückbar als die ehrwürdigsten Pole der römischen Religion von Anbeginn dastehen, von Janus und Vesta.

In der gleichberechtigten Herrschaft so vieler Götterhäupter spricht sich deutlich der Charakter der römischen Religion aus, die nicht klar gliedern, unterscheiden und ihre Götterwelt menschen-

ähnlich gruppieren wollte, sondern jedem beließ, was sein war, zu friedlicher Wechselwirkung in den vielen Provinzen des vom Geist regierten Erdenlebens. Diesen Gesichtspunkt müssen wir festhalten, wenn wir trotzdem versuchen, die einzelnen Hauptgestalten enger umgrenzt zu betrachten und ihre Gesamtheit zur Übersicht ein wenig systematisch zu gliedern.

Alle Götter umrahmend, ihre Feste beginnend und beschließend, waren, wie schon gesagt, Janus und Vesta die heiligsten Mächte



Abb. 4. Haruspices. Nach einem Relief in der Villa Borghese zu Rom.

Roms. Die Gestalt des Janus mit dem Doppelantlitz, das vorwärts und rückwärts schaute, ist nur Italien eigen. Sein doppelter Blick, der Vergangenheit und Zukunft zugleich durchdringt, zeigt, daß er ein Gott der Zeit ist, ein Gott der Sonne mit deren Auf- und Niedergehen, und indem man das Auf- und Niedergehen als Durchschreiten einer Pforte über eine Schwelle auffaßte, wurde Janus zum Gott der Türen und Tore, die er öffnet und schließt, und sein heiliger Tempelbogen hatte einen doppelten Durchgang. Man dachte dabei wohl an das Gewölbe des Himmels, an dessen Schwelle der Tag und die Nacht grüßend

aneinander vorbeigehen. So waren denn alle Pforten Roms diesem obersten Gott heilig.

Besonders bekannt ist der Tempelbrauch des kriegerischen Volkes geworden, die mächtige Tür am Heiligtum des Janus nur dann zu schließen, wenn im Reich Frieden herrschte. Seit der Regierung des friedliebenden Königs Numa, der als Gründer des in Wahrheit wohl viel älteren Januskults genannt wird, hatte sich dies nur zweimal ereignet: sechs Jahre nach dem ersten Punischen Krieg für kurze Zeit, und dann im Jahre 29 vor Christus nach der Schlacht bei Actium. Vielerlei Legenden suchten diesen Brauch zu erklären. Beim Raub der Sabinerinnen soll Janus durch das offene Tor die kochenden Wasser einer Schwefelquelle dem Feind verderbenbringend entgegengeschleudert haben. Andere meinten, der kriegerische Gott müsse in Friedenszeiten hinter verschlossenen Pforten gehalten werden, um nicht kämpfend hervorzubrechen (Abb. 5). Tiefergreifend und richtiger ist die Auffassung, daß der Gott mit Drommetenschall seine kampffrohen Söhne hinausziehen lasse durch die weit geöffnete Pforte in den Krieg und seine Tore offen halte, bis die Krieger nach dem Sieg wieder in sein Heiligtum einziehen und sich die Pforten hinter diesen wieder schließen können.

Als ein Platz des Aus- und Eingehens sind auch die Seehäfen aufzufassen, und so war deren Gott P o r t u n u s eigentlich nur eine Abwandlung des Gottes Janus. Ihm blieb der Schiffbau geheiligt. Die Fluß- und Seegöttin Venilia wurde seine Gemahlin genannt; von manchen wurde der Nymphe Juturna oder auch einer anderen Quellnymphe diese Ehre zuerteilt; treten doch auch die aufsprudelnden Quellen aus dem Schoß der Erde heraus und fließen dabei gleichsam über eine Schwelle. Selbst von der Göttin Diana, von der noch später die Rede sein wird, glaubte man, schon auf Grund ihres Namens, daß sie einstmals eine zu Janus gehörige Gottheit war. Zudem ist sie die Göttin des Mondes, wie Janus der Gott der Sonne ist.

Als Hüter aller Pforten führte Janus einen großen Schlüssel in der Hand oder auch einen Wanderstab; denn wer stets aus- und eingeht, zieht viel des Weges. Die Sonne wandelt am Firmament dahin; ihr Lauf scheidet die Nacht vom Tag und bedingt den Wechsel der Jahreszeiten. So ist Janus die erste Stunde des

Tages und der erste Monat im Jahr, der von ihm seinen Namen hat, geweiht, gemäß der Vorstellung, daß Janus dem neuen Jahr sowohl wie dem jungen Tag die Pforte zum Eintritt öffnet.

Demnach ist es auch wohl zu begreifen, daß die Sage Janus in

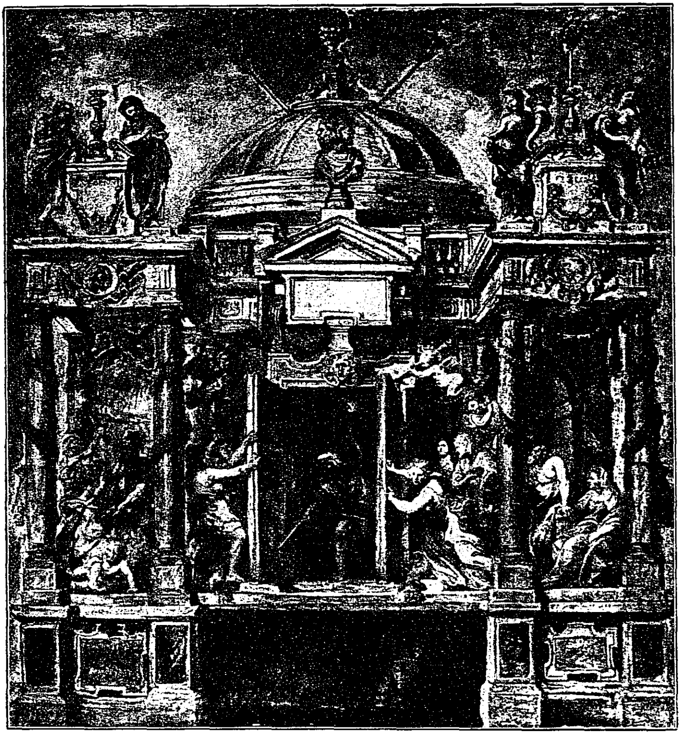


Abb. 5. Der Janustempel. Nach einem Gemälde von Peter Paul Rubens.
Phot. Franz Hanfstaengl, München.

grauester Urzeit zum ältesten König von Latium machte, als die Götter noch auf Erden herrschten. Seine Stadt lag im Gebiet des späteren Roms auf dem Hügel, der noch heute den Namen Janiculus trägt. Zu jener Zeit ward S a t u r n u s von Jupiter aus dem Himmel verstoßen und landete, zu Schiff umherirrend,

aneinander vorbeigehen. So waren denn alle Pforten Roms diesem obersten Gott heilig.

Besonders bekannt ist der Tempelbrauch des kriegerischen Volkes geworden, die mächtige Tür am Heiligtum des Janus nur dann zu schließen, wenn im Reich Frieden herrschte. Seit der Regierung des friedliebenden Königs Numa, der als Gründer des in Wahrheit wohl viel älteren Januskults genannt wird, hatte sich dies nur zweimal ereignet: sechs Jahre nach dem ersten Punischen Krieg für kurze Zeit, und dann im Jahre 29 vor Christus nach der Schlacht bei Actium. Vielerlei Legenden suchten diesen Brauch zu erklären. Beim Raub der Sabinerinnen soll Janus durch das offene Tor die kochenden Wasser einer Schwefelquelle dem Feind verderbenbringend entgegengeschleudert haben. Andere meinten, der kriegerische Gott müsse in Friedenszeiten hinter verschlossenen Pforten gehalten werden, um nicht kämpfend hervorzubrechen (Abb. 5). Tiefergreifend und richtiger ist die Auffassung, daß der Gott mit Drommetenschall seine kampffrohen Söhne hinausziehen lasse durch die weit geöffnete Pforte in den Krieg und seine Tore offen halte, bis die Krieger nach dem Sieg wieder in sein Heiligtum einziehen und sich die Pforten hinter diesen wieder schließen können.

Als ein Platz des Aus- und Eingehens sind auch die Seehäfen aufzufassen, und so war deren Gott P o r t u n u s eigentlich nur eine Abwandlung des Gottes Janus. Ihm blieb der Schiffbau geheiligt. Die Fluß- und Seegöttin Venilia wurde seine Gemahlin genannt; von manchen wurde der Nymphe Juturna oder auch einer anderen Quellnymphe diese Ehre zuerteilt; treten doch auch die aufsprudelnden Quellen aus dem Schoß der Erde heraus und fließen dabei gleichsam über eine Schwelle. Selbst von der Göttin Diana, von der noch später die Rede sein wird, glaubte man, schon auf Grund ihres Namens, daß sie einstmals eine zu Janus gehörige Gottheit war. Zudem ist sie die Göttin des Mondes, wie Janus der Gott der Sonne ist.

Als Hüter aller Pforten führte Janus einen großen Schlüssel in der Hand oder auch einen Wanderstab; denn wer stets aus- und eingeht, zieht viel des Weges. Die Sonne wandelt am Firmament dahin; ihr Lauf scheidet die Nacht vom Tag und bedingt den Wechsel der Jahreszeiten. So ist Janus die erste Stunde des

Tages und der erste Monat im Jahr, der von ihm seinen Namen hat, geweiht, gemäß der Vorstellung, daß Janus dem neuen Jahr sowohl wie dem jungen Tag die Pforte zum Eintritt öffnet.

Demnach ist es auch wohl zu begreifen, daß die Sage Janus in

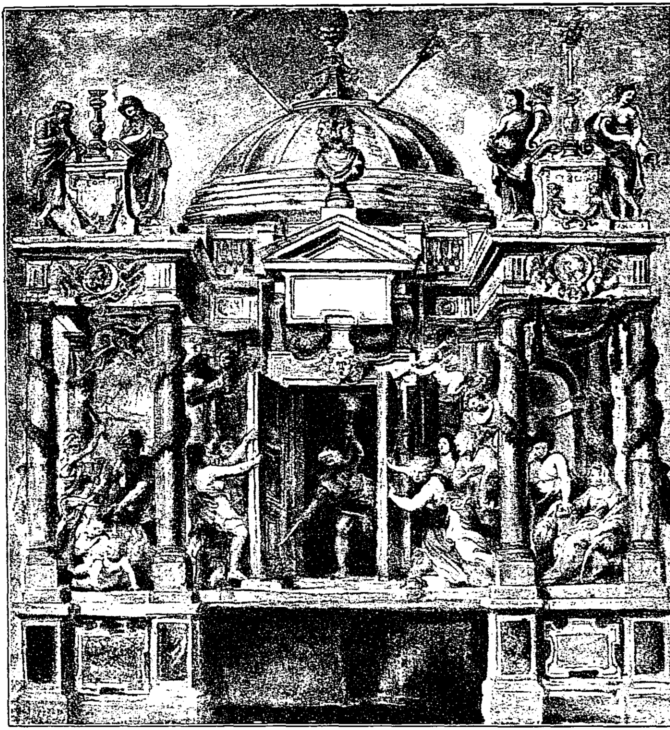


Abb. 5. Der Janustempel. Nach einem Gemälde von Peter Paul Rubens.
Phot. Franz Hanfstaengl, München.

grauester Urzeit zum ältesten König von Latium machte, als die Götter noch auf Erden herrschten. Seine Stadt lag im Gebiet des späteren Roms auf dem Hügel, der noch heute den Namen Janiculus trägt. Zu jener Zeit ward Saturnus von Jupiter aus dem Himmel verstoßen und landete, zu Schiff umherirrend,

an den Küsten Latiums. Janus nahm ihn freundlich auf, und der Gott lohnte ihm dies, indem er dem Volk den Segen des Ackerbaues lehrte. Dadurch gelangten die Latiner aus dem Zustand eines rohen und wilden Nomadenlebens auf die Stufe höherer Gesittung. Janus wollte dem göttlichen Gast den Segen vergelten, den er gebracht, und nahm ihn daher zum Mitregenten. Saturnus erbaute sich auf dem gegenüberliegenden Hügel eine eigene Stadt Saturnia, nach der auch der Berg benannt wurde, und nun begann für die Menschen unter so gütiger, weiser Herrschaft jenes »goldene Zeitalter«, das saturnische genannt, von dem die Dichter bis in unsere Zeit singen. Damals wurde die Erde zu einem friedlichen Paradies der Glückseligkeit, kein Laster und keine Sünde hatte Gewalt über die Menschen, die in Ruhe, Rechtschaffenheit und gesitteter Ordnung lebten. Alles gehörte allen gemeinsam, keiner war Herr oder Diener des andern, und die Tage flossen den Erdbewohnern leicht und selig dahin. Stets gedachten die Römer dankbar dieser glücklichen Zeit und feierten alljährlich das Gedenken daran durch das Jubelfest der Saturnalien. In ausgelassener Fröhlichkeit suchten sie für eine kurze Frist die Zustände der goldenen Zeit aufs neue sich vorzustellen; alle Standesunterschiede hörten auf oder verkehrten sich in ihr Gegenteil; der Sklave wurde zum Herrn und der Herr zum Sklaven, bis ein neuer Tag die Menschen wieder in ihr altes hartes Joch zurückzwängte und nur die goldene Erinnerung an den guten Herrscher Saturnus, den Freund des Götterfürsten Janus, verblieb.

Ungezählte Jahrhunderte nach jener mystischen Urzeit, aber noch in den halbverklungenen Tagen des zweiten Römerkönigs Numa, gelangte der Kult des Allvaters Jupiter (Abb. 6) von den Sabinerbergen nach Rom. Diese Gestalt, die ganz dem griechischen Zeus entspricht, wurde meist auf den Spitzen heiliger Höhen verehrt, über denen sich das blaue, himmlische Reich des Gottes ausbreitet. Auf der herrlichen Kuppe des erhabenen Monte Cavo, der oberhalb des in Trümmer gesunkenen Alba Longa das Albaner Gebirge krönt, stand der Tempel des Jupiter Latiaris; ein anderes Heiligtum erhob sich für den Jupiter Optimus Maximus, den »Besten und Größten«, auf der Spitze des Kapitols. In dem einen thronte der Gott als Haupt des latinischen Bundes, in dem

andern als oberster Schutzherr des römischen Staatswesens. Die Sage erzählt, daß dieser kapitolinische Tempel, für den man erst mühsam eine ebene Fläche schaffen mußte, von dem letzten König von Rom begonnen und erst im ersten Jahre der Republik vollendet wurde. Seltsame Wunder ereigneten sich bei seinem Bau: früher hatten nämlich die Sabiner auf der gleichen Höhe Heiligtümer des Grenzgottes Terminus und der Jugendgöttin Juventas errichtet. Diese beiden Götter wollten nun nicht weichen, als Jupiter seinen Einzug hielt. Man deutete dies aber als ein glückliches Zeichen, nämlich daß die Grenzen Roms ewig bestehen und die Stadt immer jugendlich stark bleiben würde. Andere erzählten, man habe beim Legen der Fundamente ein Haupt mit unzerstörten Gesichtszügen gefunden. Die Priester glaubten dies dahin auslegen zu müssen, daß Rom stets das unzerstörbare Haupt der Welt sein werde.

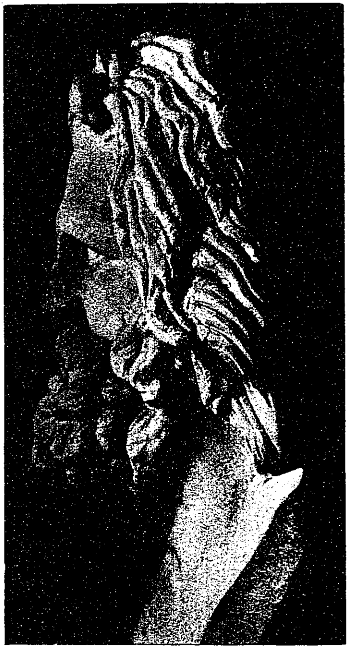


Abb. 6. Jupiter. Antikes Marmorbild in der Villa Albani zu Rom.
Phot. F. Bruckmann A.G., München.

Auf dem kapitolinischen Hügel erhob sich nun Jupiters herrliches Haus; hier thronte er als Vater kriegerischer Triumphe, zu dem der Feldherr nach dem Siege feiernd unter Vorantritt des ganzen Senates emporzog. Ihn trug, gleich dem Gotte selbst, dessen Abbild er war, ein goldener Wagen, gezogen von vier schneeweißen Rossen. Seine Hand hielt das elfenbeinerne Zepter mit dem Adler Jupiters, und über seinem Haupt schwebte als Triumphkrone der Eichenkranz des Gottes aus Gold und Edelsteinen. So nahte der Feldherr dem König des Himmels und legte, dankbar sich beugend, seinen Lorbeer in Jupiters Schoß.

an den Küsten Latiums. Janus nahm ihn freundlich auf, und der Gott lohnte ihm dies, indem er dem Volk den Segen des Ackerbaues lehrte. Dadurch gelangten die Latiner aus dem Zustand eines rohen und wilden Nomadenlebens auf die Stufe höherer Gesittung. Janus wollte dem göttlichen Gast den Segen vergelten, den er gebracht, und nahm ihn daher zum Mitregenten. Saturnus erbaute sich auf dem gegenüberliegenden Hügel eine eigene Stadt Saturnia, nach der auch der Berg benannt wurde, und nun begann für die Menschen unter so gütiger, weiser Herrschaft jenes »goldene Zeitalter«, das saturnische genannt, von dem die Dichter bis in unsere Zeit singen. Damals wurde die Erde zu einem friedlichen Paradies der Glückseligkeit, kein Laster und keine Sünde hatte Gewalt über die Menschen, die in Ruhe, Rechtschaffenheit und gesitteter Ordnung lebten. Alles gehörte allen gemeinsam, keiner war Herr oder Diener des andern, und die Tage flossen den Erdbewohnern leicht und selig dahin. Stets gedachten die Römer dankbar dieser glücklichen Zeit und feierten alljährlich das Gedenken daran durch das Jubelfest der Saturnalien. In ausgelassener Fröhlichkeit suchten sie für eine kurze Frist die Zustände der goldenen Zeit aufs neue sich vorzustellen; alle Standesunterschiede hörten auf oder verkehrten sich in ihr Gegenteil; der Sklave wurde zum Herrn und der Herr zum Sklaven, bis ein neuer Tag die Menschen wieder in ihr altes hartes Joch zurückzwängte und nur die goldene Erinnerung an den guten Herrscher Saturnus, den Freund des Götterfürsten Janus, verblieb.

Ungezählte Jahrhunderte nach jener mystischen Urzeit, aber noch in den halbverklungenen Tagen des zweiten Römerkönigs Numa, gelangte der Kult des Allvaters Jupiter (Abb. 6) von den Sabinerbergen nach Rom. Diese Gestalt, die ganz dem griechischen Zeus entspricht, wurde meist auf den Spitzen heiliger Höhen verehrt, über denen sich das blaue, himmlische Reich des Gottes ausbreitet. Auf der herrlichen Kuppe des erhabenen Monte Cavo, der oberhalb des in Trümmer gesunkenen Alba Longa das Albaner Gebirge krönt, stand der Tempel des Jupiter Latiaris; ein anderes Heiligtum erhob sich für den Jupiter Optimus Maximus, den »Besten und Größten«, auf der Spitze des Kapitols. In dem einen thronte der Gott als Haupt des latinischen Bundes, in dem

andern als oberster Schutzherr des römischen Staatswesens. Die Sage erzählt, daß dieser kapitolinische Tempel, für den man erst mühsam eine ebene Fläche schaffen mußte, von dem letzten König von Rom begonnen und erst im ersten Jahre der Republik vollendet wurde. Seltsame Wunder ereigneten sich bei seinem Bau: früher hatten nämlich die Sabiner auf der gleichen Höhe Heiligtümer des Grenzgottes Terminus und der Jugendgöttin Juventas errichtet. Diese beiden Götter wollten nun nicht weichen, als Jupiter seinen Einzug hielt. Man deutete dies aber als ein glückliches Zeichen, nämlich daß die Grenzen Roms ewig bestehen und die Stadt immer jugendlich stark bleiben würde. Andere erzählten, man habe beim Legen der Fundamente ein Haupt mit unzerstörten Gesichtszügen gefunden. Die Priester glaubten dies dahin auslegen zu müssen, daß Rom stets das unzerstörbare Haupt der Welt sein werde.



Abb. 6. Jupiter. Antikes Marmorbild in der Villa Albani zu Rom.
Phot. F. Bruckmann A.G., München.

Auf dem kapitolinischen Hügel erhob sich nun Jupiters herrliches Haus; hier thronte er als Vater kriegerischer Triumphe, zu dem der Feldherr nach dem Siege feiernd unter Vorantritt des ganzen Senates emporzog. Ihn trug, gleich dem Gotte selbst, dessen Abbild er war, ein goldener Wagen, gezogen von vier schneeweißen Rossen. Seine Hand hielt das elfenbeinerne Zepter mit dem Adler Jupiters, und über seinem Haupt schwebte als Triumphkrone der Eichenkranz des Gottes aus Gold und Edelsteinen. So nahte der Feldherr dem König des Himmels und legte, dankbar sich beugend, seinen Lorbeer in Jupiters Schoß.

Zu dem Gott des Sieges und Triumphes wurde Jupiter bei dem stolzen, kriegerischen Volk der Römer dadurch, daß er von Urbeginn an das strahlende Licht des blauen Firmamentes verkörperte, dem alle Finsternis weichen muß. Nicht die Sonne selbst war sein Reich, wohl aber kam aller Segen der heitern Höhe von ihm, wie auch der in goldener Wärme köstlich gereifte Wein. Wenn dann der Gott seine Erhabenheit hinter finstern Wolken verbarg und der Himmel schwer in düsterem Zorn niederhing, dann rollte der Donner Jupiters über die erschrockene Erde, und aus der Hand des himmlischen Vaters zuckten erbarmungslos die heiligen Blitze, bis Jupiter selbst seinen Sieg über die Dämonen der Finsternis errungen. Und wie das Firmament dann wieder strahlend und hell in unerschütterlicher Festigkeit prangte, so wußte man, daß Jupiter Recht und Treue ewig aufrecht hielt als der Schirmherr alles Guten. Daher berief sich der Mann beim Schwur auf ihn und stellte die Heiligkeit des Eides unter seinen Schutz.

Allumfassende Erhabenheit und Güte, das war das Wesen dieses wahren Vaters im Himmel, den der Römer in Dankbarkeit verehrte, den zu feiern er auf die Höhen hinaufzog, um ihm möglichst nahe zu sein.

Als eigentlichen Nationalgott hatte sich jedoch das Römervolk eine andere Gestalt erkoren, unter der es vollbewußt seinen großen geschichtlichen Lauf durch die Jahrhunderte vollbrachte. Das war Mars (siehe Kunstbeilage), der waffenschimmernde Gott des Krieges, der harte, gewaltige, kampfesfrohe Held des Himmels. Der dritte Monat des Jahres, der den Frühling bringt, trägt seinen Namen. Man hat wohl auch angenommen, daß diese himmlische Kraft den Römern ursprünglich nicht nur als eine kriegerische gegolten hat, sondern daß auch die Fülle der gesegneten Natur, die sich nach dem Winter zu neuem Leben und neuem Glanz emporringt, in Mars verkörpert sei. Aber wie sollte das zu dem Gott der Lanze passen, dem zwar der Ackerstier und der Specht des Waldes geheiligt waren, in erster Linie aber das Streitroß und der reißende Wolf, das Wahrzeichen Roms, als Symbol dienten.

In Mars, diesem durch und durch nationalen Gott, der schon von Anbeginn der Vater des Städtegründers gewesen, verehrte das Volk den Dämon der kriegerischen Begeisterung, die Roms Herrschaft allüberwindend bis an das Ende der Welt trug. Der

Römer fühlte sich selbst aus dem Blute und der Kraft des Mars entstanden. Er sang ihm zu Ehren stolze Kriegsgesänge und vertraute unerschütterlich der kriegerischen Hilfe des Himmels. Pavor und Pallor, die Götter der zitternden Angst und des blassen Schreckens, sah man im Gefolge das Mars dahinschreiten.

Das kam besonders bei einem seltsamen Brauch zum Ausdruck, der mit dazu beigetragen hat, den Kultus des Mars über ganz Italien zu verbreiten: es ist das der sogenannte heilige Frühling. Wenn schwere Schicksalsschläge oder Seuchen und dergleichen das Volk befallen hatten, so suchte man die Götter und unter ihnen besonders den Mars dadurch zu versöhnen, daß man ihm das Liebste darbrachte, was man hatte, und zwar die Erstlinge des Jahres: Vieh, Feldfrüchte und auch die junge Mannschaft. Tier und Korn wurden dann im kommenden heiligen Frühling wirklich geopfert, die Jugend aber, die der Weihe verfallen war, mußte, sobald sie herangewachsen war, das Land verlassen und zog dann gewöhnlich unter dem Schutze des Mars einer neuzugründenden Heimat entgegen. Die heiligen Tiere des Gottes gingen ihr führend voran, und es herrschte die Sage, daß so die Samniter, geleitet von einem Ackerstier, die Picenter von einem Specht, die Hirpiner in der Gefolgschaft eines Wolfes, in ihr späteres Vaterland kamen.

Unter den dem Mars heiligen Tieren ist besonders der Specht interessant, weil sich unter seinem Namen und seiner Gestalt eine andere Gottheit verbirgt, die aber unmittelbar zu Mars gehört und ursprünglich wohl nur eine besondere Seite dieses Gottes darstellte. Picus Martius, der Specht, war ursprünglich ein Seher oder Weissagegott und galt in der Reihe der mythischen Könige von Laurentum als Sohn des Saturnus und Vater des Faunus. Die Sage singt von ihm, daß er in seiner Jugend ein tapferer Krieger gewesen sei und so schön, daß ihn alle Quell- und Waldnymphen liebten. Seine Neigung aber galt allein der lieblichen Canens, die so herrlich zu singen verstand, daß Wälder und Steine ihr lauschten, die wilden Tiere sich gezähmt zu ihren Füßen niederlegten und die Flüsse und Vögel im Dahineilen innehielten, um ihr zu lauschen. Zu Picus selbst aber war die Zauberin Circe in unerwiderter Neigung entbrannt und wollte ihn niemand anderm gönnen. Als sie daher einmal gewahrte, wie der schöne,

königliche Kriegsmann in einem purpurroten Kragen mit goldener Spange auf einem Jagdzug im Wald der Nymphe lauschte, packte sie wütende Eifersucht, und sie verwandelte Picus in einen Specht, an dessen buntem Gefieder man noch heute den roten Kragen und die Goldspange erkennt. Tief im Wald klopft nun der Vogel des Mars zornig mit seinem harten Schnabel gegen die Stämme, ohne aber je von dem Zauber, der ihn bannt, Erlösung finden zu können.

Wie Mars ursprünglich zu dem Volksstamm auf dem Palatin gehörte, hatten die Sabiner von Cures eine ganz gleiche Göttergestalt, die den Namen Quirinus trug. Als sich die beiden Stämme zu einem Staatswesen zusammenschlossen, wurden anfangs beide Gottheiten als gleichwertig nebeneinander verehrt, bald aber verschmolz die verklärte Sagengestalt des zum Himmel entrückten Stadtgründers Romulus mit dem Gott Quirinus, der dann ausschließlich in dieser Bedeutung gefeiert wurde und als Stammesheros hohes Ansehen genoß.

Der Gottesdienst der großen Dreiheit Jupiter—Mars—Quirinus wurde, wie schon gesagt, umrahmt durch die Feier jener zwei Gottheiten, die am innigsten mit dem römischen Wesen verflochten waren: Janus zu Beginn und Vesta zum Beschluß.

Die Gestalt der Vesta ist für uns schon deshalb so wichtig, weil sie die einzige Frauengestalt in dem ältesten Götterkreise Roms ist. Deutlich erhellt daraus, um wieviel ernster und wie ausgesprochen männlich der Charakter der Römer gegenüber den vielseitigeren und differenzierteren Griechen war. Im Kult der Vesta und ihres heiligen Feuers tritt das Urpatriarchalische des römischen Wesens am klarsten hervor. Der Glaube an diese Göttin und ihr heiliger, strenger Dienst zeigen so recht deutlich, wo das religiöse Empfinden der Römer seinen Mittelpunkt hatte und aus welchen Gemütsquellen es gespeist wurde. Die latinische Phantasie schweifte nicht wie die Phantasie anderer Völker weithin durch den Weltenraum, belebte nicht Gestirne und ferne, unergründliche Elemente; sie haftete treu und ernst an der häuslichen Scholle, an der Heiligkeit des Herdes und seiner Flamme, also im Schoße der sittenreinen, gläubigen Familie. Faßt man das Staatswesen jener alten Zeit als eine solche Familie auf, so war Vesta und ihr Heiligtum gewissermaßen der Mittelpunkt, der Herd dieses ganzen Gemeinwesens.

Daher ist auch keiner anderen Gottheit Kult in Rom so unverändert bei den alten Vorschriften geblieben; das religiöse Bewußtsein fühlte, daß hier Urboden war, der unangetastet bleiben mußte. Sicherlich haben auch in einer für uns verschollenen Zeit enge Beziehungen zwischen der Verehrung des Janus und der Vesta bestanden: beide hingen innig mit dem Hauswesen zusammen; mit dem Aus- und Eingang einerseits, mit dem Mittelpunkt, dem Herd, anderseits.

Wie am Herd die Hausfrau über das Haus und über das Feuer wacht, so war der Dienst der Vesta und ihrer heiligen Flamme, die nie verlöschen durfte, einer weiblichen Priesterschaft, den sechs Vestalinnen (Abb. 7) anvertraut. Sie mußten Jungfrauen aus edlen Geschlechtern sein und traten noch im zarten Kindesalter für dreißig Jahre in den Dienst der Gottheit:



Abb. 7. Vestalin. Nach einem auf dem Forum zu Rom aufgefundenen Standbild.

zehn Jahre als Lernende, zehn Jahre zur Ausübung und zehn Jahre zur Unterweisung der Jüngeren. Erst dann stand den Priesterinnen frei, aus der Tempelgemeinschaft auszutreten und sich zu verehelichen; nur selten wurde davon Gebrauch gemacht.



Abb. 8. Juno. Nach einer Büste im Nationalmuseum (Abt. Ludovisi) zu Rom.

Neben dem heiligen Feuer barg der Vestatempel auch geheime Gegenstände, die außer den Priesterinnen nur deren geistiges Oberhaupt, der Pontifex maximus, kannte. Es mögen Symbole oder Unterpfänder der Macht Roms gewesen sein, besonders wurden die alten, aus Troja geretteten Penaten des Äneas darunter vermutet und vor allem das einst vom Himmel gefallene Palladium der Athene aus der troischen Burg Pergamos. Die Hüterinnen dieser Geheimnisse und des heiligen Feuers genossen die größten Ehren, ihr strenger Dienst brachte aber auch viele Entbehrungen mit sich und erforderte vollste Aufmerksamkeit. Wehe der Vestalin, die aus Nachlässigkeit das heilige Feuer ausgehen ließ! War das doch von schlimmster Vorbedeutung für das Staatswohl, und die Unglückliche wurde öffentlich blutiggepeitscht. Hatte sie sich aber gar in Liebe einem Manne zugeneigt, so wurde sie lebendig begraben und mußte mit diesem grausamen Tod die verletzte Reinheit der Göttin sühnen.

Wenn gesagt wurde, Vesta sei die einzige weibliche Gestalt unter den alten römischen Göttern, so gilt dies nur für die früheste Zeit. Als der Kultus des Jupiter aufkam, wurde auch dessen Gemahlin J u n o (Abb. 8), die Himmelskönigin und Hüterin der ehelichen Treue, angebetet. Sie gehörte mit M i n e r v a neben dem Himmelsvater selbst zu den drei großen kapitolinischen Gottheiten. In der

Äneassage werden wir hören, wie Juno erst nach schweren inneren Kämpfen aus der erbittertsten Feindin der Troer zur treuesten Stadtgöttin Roms wurde. Besonders aber war sie die Schutzgöttin der Frauen, wie schon oben bei Besprechung der Genien gezeigt wurde. Der Monat Juni war nach dieser Göttin benannt; heilig waren ihr weiße Kühe und die Gänse, die einst das Kapitol gerettet hatten; Ziegen waren Juno verhaßt.



Abb. 9. Standbild der sogenannten Flora, Rom.

Von einem andern Urgott, der einst in der römischen Verehrung an der Spitze stand, von **Saturnus**, haben wir schon gehört, daß er als der erste Fürst von Latium im goldenen Zeitalter gedacht wurde und daß damals ganz Italien nach ihm den Namen Saturnia getragen haben soll. Wie man in Jupiter die Gottheit der Luft sehen kann, so gehört Saturnus das Element der Erde. Er ist der Gott des Ackersegens und der Ernte auf dunkler Scholle und ist das Sinnbild des ruhigbeharrenden, frommen Bauernsinns der alten Römer. Die Erdenmutter **Tellus**, die Göttin des Wachstums **Ceres** (entsprechend der griechischen Demeter) gehören in diesen Kreis, und auch **Flora** (Abb. 9), die Göttin allen Blühens, ist hier zu nennen. Das himmlische Paar aber, das ureigentlich den

zehn Jahre als Lernende, zehn Jahre zur Ausübung und zehn Jahre zur Unterweisung der Jüngeren. Erst dann stand den Priesterinnen frei, aus der Tempelgemeinschaft auszutreten und sich zu verehelichen; nur selten wurde davon Gebrauch gemacht.



Abb. 8. Juno. Nach einer Büste im Nationalmuseum (Abt. Ludovisi) zu Rom.

Neben dem heiligen Feuer barg der Vestatempel auch geheime Gegenstände, die außer den Priesterinnen nur deren geistiges Oberhaupt, der Pontifex maximus, kannte. Es mögen Symbole oder Unterpfänder der Macht Roms gewesen sein, besonders wurden die alten, aus Troja geretteten Penaten des Äneas darunter vermutet und vor allem das einst vom Himmel gefallene Palladium der Athene aus der troischen Burg Pergamos. Die Hüterinnen dieser Geheimnisse und des heiligen Feuers genossen die größten Ehren, ihr strenger Dienst brachte aber auch viele Entbehrungen mit sich und erforderte vollste Aufmerksamkeit. Wehe der Vestalin, die aus Nachlässigkeit das heilige Feuer ausgehen ließ! War das doch von schlimmster Vorbedeutung für das Staatswohl, und die Unglückliche wurde öffentlich blutiggepeitscht. Hatte sie sich aber gar in Liebe einem Manne zugeneigt, so wurde sie lebendig begraben und mußte mit diesem grausamen Tod die verletzte Reinheit der Göttin sühnen.

Wenn gesagt wurde, Vesta sei die einzige weibliche Gestalt unter den alten römischen Göttern, so gilt dies nur für die früheste Zeit. Als der Kultus des Jupiter aufkam, wurde auch dessen Gemahlin J u n o (Abb. 8), die Himmelskönigin und Hüterin der ehelichen Treue, angebetet. Sie gehörte mit M i n e r v a neben dem Himmelsvater selbst zu den drei großen kapitolinischen Gottheiten. In der

Äneassage werden wir hören, wie Juno erst nach schweren inneren Kämpfen aus der erbittertsten Feindin der Troer zur treuesten Stadtgöttin Roms wurde. Besonders aber war sie die Schutzgöttin der Frauen, wie schon oben bei Besprechung der Genien gezeigt wurde. Der Monat Juni war nach dieser Göttin benannt; heilig waren ihr weiße Kühe und die Gänse, die einst das Kapitol gerettet hatten; Ziegen waren Juno verhaßt.



Abb. 9. Standbild der sogenannten Flora, Rom.

Von einem andern Urgott, der einst in der römischen Verehrung an der Spitze stand, von Saturnus, haben wir schon gehört, daß er als der erste Fürst von Latium im goldenen Zeitalter gedacht wurde und daß damals ganz Italien nach ihm den Namen Saturnia getragen haben soll. Wie man in Jupiter die Gottheit der Luft sehen kann, so gehört Saturnus das Element der Erde. Er ist der Gott des Ackersegens und der Ernte auf dunkler Scholle und ist das Sinnbild des ruhigbeharrenden, frommen Bauernsinns der alten Römer. Die Erdenmutter Tellus, die Göttin des Wachstums Ceres (entsprechend der griechischen Demeter) gehören in diesen Kreis, und auch Flora (Abb. 9), die Göttin allen Blühens, ist hier zu nennen. Das himmlische Paar aber, das ureigentlich den

Erntesegen brachte, waren Consus und seine Gemahlin Ops, die, gleich dem Korn in der Erde, einen unterirdischen Altar besaßen.

Der alte Saturnus betreute hauptsächlich die Aussaat, wenn auch die Erntesichel sein Symbol war; und wie der Landmann in der Saat seinen Reichtum und seine Hoffnung in die Tiefe senkt, so wurde der Staatsschatz ursprünglich in den Kellergewölben des Saturnustempels geborgen. Nächst den kapitolinischen Heiligtümern war der Saturnustempel der älteste in Rom, und aus der Zeit seiner späteren Erneuerung ragt noch jetzt ein Teil der hohen Säulen als schönstes der erhaltenen Denkmäler des römischen Forums empor (Abb. 10). Von dem fröhlichen Feste dieses Gottes, den Saturnalien, war schon die Rede. Sie waren weitaus die populärsten und heitersten in Rom. Man könnte sie eine Art antiken Karnevals nennen; auch Zusammenhänge mit gewissen Bräuchen unseres Weihnachtsfestes sind unverkennbar. Beide liegen um die Zeit der Lichtwende am Himmel, wo man in brennenden Wachskerzen den verjüngten Tag anzudeuten schien, und auch das Austauschen von Geschenken bei fröhlichen Schmausereien ist uns nicht fremd.

Das Element der Erde, das dem Römer so vertraut war und ihm im Gegensatz zu andern Religionen näher stand als die andern Elemente, bedurfte aber nicht nur für den urbar gemachten Acker einer Gottheit. Auch die weite Trift und der dunkle Wald mit seinen geheimnisvollen Schatten und seinem Getier mußten einer höheren Macht unterstehen. Hier finden wir den echt italischen Faunus, der als Sohn des Picus und als Vater des Latinus betrachtet wurde und mit der Gestalt des Silvanus ineinanderfließt, sofern er ausschließlich den Wald bedeutet, denn Faunus gehören auch die Weiden und Wiesen einsamer Fluren. So ist er recht eigentlich der Gott der Hirten, der den Herden Segen und Vermehrung spendet. Ihm zu Ehren feierten die Römer seit unvordenklichen Tagen das bis in die Zeit des Christentums bestehende Fest der Luperkalien. Dieser Name zeigt, daß Faunus zunächst der Wolfswürger ist und so Hirt und Herde schützte. Bei seinem Fest liefen die Priester halbnackt, nur mit Ziegenfellen bekleidet, um den palatinischen Hügel, als wollten sie durch dieses Umlaufen den Schutz der Herden andeuten. Die Maskerade ließ den Gott selbst als eine Art Kobold erscheinen,

dessen Gestalt bald mit der des griechischen Pan zusammenfloß, die bocksbeinig und gehörnt als eine Art naturfroher, dämonischer Spuk in den Büschen und auf den Fluren ihr Wesen trieb. Er galt als guter, fröhlicher Gott, der in dem Schatten der Einsamkeit, wo er mit Nymphen und Satyrn hauste, allerlei Schabernack und Possen spielte. Steif und fest behaupteten Bauern und Hirten, ihn öfters leibhaftig gesehen zu haben. Man schlachtete ihm zu Ehren ein Böcklein oder spendete beim Tanz dem heiteren, stets verliebten Dämon süßen Wein; denn so gut und freigebig der Gott im allge-

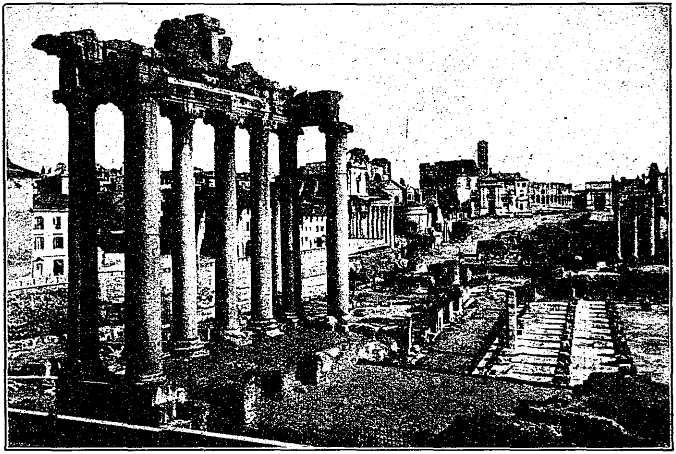


Abb. 10. Die Ruinen des Saturnustempels auf dem Forum zu Rom.

meinen war, so wurde er doch recht tückisch und boshaft, wenn man ihn vernachlässigte.

Neben der Betreuung der Herden pflegte Faunus aber auch die Weissagung. Wenn man im Wald oder auf der Flur seltsame Stimmen und den Widerhall des Echos hörte, so glaubte man, daß der Laut von dieser Gottheit komme, die etwas kundtun wolle. An diese Weissagungsgabe des Faunus knüpften sich mancherlei Sagen, wie Sterbliche Rat und Willen des Gottes zu erfahren suchten. So opferte ihm der alte König Latinus, um einen Ausweg aus den Nöten seines Volkes zu finden, in einem heiligen Haine Schafe und legte sich zum Schlafen auf deren Felle. Da hörte

Erntesegen brachte, waren Consus und seine Gemahlin Ops, die, gleich dem Korn in der Erde, einen unterirdischen Altar besaßen.

Der alte Saturnus betreute hauptsächlich die Aussaat, wenn auch die Erntesichel sein Symbol war; und wie der Landmann in der Saat seinen Reichtum und seine Hoffnung in die Tiefe senkt, so wurde der Staatsschatz ursprünglich in den Kellergewölben des Saturnustempels geborgen. Nächst den kapitolinischen Heiligtümern war der Saturnustempel der älteste in Rom, und aus der Zeit seiner späteren Erneuerung ragt noch jetzt ein Teil der hohen Säulen als schönstes der erhaltenen Denkmäler des römischen Forums empor (Abb. 10). Von dem fröhlichen Feste dieses Gottes, den Saturnalien, war schon die Rede. Sie waren weitaus die populärsten und heitersten in Rom. Man könnte sie eine Art antiken Karnevals nennen; auch Zusammenhänge mit gewissen Bräuchen unseres Weihnachtsfestes sind unverkennbar. Beide liegen um die Zeit der Lichtwende am Himmel, wo man in brennenden Wachskerzen den verjüngten Tag anzudeuten schien, und auch das Austauschen von Geschenken bei fröhlichen Schmausereien ist uns nicht fremd.

Das Element der Erde, das dem Römer so vertraut war und ihm im Gegensatz zu andern Religionen näher stand als die andern Elemente, bedurfte aber nicht nur für den urbar gemachten Acker einer Gottheit. Auch die weite Trift und der dunkle Wald mit seinen geheimnisvollen Schatten und seinem Getier mußten einer höheren Macht unterstehen. Hier finden wir den echt italischen Faunus, der als Sohn des Picus und als Vater des Latinus betrachtet wurde und mit der Gestalt des Silvanus ineinanderfließt, sofern er ausschließlich den Wald bedeutet, denn Faunus gehören auch die Weiden und Wiesen einsamer Fluren. So ist er recht eigentlich der Gott der Hirten, der den Herden Segen und Vermehrung spendet. Ihm zu Ehren feierten die Römer seit unvordenklichen Tagen das bis in die Zeit des Christentums bestehende Fest der Luperkalien. Dieser Name zeigt, daß Faunus zunächst der Wolfswürger ist und so Hirt und Herde schützte. Bei seinem Fest liefen die Priester halbnackt, nur mit Ziegenfellen bekleidet, um den palatinischen Hügel, als wollten sie durch dieses Umlaufen den Schutz der Herden andeuten. Die Maskerade ließ den Gott selbst als eine Art Kobold erscheinen,

dessen Gestalt bald mit der des griechischen Pan zusammenfloß, die bocksbeinig und gehörnt als eine Art naturfroher, dämonischer Spuk in den Büschen und auf den Fluren ihr Wesen trieb. Er galt als guter, fröhlicher Gott, der in dem Schatten der Einsamkeit, wo er mit Nymphen und Satyrn hauste, allerlei Schabernack und Possen spielte. Steif und fest behaupteten Bauern und Hirten, ihn öfters leibhaftig gesehen zu haben. Man schlachtete ihm zu Ehren ein Böcklein oder spendete beim Tanz dem heiteren, stets verliebten Dämon süßen Wein; denn so gut und freigebig der Gott im allge-

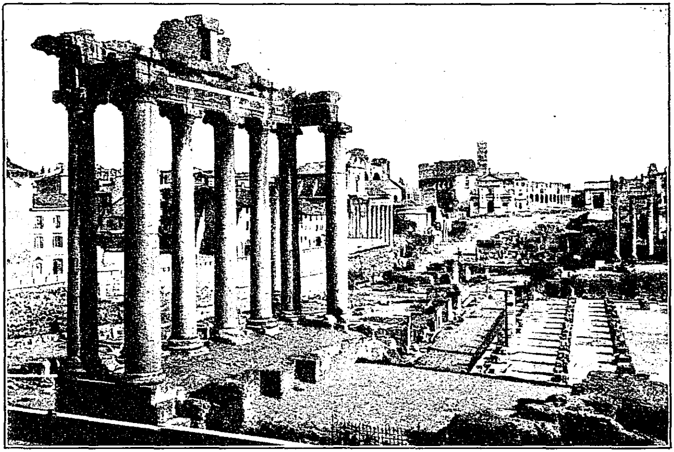


Abb. 10. Die Ruinen des Saturnustempels auf dem Forum zu Rom.

meinen war, so wurde er doch recht tückisch und boshaft, wenn man ihn vernachlässigte.

Neben der Betreuung der Herden pflegte Faunus aber auch die Weissagung. Wenn man im Wald oder auf der Flur seltsame Stimmen und den Widerhall des Echos hörte, so glaubte man, daß der Laut von dieser Gottheit komme, die etwas kundtun wolle. An diese Weissagungsgabe des Faunus knüpften sich mancherlei Sagen, wie Sterbliche Rat und Willen des Gottes zu erfahren suchten. So opferte ihm der alte König Latinus, um einen Ausweg aus den Nöten seines Volkes zu finden, in einem heiligen Haine Schafe und legte sich zum Schlafen auf deren Felle. Da hörte

er den Gott reden, und auch sonst waren viel seltsame Stimmen und Gesichter der himmlischen Dämonen um ihn her.

Von dem weisen König Numa wird erzählt, daß ihm die Weissagung und die Ratschläge der Nymphe Egeria, die sie ihm für das Wohl des Staates gab, nicht genügten; er wollte durchaus noch andere Geheimnisse der Götterwelt, besonders das der Blitzsühne, erfahren. Die Nymphe verriet ihm, daß nur Faunus und Picus ihn darüber belehren könnten, die sich jedoch freiwillig nie dazu verstehen würden. Es galt, beide Götter heimlich und gewaltsam mit Fesseln zu knebeln und so zur Antwort auf alle Fragen zu zwingen. Die Nymphe lehrte den König, wie diese Überlistung anzustellen sei. Unten am Aventin lag ein heiliger Eichenhain, dessen Schatten so dunkel war, daß man wohl den Sitz einer Gottheit hier vermuten konnte. Inmitten war eine kleine Waldwiese mit einer hellschimmernden Quelle, aus der Picus und Faunus zu trinken pflegten. Hier opferte der König ein Lamm, stellte Becher mit süßduftendem Wein auf und verbarg sich mit zwölf Gefährten in einer nahen Grotte. Als nun die Götter kamen, um ihren Durst zu stillen, erstaunten sie über den Wein und labten sich so gründlich daran, daß sie bald in tiefen Schlummer sanken. Da schlich der König heran und fesselte Faunus und Picus. Nach ihrem Erwachen weigerten sie sich anfangs, die Fragen des Königs zu beantworten; schließlich aber zwangen sie auf geheimnisvolle Weise, deren Einzelheiten nie ein Mensch erfahren hat, Jupiter auf die Erde herab, der dem anbetenden König seinen Willen tat. Auch später hat Faunus dem Herrscher noch manchmal durch nächtige Gesichte aus allerlei Drangsal geholfen. Numa war eben selbst ein heiliger Mann, der den Göttern lieb war und genau wußte, welche Vorschriften man befolgen mußte, um sie sich dienstbar zu machen.

Unsere Betrachtung der römischen Erdgottheiten würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht noch eines anderen guten Dämons, und diesmal eines weiblichen, gedächten, der zwar in der Sage allmählich eine Gestalt von Fleisch und Blut geworden, aber eigentlich doch nur die mütterliche Erde Latiums, aus der soviel Großes entsprungen ist, vergeistigt darstellte: der guten Acca Larentia. Einst galt sie wohl als Mutter der Laren, was schon der Name besagt, und waltete über der fruchtbaren Tiefe. Sie war der segenvolle Geist des Heimatbodens, in dem die Saat und die

Toten ruhten, und gehörte so zu den unterirdischen Dämonen des Schattenreichs.

Sie erschien den Römern stets wie ein treues, altes Mütterlein im Märchen. Tatsächlich gingen auch viele Legenden von ihr aus, in denen sie freilich meist schon als Menschenweib erscheint, jedoch so, daß ihr Charakter als gute Landesmutter dabei deutlich bleibt. Bei den Gründungssagen Roms werden wir sie als die Frau des Hirten F a u s t u l u s und als Ziehmutter des Romulus wiederfinden und daraus schon ihre nahen Beziehungen zur römischen Stadtflur erkennen.

Eine andere Sage verknüpft sie mit H e r k u l e s, der bei den Römern aus dem bekannten Heros schon zum üppigen, kraftstrotzenden Segensgott geworden war. Da wird nun erzählt, wie ein Hüter des Herkulestempels einst auf den Gedanken kam, mit dem Gott um ein prächtiges Mahl und ein schönes Mädchen zu würfeln. Gar bald hatte er verloren und mußte den Preis bezahlen. In Acca Larentia begegnete ihm das schönste Landmädchen, das er dem Gott mit einer köstlich zubereiteten Mahlzeit schenkte. Nachdem Herkules die Speise mit der lieblichen Dirne geteilt, entließ er sie mit dem Segen, daß ihr bald ein großes Glück zuteil werden würde. Acca Larentia wanderte von dannen und begegnete einem reichen, alten Mann mit Namen Tarutius, der in Tuszien große Ländereien besaß. Diesem gefiel das liebliche Landmädchen so außerordentlich, daß er es mit heimführte und zu seiner glücklichen Ehegattin machte. Bald darauf starb er und hinterließ Acca all seine Reichtümer, die sie später wiederum ihrem Ziehsohne Romulus als Grundstock seiner römischen Macht vererbte.

Wie die Elemente Luft und Erde bei den Römern ihre Gottheiten hatten, so standen auch Wasser und Feuer unter himmlischer Obhut. Den Gott der Fluten verknüpft das Volk jedoch nicht mit dem mächtigen, endlosen Meer, das ja auch in seinem Leben bei weitem nicht die wichtige Rolle spielte wie bei den Griechen, sondern mit der Wohltätigkeit des Wassers in Quellen, Bächen und Flüssen. N e p t u n u s hieß der Gebieter des feuchten Elements. Unzählige Nymphen und viele einzelne Stromgötter niederen Ranges bevölkerten die Wasserläufe. Erst spät, als die Römer ihre Herrschaft auch über das Meer ausdehnten und mit

dem Schiffskiel die Wogen durchfurchten, verschmolz die Gestalt des Neptunus mit dem griechischen Poseidon und breitete sich ihren Herrschaftsbereich über die Weiten des Ozeans aus.

Unter den Wassernymphen ist vor allem der guten, hilfreichen Juturna zu gedenken, die wir als Schwester des Rutulerfürsten Turnus in der Äneassage wiederfinden werden. Auf dem römischen Forum war ihr ein kleiner, noch heut bestehender See neben dem Tempel der Dioskuren geheiligt, in dem Castor und Pollux nach ihrer himmlischen Hilfe in der Schlacht am See Regillus ihre schweißtriefenden Götterrosse gelabt hatten.

Ebenso heilig und allgemein verehrt war in Rom die Nymphe Egeria, die in ihrer Liebe zu König Numa diesen Herrscher mit aller Weisheit begabte und ihn in jene Mysterien einweihte, durch deren Kenntnis er so viel zum Glück seines Reiches und zur Ordnung der Volksreligion beigetragen hat. Vor den Toren Roms zeigt man noch jetzt den heiligen Hain der Nymphe, in dessen feuchter Grotte sie den König unterwies und wo die Vestalinnen später das geweihte Wasser, das einzige, das sie benutzen durften, schöpften.

Die Gottheit des Feuers war bei den Römern Vulcanus (Abb. 11), der zum ältesten Bestand der latinischen Religion gehört, was ja schon durch die in Italien so häufigen elementaren Ausbrüche des Feuers aus dem Innern der Erde erklärlich ist. Nicht nur die feuerspeienden Berge Ätna und Vesuv kamen dafür in Betracht; noch an vielen andern Stellen, und damals gab es deren wohl noch mehr als heute, trat Vulcanus, schaurig und wunderbar zugleich, in heißen Dämpfen, glühenden Ergüssen und züngelnden Flammen den Römern als rätselvolle Erscheinung entgegen. Seine Macht wurde als ebenso segensvoll wie zerstörend erkannt, und so mußte auch der Gottesdienst ihn zugleich preisen und versöhnen. Sah man in ihm den Gott der Waffenschmiede, im Verein mit seinen rußigen Riesengesellen, den Kyklopen, in seiner Werkstatt im Ätna, so nannte man ihn Mulciber.

Wie der weise Numa mit den Geistern des feuchten Elements in nahe Berührung gebracht wurde, so erzählte man von dem römischen König Servius Tullius, daß er ein Sohn des Vulcanus sei, der, aus dem Herdfeuer steigend, einen Bund mit der

beim König Tarquinius Priscus gefangenen Königstochter Ocrisia geschlossen habe. Später wurde die Beziehung des Vulcanus zu dem genannten Herrscher dadurch noch deutlicher gemacht, daß man vorgab, in bestimmten wichtigen Augenblicken seines Lebens sei sein Haupthaar in lichten Flammen auflodernd erschienen.

In dieser Sage ist Vulcanus bereits mit dem Herdfeuer eng verbunden, und es ist ohne weiteres klar, daß er in den Kreis der Vesta und ihrer heiligen, ewig erhaltenen Flamme gehört. An dem ihm geheiligten Tage warf der Hausvater zur Versöhnung des Gottes kleine lebende Fische in die Flammen und opferte ihm so die Bewohner des entgegengesetzten Elementes.



Abb. 11. Vulcanus.
Nach einem Gemälde von Peter Paul Rubens.
Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Schon mehrfach wurde gezeigt, daß die meisten altitalischen Gottheiten alsbald mit den ihnen entsprechenden griechischen Göttern verschmolzen, daß aber das ursprüngliche Element überwiegend blieb. Dazu trat nun mit der Zeit eine Gruppe von Göttern, die sich bald ganz in dem neuen hellenischen Gewand versteckten; schließlich kamen sogar aus Hellas

dem Schiffskiel die Wogen durchfurchten, verschmolz die Gestalt des Neptunus mit dem griechischen Poseidon und breitete sich ihren Herrschaftsbereich über die Weiten des Ozeans aus.

Unter den Wassernymphen ist vor allem der guten, hilfreichen Juturna zu gedenken, die wir als Schwester des Rutulerfürsten Turnus in der Äneassage wiederfinden werden. Auf dem römischen Forum war ihr ein kleiner, noch heut bestehender See neben dem Tempel der Dioskuren geheiligt, in dem Castor und Pollux nach ihrer himmlischen Hilfe in der Schlacht am See Regillus ihre schweißtriefenden Götterrosse gelabt hatten.

Ebenso heilig und allgemein verehrt war in Rom die Nymphe Egeria, die in ihrer Liebe zu König Numa diesen Herrscher mit aller Weisheit begabte und ihn in jene Mysterien einweihte, durch deren Kenntnis er so viel zum Glück seines Reiches und zur Ordnung der Volksreligion beigetragen hat. Vor den Toren Roms zeigt man noch jetzt den heiligen Hain der Nymphe, in dessen feuchter Grotte sie den König unterwies und wo die Vestalinnen später das geweihte Wasser, das einzige, das sie benutzen durften, schöpften.

Die Gottheit des Feuers war bei den Römern Vulcanus (Abb. 11), der zum ältesten Bestand der latinischen Religion gehört, was ja schon durch die in Italien so häufigen elementaren Ausbrüche des Feuers aus dem Innern der Erde erklärlich ist. Nicht nur die feuerspeienden Berge Ätna und Vesuv kamen dafür in Betracht; noch an vielen andern Stellen, und damals gab es deren wohl noch mehr als heute, trat Vulcanus, schaurig und wunderbar zugleich, in heißen Dämpfen, glühenden Ergüssen und züngelnden Flammen den Römern als rätselvolle Erscheinung entgegen. Seine Macht wurde als ebenso segensvoll wie zerstörend erkannt, und so mußte auch der Gottesdienst ihn zugleich preisen und versöhnen. Sah man in ihm den Gott der Waffenschmiede, im Verein mit seinen rußigen Riesengesellen, den Kyklopen, in seiner Werkstatt im Ätna, so nannte man ihn Mulciber.

Wie der weise Numa mit den Geistern des feuchten Elements in nahe Berührung gebracht wurde, so erzählte man von dem römischen König Servius Tullius, daß er ein Sohn des Vulcanus sei, der, aus dem Herdfeuer steigend, einen Bund mit der

beim König Tarquinius Priscus gefangenen Königstochter Ocrisia geschlossen habe. Später wurde die Beziehung des Vulcanus zu dem genannten Herrscher dadurch noch deutlicher gemacht, daß man vorgab, in bestimmten wichtigen Augenblicken seines Lebens sei sein Hauptthaar in lichten Flammen auflodernd erschienen.

In dieser Sage ist Vulcanus bereits mit dem Herdfeuer eng verbunden, und es ist ohne weiteres klar, daß er in den Kreis der Vesta und ihrer heiligen, ewig erhaltenen Flamme gehört. An dem ihm geheiligten Tage warf der Hausvater zur Versöhnung des Gottes kleine lebende Fische in die Flammen und opferte ihm so die Bewohner des entgegengesetzten Elementes.



Abb. 11. Vulcanus.
Nach einem Gemälde von Peter Paul Rubens.
Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Schon mehrfach wurde gezeigt, daß die meisten altitalischen Gottheiten alsbald mit den ihnen entsprechenden griechischen Göttern verschmolzen, daß aber das ursprüngliche Element überwiegend blieb. Dazu trat nun mit der Zeit eine Gruppe von Göttern, die sich bald ganz in dem neuen hellenischen Gewand versteckten; schließlich kamen sogar aus Hellas

himmlische Gestalten zu hohen Ehren in Rom, denen hier ursprünglich gar keine ähnliche Gottheit entsprach, wie zum Beispiel Apollo.

Der Vorstellung der Diana (Abb. 12), die immer mehr der griechischen Artemis angeähnelt wurde, lag noch der Glaube an eine selbständige Göttin zugrunde, die den Mond personifizierte, wie ihr Namensvetter Janus die Sonne. Das silbrige Dämmerlicht des Mondes, das durch die Wälder flutet, war Dianas Kleid. Die tiefen Schatten der Forste und Haine waren ihr geheiligt. Hier streifte sie auf den Fährten des Wildes als Jagdkönigin umher. Diana ist eine typische Vertreterin jener italischen Göttergestalten, denen ursprünglich keine Tempel errichtet wurden, die vielmehr unter freiem Himmel, im Umkreis schöner Bäume Verehrung fanden. Mehrere Haine gab es in Latium, die als ihr geheiligte Bezirke galten, so besonders der Buchenwald bei Tuskulum und der Hain östlich von Arricia im Albanergebirge, der sich noch heute bis an den wundervoll klaren, kreisrunden See von Nemi, einen ehemaligen Krater, hinzieht. Diesen herrlichen, ernsten See nannte man den »Spiegel der Diana«; er war es auch wirklich, wenn die Scheibe des Vollmonds über dem einsamen Silberbecken aus den schwarzen Wäldern mild und schön auftauchte. Diana war weicher und sanfter als die griechische Artemis. Daher verehrten sie nicht nur die Jäger, sondern auch die Frauen neigten sich betend vor ihr und flehten um ihren Beistand in den Nöten ihres Lebens.

Eine ähnliche Verschmelzung fand zwischen der jungfräulichen Kriegs- und Weisheitsgöttin Griechenlands, Athene, und der italischen Minerva (siehe Kunstbeilage) statt. Ihr Doppelcharakter als Burggöttin und als Lehrerin der Weisheit und der schönen Künste gleicht völlig der griechischen Pallas, doch verehrten die Etrusker längst eine Minerva, der sie die Erfindung des Flötenspiels zuschrieben. Auch Blitze, die sonst nur aus Jupiters Hand niedersausen, durften nach diesem Glauben von seiner kriegerischen Tochter geschleudert werden. So lag denn auch der Tempel der Göttin neben dem Jupiters auf dem Kapitol. Bei den Festen, die hier ihren Ausgang nahmen, beteten hauptsächlich die Künstler, die Gelehrten und Erfinder zu der huldreichen Minerva. Die Mädchen und Frauen verehrten sie als Lehrmeisterin aller weiblichen Künste und zarten Arbeiten, wie überhaupt jedes Handwerk und jede geistige

Tätigkeit unter dem Schutz der Göttin stand. Ja, sie verkörperte die ganze Weisheit des Staates, und ihr Standbild ragte vor der Kurie auf. Das heilige Palladium aber, das nach der Sage aus dem Athenetempel der troischen Burg Pergamos stammt, wurde im Tempel der Vesta verwahrt. Man erzählte, daß Diomedes es aus Ilion geraubt und später freiwillig dem Äneas ausgeliefert habe. Kein Unberufener durfte es gewahren. Als am Ende des ersten Punischen Krieges das Heiligtum der Vesta in Flammen aufging, rettete der Pontifex maximus Metellus den teuren Schatz. Da es niemand erlaubt war, das Bildnis anzuschauen, nahm ihm die Göttin das Augenlicht. Die Römer aber verliehen ihm aus Dankbarkeit die sonst nie gestattete Ehre, daß er auf einem Wagen in den Senat fahren durfte.

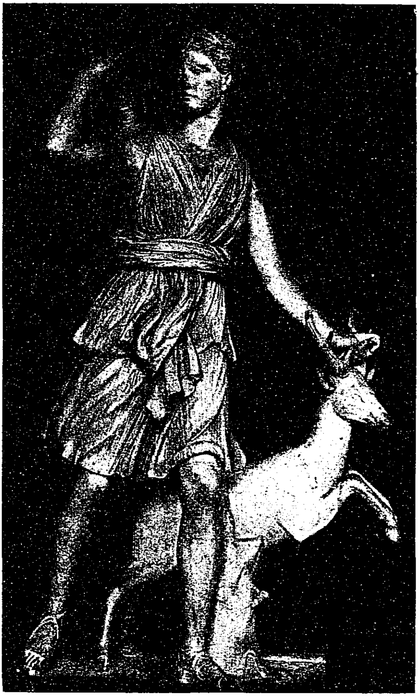


Abb. 12. Diana.
Nach einem Standbild im Louvre zu Paris.

Des Übergehens der italischen Venus in die Gestalt der griechischen Aphrodite muß noch gedacht werden. In dieser Form ist Venus als Göttin der Liebe aller Art erst eine späte Erscheinung der römischen Religion. Doch schon in dunkler Vorzeit muß diese schöne, freundliche Himmelsgestalt als Göttin alles Blühens, Werdens und Gedeihens gefeiert worden sein. Wie Flora spendete sie milde, reiche Gaben der Flur und den Schmuck der Gefilde. Alle Gärten waren ihr heilig, und die Gärtner und

himmlische Gestalten zu hohen Ehren in Rom, denen hier ursprünglich gar keine ähnliche Gottheit entsprach, wie zum Beispiel Apollo.

Der Vorstellung der Diana (Abb. 12), die immer mehr der griechischen Artemis angeähnelt wurde, lag noch der Glaube an eine selbständige Göttin zugrunde, die den Mond personifizierte, wie ihr Namensvetter Janus die Sonne. Das silbrige Dämmerlicht des Mondes, das durch die Wälder flutet, war Dianas Kleid. Die tiefen Schatten der Forste und Haine waren ihr geheiligt. Hier streifte sie auf den Fährten des Wildes als Jagdkönigin umher. Diana ist eine typische Vertreterin jener italischen Göttergestalten, denen ursprünglich keine Tempel errichtet wurden, die vielmehr unter freiem Himmel, im Umkreis schöner Bäume Verehrung fanden. Mehrere Haine gab es in Latium, die als ihr geheiligte Bezirke galten, so besonders der Buchenwald bei Tuskulum und der Hain östlich von Arricia im Albanergebirge, der sich noch heute bis an den wundervoll klaren, kreisrunden See von Nemi, einen ehemaligen Krater, hinzieht. Diesen herrlichen, ernsten See nannte man den »Spiegel der Diana«; er war es auch wirklich, wenn die Scheibe des Vollmonds über dem einsamen Silberbecken aus den schwarzen Wäldern mild und schön auftauchte. Diana war weicher und sanfter als die griechische Artemis. Daher verehrten sie nicht nur die Jäger, sondern auch die Frauen neigten sich betend vor ihr und flehten um ihren Beistand in den Nöten ihres Lebens.

Eine ähnliche Verschmelzung fand zwischen der jungfräulichen Kriegs- und Weisheitsgöttin Griechenlands, Athene, und der italischen Minerva (siehe Kunstbeilage) statt. Ihr Doppelcharakter als Burggöttin und als Lehrerin der Weisheit und der schönen Künste gleicht völlig der griechischen Pallas, doch verehrten die Etrusker längst eine Minerva, der sie die Erfindung des Flötenspiels zuschrieben. Auch Blitze, die sonst nur aus Jupiters Hand niedersausen, durften nach diesem Glauben von seiner kriegerischen Tochter geschleudert werden. So lag denn auch der Tempel der Göttin neben dem Jupiters auf dem Kapitol. Bei den Festen, die hier ihren Ausgang nahmen, beteten hauptsächlich die Künstler, die Gelehrten und Erfinder zu der huldreichen Minerva. Die Mädchen und Frauen verehrten sie als Lehrmeisterin aller weiblichen Künste und zarten Arbeiten, wie überhaupt jedes Handwerk und jede geistige

Tätigkeit unter dem Schutz der Göttin stand. Ja, sie verkörperte die ganze Weisheit des Staates, und ihr Standbild ragte vor der Kurie auf. Das heilige Palladium aber, das nach der Sage aus dem Athenetempel der troischen Burg Pergamos stammt, wurde im Tempel der Vesta verwahrt. Man erzählte, daß Diomedes es aus Ilion geraubt und später freiwillig dem Äneas ausgeliefert habe. Kein Unberufener durfte es gewahren. Als am Ende des ersten Punischen Krieges das Heiligtum der Vesta in Flammen aufging, rettete der Pontifex maximus Metellus den teuren Schatz. Da es niemand erlaubt war, das Bildnis anzuschauen, nahm ihm die Göttin das Augenlicht. Die Römer aber verliehen ihm aus Dankbarkeit die sonst nie gestattete Ehre, daß er auf einem Wagen in den Senat fahren durfte.



Abb. 12. Diana.
Nach einem Standbild im Louvre zu Paris.

Des Übergehens der italischen **Venus** in die Gestalt der griechischen **Aphrodite** muß noch gedacht werden. In dieser Form ist Venus als Göttin der Liebe aller Art erst eine späte Erscheinung der römischen Religion. Doch schon in dunkler Vorzeit muß diese schöne, freundliche Himmelsgestalt als Göttin alles Blühens, Werdens und Gedeihens gefeiert worden sein. Wie Flora spendete sie milde, reiche Gaben der Flur und den Schmuck der Gefilde. Alle Gärten waren ihr heilig, und die Gärtner und

Weinbauern opferten dieser gütigen Himmelsfee und beteten zu ihr. Später schrieb man ihr den Schutz jeder Art von friedlicher Vereinigung zu. So wurde sie zur Göttin des alten latinischen Bundes, von der schon in Lavinium und Ardea Heiligtümer gestanden haben, und hier setzte wohl schon die Sage von der troischen Einwanderung und von Äneas ein, als dessen Mutter Venus galt. Sie wurde Stammutter des römischen Volkes überhaupt; später erkor das edle Haus der Julier, das sich von Äneas' Sohn Julus herleitete, besonders seit Cäsar, diese Himmlische zur Schutzpatronin und Urmutter seiner berühmten Sippe. Das erklärt auch, warum die Tempel der Venus oft mit denen der Stadtgöttin Roma (Abb. 13) vereint waren. Aber auch neben Mars war ihr Platz, nicht nur, weil sie als dessen Gemahlin galt, sondern weil der Kriegsgott ja Stammvater des Volkes war.



Abb. 13. Büste der Roma, Rom.

Es wird manchem Leser aufgefallen sein, daß im Lauf der Entwicklung der römischen Religion immer mehr weibliche Gottheiten auftreten, während anfangs Vesta als einzige Frau im Rat der ältesten Himmlischen zu finden war. So darf es nicht wundernehmen, wenn neben Venus noch andere Göttinen des Segens stehen, deren Eigenart allerdings nicht sehr bedeutend ist. Genannt werden muß hier jedenfalls die Glücksgöttin Fortuna, die stets als glückbringender Genius über den Römern schwebte und ihren Liebling, den König Servius Tullius, ganz besonders be-

gnadet hatte. Ursprünglich mag dieser weibliche Himmelsdämon allerdings nicht nur das Glück, sondern das Schicksal überhaupt, seine Gunst und Ungunst, verkörpert und daher eine dunkle Seite gehabt haben. Auf ihrer rollenden Kugel eilt Fortuna dahin, bald verweilend, bald entschwindend, lächelt dem einen und kehrt sich vom andern. Dem Staate der Römer blieb sie lange genug hold.

Mit Ceres (Abb. 14) treten wir schon ganz in den Kreis jener Gottheiten, die aus Hellas oder dem griechischen Süditalien von Rom übernommen wurden. Der lateinische Name deutet zwar auf eine ursprünglich italische Göttin hin, doch deckt sich ihre Rolle völlig mit der der griechischen Demeter. Wie diese hat sie den Menschen den Ackerbau und damit den Segen einer seßhaften Kultur gelehrt. Einfachheit und friedlicher Fleiß stehen der Göttin am höchsten, reinen Herzens und mit schlichten Gaben wollte sie verehrt sein. Seltsame Gebräuche fanden an ihrem Jahresfest statt, von denen besonders die Fuchshetze im Zirkus beim Volke beliebt war. Da wurden Füchsen brennende Fackeln an die Schwänze gebunden, um so den gefährlichen Kornbrand, der in der Sommerhitze häufig die Felder befiel, zu versinn-



Abb. 14. Ceres. Nach einem antiken Standbild.

Weinbauern opferten dieser gütigen Himmelsfee und beteten zu ihr. Später schrieb man ihr den Schutz jeder Art von friedlicher Vereinigung zu. So wurde sie zur Göttin des alten latinischen Bundes, von der schon in Lavinium und Ardea Heiligtümer gestanden haben, und hier setzte wohl schon die Sage von der troischen Einwanderung und von Äneas ein, als dessen Mutter Venus galt. Sie wurde Stammutter des römischen Volkes überhaupt; später erkor das edle Haus der Julier, das sich von Äneas' Sohn Julus herleitete, besonders seit Cäsar, diese Himmlische zur Schutzpatronin und Urmutter seiner berühmten Sippe. Das erklärt auch, warum die Tempel der Venus oft mit denen der Stadtgöttin Roma (Abb. 13) vereint waren. Aber auch neben Mars war ihr Platz, nicht nur, weil sie als dessen Gemahlin galt, sondern weil der Kriegsgott ja Stammvater des Volkes war.



Abb. 13. Büste der Roma, Rom.

Es wird manchem Leser aufgefallen sein, daß im Lauf der Entwicklung der römischen Religion immer mehr weibliche Gottheiten auftreten, während anfangs Vesta als einzige Frau im Rat der ältesten Himmlischen zu finden war. So darf es nicht wundernehmen, wenn neben Venus noch andere Göttinen des Segens stehen, deren Eigenart allerdings nicht sehr bedeutend ist. Genannt werden muß hier jedenfalls die Glücksgöttin Fortuna, die stets als glückbringender Genius über den Römern schwebte und ihren Liebling, den König Servius Tullius, ganz besonders be-

gnadet hatte. Ursprünglich mag dieser weibliche Himmelsdämon allerdings nicht nur das Glück, sondern das Schicksal überhaupt, seine Gunst und Ungunst, verkörpert und daher eine dunkle Seite gehabt haben. Auf ihrer rollenden Kugel eilt Fortuna dahin, bald verweilend, bald entschwindend, lächelt dem einen und kehrt sich vom andern. Dem Staate der Römer blieb sie lange genug hold.

Mit Ceres (Abb. 14) treten wir schon ganz in den Kreis jener Gottheiten, die aus Hellas oder dem griechischen Süditalien von Rom übernommen wurden. Der lateinische Name deutet zwar auf eine ursprünglich italische Göttin hin, doch deckt sich ihre Rolle völlig mit der der griechischen Demeter. Wie diese hat sie den Menschen den Ackerbau und damit den Segen einer seßhaften Kultur gelehrt. Einfachheit und friedlicher Fleiß stehen der Göttin am höchsten, reinen Herzens und mit schlichten Gaben wollte sie verehrt sein. Seltsame Gebräuche fanden an ihrem Jahresfest statt, von denen besonders die Fuchshetze im Zirkus beim Volke beliebt war. Da wurden Füchsen brennende Fackeln an die Schwänze gebunden, um so den gefährlichen Kornbrand, der in der Sommerhitze häufig die Felder befiel, zu versinn-



Abb. 14. Ceres. Nach einem antiken Standbild.

bildlichen. Eine kleine Legende, die Ovid nach dem Bericht von Landleuten erzählt, knüpft sich an diesen Brauch: Auf seiner Bauernscholle saß ein arbeitsames Ehepaar, das sich im ehrlichen Schweiß abplagte, das Gütchen trefflich zu bestellen. Der zwölfjährige Sohn aber war ein kleiner Tunichtgut, stets voller Mutwillen und zu schlechten Streichen aufgelegt. Listig fing er sich einen Fuchs, der gerade den Hühnerstall beschlich. Um den Räuber zu bestrafen, umwickelte er ihn mit Heu und Stroh, setzte dann die Hülle in Brand und jagte das gequälte Tier fort. Die Strafe blieb nicht aus: Das vor Schmerz rasende Tier rannte über die Felder, die sogleich in Brand gerieten und völlig vernichtet wurden. Derart dachte man sich die Ursache des heiligen Brauches und das Entstehen der bösen Kornkrankheit, die durch zu starken und schnellen Sonnenbrand auf kühl betautem Korn entsteht, und ein Gesetz wurde erlassen, daß jeder Fuchs nach der Gefangennahme gleich zu töten sei.

Die Legende von Ceres und ihrer Tochter Proserpina, die der Totenfürst Pluto, als sie auf einer Blumenwiese spielte, mit seinem finsteren Rappengespann raubte und in die Tiefe der Unterwelt als seine Gemahlin entführte, gehört nicht hierher, denn sie ist eine alte, rein griechische Sage der Demeter und Persephone, wenn sie auch später in Rom weite Verbreitung fand.

Der latinischen Religion völlig fremd und ganz aus Griechenland, genauer von Süditalien, besonders von Cumä, übernommen ist die Gestalt des Apollo, die aber trotzdem nicht erst mit der Zeit, besonders unter den Kaisern, immer höherer Verehrung teilhaftig wurde, sondern schon von Anbeginn für den römischen Kultus und seinen Einfluß auf das Staatsleben die höchste Bedeutung erlangt hatte. Dies geschah infolge des engen Zusammenhangs des Gottes mit den unter dem letzten König Tarquinius Superbus nach Rom verbrachten »Sibyllinischen Büchern«. Wie wir von Delphi her wissen, war Apollo stets der Gott der Weissagung, dessen Priesterinnen nur den Willen des Himmelsvaters verkündeten. Auch außerhalb Delphis gab es Orakelplätze und Tempel, wo seine heiligen Prophezeiungen ertönten. Wenn wir an Kassandra, die unselige Priesterin des Gottes, denken und den Schutz, den Apollo stets den Trojanern gewährte, so sehen wir, wie weit die Herrschaft dieses Gottes der



Minerva auf dem Schilde ruhend.

Nach einem Gemälde von Joh. Heinr. Tischbein / Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Seite 44

bildlichen. Eine kleine Legende, die Ovid nach dem Bericht von Landleuten erzählt, knüpft sich an diesen Brauch: Auf seiner Bauernscholle saß ein arbeitsames Ehepaar, das sich im ehrlichen Schweiß abplagte, das Gütchen trefflich zu bestellen. Der zwölfjährige Sohn aber war ein kleiner Tunichtgut, stets voller Mutwillen und zu schlechten Streichen aufgelegt. Listig fing er sich einen Fuchs, der gerade den Hühnerstall beschlich. Um den Räuber zu bestrafen, umwickelte er ihn mit Heu und Stroh, setzte dann die Hülle in Brand und jagte das gequälte Tier fort. Die Strafe blieb nicht aus: Das vor Schmerz rasende Tier rannte über die Felder, die sogleich in Brand gerieten und völlig vernichtet wurden. Derart dachte man sich die Ursache des heiligen Brauches und das Entstehen der bösen Kornkrankheit, die durch zu starken und schnellen Sonnenbrand auf kühl betautem Korn entsteht, und ein Gesetz wurde erlassen, daß jeder Fuchs nach der Gefangennahme gleich zu töten sei.

Die Legende von Ceres und ihrer Tochter Proserpina, die der Totenfürst Pluto, als sie auf einer Blumenwiese spielte, mit seinem finsteren Rappengespann raubte und in die Tiefe der Unterwelt als seine Gemahlin entführte, gehört nicht hierher, denn sie ist eine alte, rein griechische Sage der Demeter und Persephone, wenn sie auch später in Rom weite Verbreitung fand.

Der latinischen Religion völlig fremd und ganz aus Griechenland, genauer von Süditalien, besonders von Cumä, übernommen ist die Gestalt des Apollo, die aber trotzdem nicht erst mit der Zeit, besonders unter den Kaisern, immer höherer Verehrung teilhaftig wurde, sondern schon von Anbeginn für den römischen Kultus und seinen Einfluß auf das Staatsleben die höchste Bedeutung erlangt hatte. Dies geschah infolge des engen Zusammenhangs des Gottes mit den unter dem letzten König Tarquinius Superbus nach Rom verbrachten »Sibyllinischen Bücher«. Wie wir von Delphi her wissen, war Apollo stets der Gott der Weissagung, dessen Priesterinnen nur den Willen des Himmelsvaters verkündeten. Auch außerhalb Delphis gab es Orakelplätze und Tempel, wo seine heiligen Prophezeiungen ertönten. Wenn wir an Kassandra, die unselige Priesterin des Gottes, denken und den Schutz, den Apollo stets den Trojanern gewährte, so sehen wir, wie weit die Herrschaft dieses Gottes der



Minerva auf dem Schilde ruhend.

Nach einem Gemälde von Joh. Heinr. Tischbein / Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Seite 44

Weissagung reichte. Die Priesterinnen, durch deren Mund er diese ertönen ließ, nannte man später Sibyllen; die berühmteste von diesen war die Sibylle von Cumä (Abb. 15). Die geheimnisvolle Seherin hauste in einer mit heißen Dämpfen gefüllten Grotte bei dem Avernersee, wo flüsternde Stimmen durch die unterirdischen Räume raunten, wie wenn rings Geister Zwiesprach hielten. Hier schrieb die Sibylle, der der Gott soviel Tage zu erleben verlieh, als Sandkörner am Strande lägen, ihre Sprüche in dunklen Zeilen auf Palmblätter, die der Wind auseinanderwehte. Zur Zeit des Königs Tarquinius Superbus soll diese Sibylle, die auch die Kimmerische genannt wird, in Rom in Gestalt einer uralten Greisin erschienen sein und dem König neun Bücher ihrer Weisheitssprüche zu einem hohen Preis angeboten haben. Als den König die Gabe zu kostbar dünkte, warf die Seherin drei Bücher ins Feuer und forderte für den Rest den gleichen Preis. Der König weigerte sich abermals, und sie verbrannte aufs neue drei Rollen, und nun erst erkannte der Herrscher, welch unschätzbares Gut ihm geboten wurde. Die übriggebliebenen drei Sibyllinischen Bücher wurden erworben und ein heiliges Priesterkollegium zu ihrer Be-



Abb. 15. Die Sibylle von Cumä.
Zeichnung von Peter Paul Rubens nach Michelangelo.

fragung eingesetzt. Nur auf Befehl des Senates durfte dies in kritischen Lagen des Staates geschehen, und wer je die Geheimnisse der Sprüche verriet, wurde gleich einem Vatermörder oder Tempelschänder unerbittlich aufs grausamste bestraft.

Naturgemäß brachte diese Verehrung der Sibyllensprüche auch eine solche Apollos mit sich, der doch ihr eigentlicher Urheber war. So fremd der Gott anfänglich den Latinern war, wurde doch in späteren Jahrhunderten neben Janus, Jupiter und Mars keiner so hoch gehalten und gefeiert wie er. Ja, als beim Aufstieg des Christentums und dem fortschreitenden Zerfall des Römerreiches die Götter nach und nach verblaßten, hielt sich der Dienst des Apollo am längsten. Er galt als Gott, der äußeren und inneren Schäden Heilung bringt, der die Menschen Kunst und Musik gelehrt hat und sie zu allem Schönen und Edlen begeistert.

Noch eine Unzahl anderer Götter hat Rom gehabt. Fast jeder Begriff wurde zu einer Gottheit, freilich mehr im allegorischen Sinn als in faßbarer Gestalt. Sie hier anzuführen, würde durch zu große Fülle verwirren. Erwähnt muß aber Mercurius (Abb. 16) werden, der dem griechischen Hermes gleich und wie dieser, von den Kaufleuten verehrt, ein Gott des Handels, des Gewinns und Verkehrs war. Der Gott der Ärzte, Äsculapius, entspricht dem griechischen Asklepios. Zum Schluß sei noch Dispater (Pluto), der Herrscher der Unterwelt, entsprechend dem griechischen Hades, erwähnt, von dessen Gemahlin Proserpina, der Tochter der Ceres, ja bereits die Rede war. Von dem Herrscher der Unterwelt muß man den vollziehenden Tod selbst, Orcus, unterscheiden, doch gehen beide Gestalten vielfach ineinander über, was ja bei der späten Aufnahme dieser griechischen Gottheit, die ursprünglich in Rom unbekannt war, erklärlich ist. Die römische Religion hat überhaupt den Totengöttern nicht gleichwertige Beachtung geschenkt wie andere Völker. Selbstverständlich besaßen die Mächte der Tiefe und des Sterbens stets ihren Kult, aber er enthielt nie diese düstere, entsetzliche Gegensätzlichkeit wie bei den lichtliebenden Griechen. Die ernsten Römer gedachten stets der guten und segnenden Seite jener Erddunkelheit, die nicht nur die Toten birgt, sondern auch den Samen und die Wurzeln neuen Lebens und Blühens. Und so beschäftigte sich der italische Glaube, wie wir ja schon bei der Erwähnung der Manen

gesehen haben, mehr mit den helfenden und schützenden Geistern der Ahnen und Abgeschiedenen drunten in der Unterwelt als mit deren Dämonen. Die Erde selbst in ihrer Tiefe bleibt diesem Volk vor allem Pflegerin und Wiege aufsteigender Größe, Heimat und mütterliche Scholle, die ihre sinkenden Kinder in sich aufnimmt, um sie neu zu gebären.


Abb. 16. Mercurius. Nach einem antiken Standbild.

Einen Heroenkultus in der Art und Ausdehnung wie die Griechen hatten die Römer nicht. Die wenigen Gestalten, die hier zu nennen wären, sind entweder irdische Helden oder gehen unmittelbar zu göttlichen Ehren ein. Außerdem knüpft das Wenige, das uns berichtet wird, an zwei griechische Namen an, an Herakles (römisch Herkules) und die Dioskuren, kann also auch nicht als ursprüngliche Sage gelten, sondern nur als örtliche Legende, die mit den übernommenen Halbgöttern verquickt wurde.

Das Verhältnis des Herkules zur Acca Larentia haben wir schon erörtert. Von noch älterer Herkunft mag das Abenteuer des Jupitersohnes mit dem Riesen Cacus sein, das Vergil in seinem großen Äneasepos (Gesang VIII) ausführlich erzählt:

Unter den zwölf Arbeiten, die Eurystheus dem Herkules auferlegte, war eine der letzten der schwierige Raub der Rinder des Geryones. Nachdem Herkules die Tat geglückt, galt es jedoch, diese Rinder durch viele Länder von Erytheia aus nach Hellas zu treiben. Nach Überquerung der Alpen gelangte der Heros mit

fragung eingesetzt. Nur auf Befehl des Senates durfte dies in kritischen Lagen des Staates geschehen, und wer je die Geheimnisse der Sprüche verriet, wurde gleich einem Vatermörder oder Tempelschänder unerbittlich aufs grausamste bestraft.

Naturgemäß brachte diese Verehrung der Sibyllensprüche auch eine solche Apollos mit sich, der doch ihr eigentlicher Urheber war. So fremd der Gott anfänglich den Latinern war, wurde doch in späteren Jahrhunderten neben Janus, Jupiter und Mars keiner so hoch gehalten und gefeiert wie er. Ja, als beim Aufstieg des Christentums und dem fortschreitenden Zerfall des Römerreiches die Götter nach und nach verblaßten, hielt sich der Dienst des Apollo am längsten. Er galt als Gott, der äußeren und inneren Schäden Heilung bringt, der die Menschen Kunst und Musik gelehrt hat und sie zu allem Schönen und Edlen begeistert.

Noch eine Unzahl anderer Götter hat Rom gehabt. Fast jeder Begriff wurde zu einer Gottheit, freilich mehr im allegorischen Sinn als in faßbarer Gestalt. Sie hier anzuführen, würde durch zu große Fülle verwirren. Erwähnt muß aber Mercurius (Abb. 16) werden, der dem griechischen Hermes gleich und wie dieser, von den Kaufleuten verehrt, ein Gott des Handels, des Gewinns und Verkehrs war. Der Gott der Ärzte, Äsculapius, entspricht dem griechischen Asklepios. Zum Schluß sei noch Dispater (Pluto), der Herrscher der Unterwelt, entsprechend dem griechischen Hades, erwähnt, von dessen Gemahlin Proserpina, der Tochter der Ceres, ja bereits die Rede war. Von dem Herrscher der Unterwelt muß man den vollziehenden Tod selbst, Orcus, unterscheiden, doch gehen beide Gestalten vielfach ineinander über, was ja bei der späten Aufnahme dieser griechischen Gottheit, die ursprünglich in Rom unbekannt war, erklärlich ist. Die römische Religion hat überhaupt den Totengöttern nicht gleichwertige Beachtung geschenkt wie andere Völker. Selbstverständlich besaßen die Mächte der Tiefe und des Sterbens stets ihren Kult, aber er enthielt nie diese düstere, entsetzliche Gegensätzlichkeit wie bei den lichtliebenden Griechen. Die ernsten Römer gedachten stets der guten und segnenden Seite jener Erddunkelheit, die nicht nur die Toten birgt, sondern auch den Samen und die Wurzeln neuen Lebens und Blühens. Und so beschäftigte sich der italische Glaube, wie wir ja schon bei der Erwähnung der Manen

gesehen haben, mehr mit den helfenden und schützenden Geistern der Ahnen und Abgeschiedenen drunten in der Unterwelt als mit deren Dämonen. Die Erde selbst in ihrer Tiefe bleibt diesem Volk vor allem Pflegerin und Wiege aufsteigender Größe, Heimat und mütterliche Scholle, die ihre sinkenden Kinder in sich aufnimmt, um sie neu zu gebären.



Abb. 16. Mercurius.
Nach einem antiken Standbild.

Einen *Heroenkultus* in der Art und Ausdehnung wie die Griechen hatten die Römer nicht. Die wenigen Gestalten, die hier zu nennen wären, sind entweder irdische Helden oder gehen unmittelbar zu göttlichen Ehren ein. Außerdem knüpft das Wenige, das uns berichtet wird, an zwei griechische Namen an, an *Herakles* (römisch Herkules) und die *Dioskuren*, kann also auch nicht als ursprüngliche Sage gelten, sondern nur als örtliche Legende, die mit den übernommenen Halbgöttern verquickt wurde.

Das Verhältnis des *Herkules* zur Acca Larentia haben wir schon erörtert. Von noch älterer Herkunft mag das Abenteuer des Jupitersohnes mit dem Riesen *Cacus* sein, das Vergil in seinem großen Äneasepos (Gesang VIII) ausführlich erzählt:

Unter den zwölf Arbeiten, die Eurystheus dem Herkules auferlegte, war eine der letzten der schwierige Raub der Rinder des Geryones. Nachdem Herkules die Tat geglückt, galt es jedoch, diese Rinder durch viele Länder von Erytheia aus nach Hellas zu treiben. Nach Überquerung der Alpen gelangte der Heros mit

seiner Herde durch Etrurien in die Gegend Roms, wo damals der gute Arkadierkönig Evandrus hauste. Dieser hatte mit seinem Volk schwer unter dem feuerspeienden Ungetüm Cacus zu leiden, das in einer Höhle am Fuß des Aventinhügels nahe dem Tiber hauste und rings Schaden und Schrecken verbreitete. Auch Herkules sollte das zu spüren bekommen. Der böse Riese stahl ihm heimlich aus der Herde die besten Stücke und zog sie zur Irreleitung des Verfolgers beim Schwanz rückwärts in seine Höhle. Als Herkules bald darauf mit seinen übrigen Rindern in der Nähe vorbeizog, brüllten die geraubten Tiere, die ihre Gefährten witterten, und verrieten so dem Helden das Versteck. Von einer Herausgabe des Raubes wollte der Riese nichts wissen; so kam es zwischen ihm und Herkules zu erbittertem Kampfe, der mit einem glänzenden Siege des Jupitersohnes endete. Herkules zerstörte die ganze feuerspeiende Schlucht und stürzte Wälder und Berge in den flammenden Abgrund. So wurde das Volk durch Herkules von zwei Übeln zugleich befreit und begrüßte jubelnd unter Evandrus' Führung den Heros. Dieser stiftete eine große Erinnerungsfeier, und Evandrus sagte mit seiner Sehergabe voraus, daß einst Herkules mit feierlichen Opfern hier als hilfreicher Gott verehrt werden würde, was ja später auch geschah.

Bei den Römern galt der Heros durchaus als Himmlischer, wie er ja wohl auch ursprünglich ein einheimischer Genius des ländlichen Segens und ein Schützer der Fluren gewesen ist. Als solcher, der den Hirten heilig war, Ungetüme ausrottete und das Land von Übeltätern mit starker Faust befreit hatte, mag er später mit der Gestalt des griechischen Heros verschmolzen sein. Allerdings war dessen Kult stets sehr weit, auch über Hellas hinaus, ausgedehnt, und manche italische Völkerschaften, so besonders die Sabiner und Etrusker, behaupteten, daß Herkules einer ihrer ursprünglichen Götter sei. Auch in Cumä, dem Sitz der Sibylle, war Herkules seit Urzeiten bekannt. Die Sage meldet hier, daß er den Damm zwischen dem Avernersee und dem Meere aufgeworfen habe, nachdem er siegreich mit den Giganten gekämpft.

Weiterhin wird berichtet, der sabinische S a b u s, ein Sohn des Lichtgottes S e m o S a n c u s, sei mit Herkules gleichzusetzen, und die Römer erzählten, eigentlich habe nicht Herkules, sondern einer ihrer Hirten, der riesenstarke G a r a n u s, den Cacus über-

wunden. Die Tradition beließ aber schließlich diese Tat doch bei Herkules, der wie ein Urvater des Volkes erschien. Nicht nur die Flurgöttin Acca Larentia wurde, wie wir hörten, mit ihm in Verbindung gebracht, man nannte ihn statt Evandrus den Vater des Helden Pallas. Auch der König Latinus wurde sein Sohn geheißen, und das berühmte römische Geschlecht der Fabier leitete seinen Ursprung von Herkules und einer Nymphe ab.

So war dieser Heros überall mit der Überlieferung des Landes verknüpft. Reichtum, Fülle und Segen schienen von ihm auszuströmen. Er galt aber auch als Genius der Wahrheit und Treue, bei dem besonders feierliche Verträge beschworen wurden. Überall im Lande ragten seine Altäre und Heiligtümer, in den Städten und an den Straßen.

Neben Herkules zogen noch zwei andere berühmte Namen der griechischen Heroenwelt schon früh in die römische Religion ein und gelangten rasch zu großen Ehren. Es war das Brüderpaar der Tyndariden, Castor und Pollux, die Dioskuren genannt. Sie galten als die Schutzpatrone der glorreichen römischen Ritterschaft. Damit hatte es folgende Bewandtnis:

Schon einmal, in einer entscheidenden Schlacht der Griechen, hatten die Zeussöhne in schimmernder Reiterwehr dem Heer beigestanden und zum Siege verholfen; danach waren sie plötzlich verschwunden. Aber das Gerücht von dem Siege hatte sich mit Windeseile auf rätselhafte Weise in ganz Griechenland verbreitet. Auf römischem Boden geschah nun etwas Ähnliches, bald nachdem sich Rom von seinem letzten Königstyrannen, dem stolzen Tarquinius, befreit hatte. Als dieser mit Waffengewalt im Bündnis mit den Tuskulanern gegen die junge Republik zu Felde zog, kam es am See Regillus (496 v. Chr.) zu einer furchtbaren Entscheidungsschlacht. Schon gerieten die Römer unter dem Diktator Postumius in schwere Bedrängnis, da erschienen plötzlich auf dem gefährdeten Flügel des Heeres zwei blendende Jünglingsgestalten, hoch zu Roß, von überirdischer Schönheit und Größe. Sie setzten sich an die Spitze der römischen Truppen und drangen mit ihnen so ungestüm auf den Feind ein, daß die Entscheidung der Schlacht sehr bald zugunsten der Römer fiel. Cicero erzählt, daß man noch zu seiner Zeit auf einem Felsen am See die ungeheure Hufspur des Götterrosses hätte sehen können. Gleich wie nach der Schlacht

in Hellas verbreitete sich auch hier die Kunde von dem Siege mit Blitzesgeschwindigkeit, und zwar sorgten die Dioskuren selbst dafür, daß die verzagende römische Bevölkerung die freudige Nachricht empfing. Auf dem Schlachtfeld war das schimmernde Brüderpaar verschwunden, dafür tauchten die göttlichen Jünglinge, mit schweißtriefenden Rossen und selber noch vom Staube des Kampfes bedeckt, plötzlich auf dem Forum von Rom auf und tränkten und badeten ihre ermüdeten Tiere in dem Becken der Nymphe Juturna. Staunend drängte das Volk heran und ließ sich von den Heroen verkünden, was geschehen war. Es waren aber auch Zweifler unter der Menge, und als einer darin gar zu laut seine Bedenken äußerte, strich ihm Castor, leise lächelnd, mit der Hand über den schwarzen Bart, der sich daraufhin in einen roten verwandelte. Spurlos verschwanden dann die Dioskuren vom römischen Forum; ihr Andenken aber blieb in Dankbarkeit und Ehrfurcht bestehen. Das Becken der Juturna ward seither auch ihnen geheiligt, und daneben erhob sich bald ein hehrer Tempel für die Zeussöhne, dessen Errichtung der Diktator Postumius schon auf dem Schlachtfelde gelobt hatte. Hierhin zogen nun alljährlich die stolzen Ritter Roms in glänzendem Zuge, um ihre neuerwählten Schutzpatrone zu feiern, die ihnen und dem Vaterlande so herrlich in höchster Not geholfen hatten.

Noch dreimal soll sich das Wunder ihres Erscheinens wiederholt haben: in der Schlacht bei Pydna (168 v. Chr.) und bei der Niederlage der so gefürchteten Cimbern (101 v. Chr.). Auch von der Schlacht von Pharsalus wird ähnliches erzählt, so daß wir die gläubig hingenommenen Heroensagen bis spät in die historische Zeit hinein wirksam sehen.

Die Äneassage

Trojas Zerstörung und Äneas' Rettung

Als die Griechen nach zehnjähriger Belagerung in nächtigem Überfall durch List in das gewaltige Troja eindrangen, erhob sich ein furchtbares Gemetzel. Die Schwerter der Feinde wüteten in der Finsternis. Die Brandfackeln flogen in die Häuser, bis überall die lichte Lohe emporschlug (Abb. 17) und die grauenhafte Zerstörung beleuchtete, der alles zum Opfer fiel, was zu widerstehen wagte. Die Leichen häuften sich in den Häusern und auf den Straßen. Die königliche Familie lag ermordet auf den Schwellen der Tempel und Altäre, zu denen sie sich hilfesuchend geflüchtet hatte, und in das Schreien der geängstigten Bewohner, in das Stöhnen und Ächzen der Verwundeten mischte sich der Höllenlärm der unter dem Brande zusammenkrachenden Häuser und Paläste. Überall toste die wilde Wut der unersättlichen Feinde, und es schien, als ob kein Trojaner dem Mordstahl entfliehen könne und kein Stein auf dem andern bleiben würde.

Wenn aber die Himmlischen auf dem hohen Olymp so den Griechen endlich den Sieg in die Hände spielten, gab es unter ihnen doch auch Götter, die stets treu zu den Trojanern gehalten hatten und nun mit blutendem Herzen die Niederlage ihrer Schützlinge sahen. Sie mußten sich dem Willen des allmächtigen Zeus und dem Walten des Schicksals fügen, sie waren zu schwach, um selbst helfend einzugreifen. Nur Venus konnte es nicht über sich bringen, ihren geliebten Sohn Äneas, den sie einst dem edlen Anchises geboren hatte, in dem allgemeinen Mordgetümmel erliegen zu lassen. Ein uraltes Orakel stand ihr zur Seite, das da weissagte, durch diesen entfernten Sproß des dardanidischen Königshauses werde sich in weit entlegenem Land der alte Stamm zu ungeahnter und noch weit herrlicherer Blüte neu entwickeln. Äneas, ein Vetter des Hektor, hatte in dem zehnjährigen Verteidigungskampf die größten Heldentaten verrichtet und war stets als einer

der Unermüdlichsten und Tapfersten gepriesen worden. Nie war sein Arm erlahmt oder sein Mut gebrochen. So erwog er auch jetzt noch als einziger, dem Besinnung und Widerstandskraft geblieben zu sein schienen, ob nicht die geliebte Vaterstadt selbst in dieser fürchterlichen und schier verzweifelten Lage noch zu retten sei. Sein anfeuernder Ruf sammelte eine Schar beherzter Krieger, die gleich dem Helden selbst nach dem ersten Schreck des Überfalls den alten Mut wiedergefunden hatten und lieber kämpfend sterben als feig verzagend und ruhmlos untergehen wollten. Wie wütende Löwen warf sich die Schar auf den schon siegestrunkenen Feind, der von dem unerwarteten Widerstand völlig überrascht war. Es gelang Äneas mit seiner tapfern Gefolgschaft, viele Griechen niederzuschlagen und an manchen Stellen dem Kampf eine unvermutete Wendung zu geben. Zu einem wirklichen Sieg aber war es schon zu spät und die Schar zu klein. Auch aus ihr fiel mancher, und so schmolz sie immer mehr zusammen. Es war ein letztes Aufbäumen alter Heldenkraft, die sich hier ehrenvoll aber nutzlos verblutete.

Die verzweifelte Lage gerade der Besten von Troja bemerkte Venus vom Himmel herab bekümmerten Herzens. Eben hatte ihr Sohn Äneas mit Verachtung aller Gefahren sich bis zu einem der gewaltigen Tempel Bahn gehauen, wo er rettungsbedürftige Schutzflehende zu finden glaubte. Er traf dort ein verzweifeltes Weib an, das sich angstvoll in den heiligen Bezirk geflüchtet hatte. Wie erstaunte er aber, als er bei näherem Hinschauen entdeckte, daß dies Helena war, die unselige Frau, die durch ihre Schönheit und Treulosigkeit Schuld an all dem Unglück, an der Vernichtung der ganzen Stadt trug. Um ihretwillen war dieser zehnjährige Kampf entbrannt; die sinnbetörende Herrlichkeit dieser Frau hatte ein blühendes Reich in Mord und Flammen untergehen lassen. Bei ihrem Anblick wallte Äneas das Herz vor Zorn und Abscheu über. Wohl zögerte er einen Augenblick, sein ehrliches Heldenschwert gegen ein Weib zu erheben; aber seine Empörung war so groß, daß er alle Bedenken niederkämpfte.

Eben wollte er die Anstifterin alles Unheils mit seiner Waffe durchbohren, als sich vor ihm ein Lichtschein erhob, der weit über die Tempelhöhe hinaus wuchs. In dem überirdischen Strahlenglanz, zu dem er kaum die Augen erheben konnte, erkannte der Held die Gestalt seiner göttlichen Mutter, so wie sie vor dem

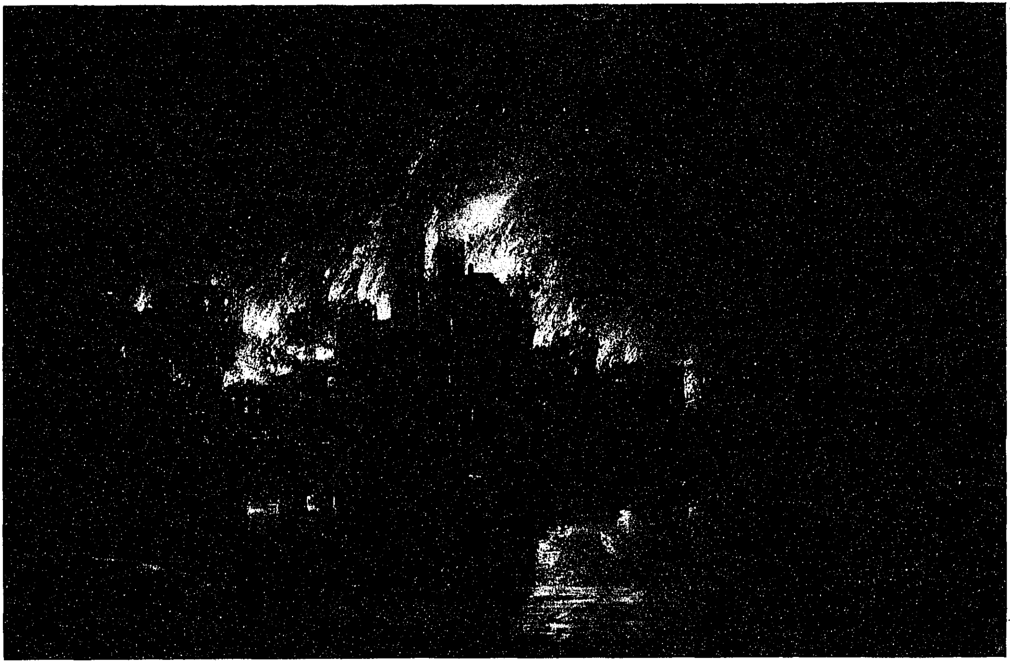


Abb. 17. Der Brand von Troja. Nach einem Gemälde von De Wet. Phot. F. Bruckmann A.G., München.

der Unermüdlichsten und Tapfersten gepriesen worden. Nie war sein Arm erlahmt oder sein Mut gebrochen. So erwog er auch jetzt noch als einziger, dem Besinnung und Widerstandskraft geblieben zu sein schienen, ob nicht die geliebte Vaterstadt selbst in dieser fürchterlichen und schier verzweifelten Lage noch zu retten sei. Sein anfeuernder Ruf sammelte eine Schar beherzter Krieger, die gleich dem Helden selbst nach dem ersten Schreck des Überfalls den alten Mut wiedergefunden hatten und lieber kämpfend sterben als feig verzagend und ruhmlos untergehen wollten. Wie wütende Löwen warf sich die Schar auf den schon siegestrunkenen Feind, der von dem unerwarteten Widerstand völlig überrascht war. Es gelang Äneas mit seiner tapfern Gefolgschaft, viele Griechen niederzuschlagen und an manchen Stellen dem Kampf eine unvermutete Wendung zu geben. Zu einem wirklichen Sieg aber war es schon zu spät und die Schar zu klein. Auch aus ihr fiel mancher, und so schmolz sie immer mehr zusammen. Es war ein letztes Aufbäumen alter Heldenkraft, die sich hier ehrenvoll aber nutzlos verblutete.

Die verzweifelte Lage gerade der Besten von Troja bemerkte Venus vom Himmel herab bekümmerten Herzens. Eben hatte ihr Sohn Äneas mit Verachtung aller Gefahren sich bis zu einem der gewaltigen Tempel Bahn gehauen, wo er rettungsbedürftige Schutzflehende zu finden glaubte. Er traf dort ein verzweifeltes Weib an, das sich angstvoll in den heiligen Bezirk geflüchtet hatte. Wie erstaunte er aber, als er bei näherem Hinschauen entdeckte, daß dies Helena war, die unselige Frau, die durch ihre Schönheit und Treulosigkeit Schuld an all dem Unglück, an der Vernichtung der ganzen Stadt trug. Um ihretwillen war dieser zehnjährige Kampf entbrannt; die sinnbetörende Herrlichkeit dieser Frau hatte ein blühendes Reich in Mord und Flammen untergehen lassen. Bei ihrem Anblick wallte Äneas das Herz vor Zorn und Abscheu über. Wohl zögerte er einen Augenblick, sein ehrliches Heldenschwert gegen ein Weib zu erheben; aber seine Empörung war so groß, daß er alle Bedenken niederkämpfte.

Eben wollte er die Anstifterin alles Unheils mit seiner Waffe durchbohren, als sich vor ihm ein Lichtschein erhob, der weit über die Tempelhöhe hinaus wuchs. In dem überirdischen Strahlenglanz, zu dem er kaum die Augen erheben konnte, erkannte der Held die Gestalt seiner göttlichen Mutter, so wie sie vor dem

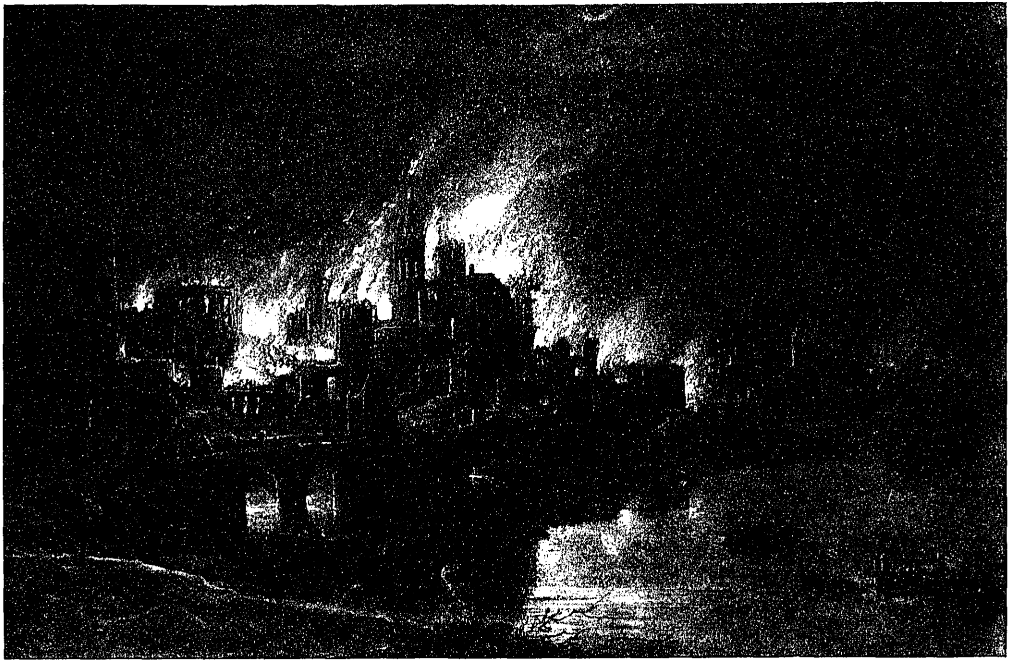


Abb. 17. Der Brand von Troja. Nach einem Gemälde von De Wet. Phot. F. Bruckmann A.G., München.

Throne Jupiters lichtumflossen dasteht, und vernahm ihre liebliche und doch Gehorsam heischende Stimme:

»Halt ein, mein Sohn, du tapfrer Held! Beflecke nicht dein Schwert mit dem Blut dieser Frau, und überlasse ihr Schicksal der Entscheidung des Himmels. Troja ist verloren, auch dein Mut kann es nicht mehr erretten. Denke lieber an dein Weib und deinen kleinen Sohn, an deinen greisen Vater, in welch furchtbarer Gefahr sie ohne deinen Schutz schweben. Eile heim in dein Haus, das nur ich bisher vor der Wut des Feuers und dem Mordstahl der Feinde bewahrt habe. Versuche, ob du die Deinen noch retten kannst. Sieh, ich zerstreue den Nebel und die Finsternis vor deinem sterblichen Auge. Nun kannst du trotz der Nacht den grausigen Untergang schauen, dem deine ganze Vaterstadt verfallen ist. Die Götter selbst stürzen die Mauern ein, Poseidon wütet von der Küste gegen das Gestade, und der Vater der Himmlischen hat seine dräuende Hand verderbenbringend über die unglückliche Feste gestreckt. Alles ist verloren, nur du selbst kannst noch mit den Deinen aus der Verwüstung fliehen, wenn du keine Zeit versäumst. Ich selbst will vor dir hergehen und dir den Weg weisen.«

Die Lichtgestalt der Mutter schwieg, und Äneas sah plötzlich hell wie am Tage ganz Troja in seinem grauenhaften Zusammensturz vor sich liegen. Geborsten die herrlichen Quadern, die Mauern Trümmer, die Heiligtümer geschändet. Fürchterliche Verwüstung, Not und Tod starrten ihm von allen Seiten entgegen. Da erkannte der Held, daß seine Mutter ihm recht geraten, daß auch der tapferste Arm hier vergeblich eingegriffen hätte. Mit blutendem Herzen entschloß er sich, dem Befehl der Göttin zu folgen und nur noch an Rettung der Seinen zu denken. Durch Flammen und Schwerter, über Leichen stürmte der Held fort, und eine unsichtbare Hand schuf ihm freie Bahn. Zuerst drang Äneas zur Wohnung seines Vaters durch und suchte den schon seit so vielen Jahren gelähmten Greis zu überreden, sich von ihm in das sichere Gebirge tragen zu lassen. Aber umsonst war alles Flehen. Mit der Hartnäckigkeit des Alters weigerte sich Anchises und bestand darauf, sein nutzloses Leben unter den Trümmern der geliebten Vaterstadt auszuhauchen.

»Eilt ihr von dannen,« rief er, »die ihr noch rüstig und jung seid! Ich alter Mann wäre euch nur unnütze Last und würde eurer

Flucht beschwerlich fallen. Rettet eure gesunde, starke Jugend und spart sie für bessere Tage auf, damit ihr anderswo euch eine neue Heimat gründen könnt. Mein müdes Haupt will den Fall Trojas nicht überleben; unter den Trümmern meiner Vaterstadt will ich begraben sein. Irgend ein barmherziger Feind wird sich wohl finden, der mich mit seinem Schwerte von meiner Qual und Trauer erlöst. Mich hassen die Götter. Mögen sie euch gnädiger sein!«

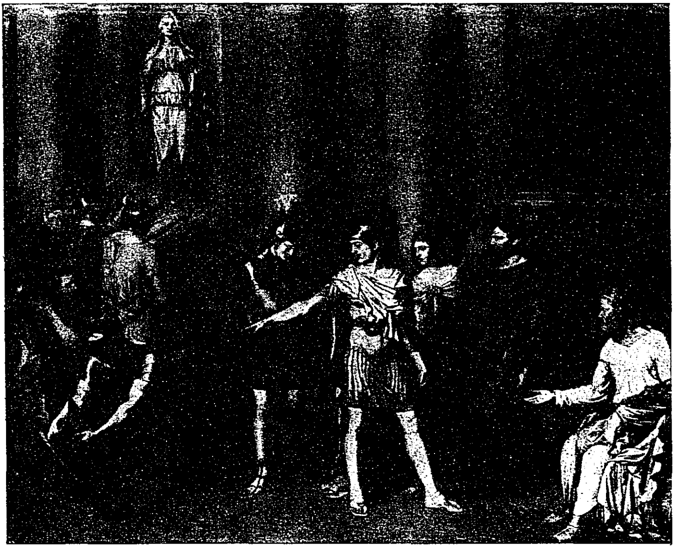


Abb. 18. Abschied des Äneas von Troja. Nach einem Gemälde von Flémal.
Phot. F. Bruckmann A.G., München.

Unbeweglich blieb er stehen, keine Träne und keine Bitten vermochten ihn zu bewegen, seine eigensinnige Weigerung aufzugeben. Äneas aber hielt es für seine Sohnespflicht, sich nicht ohne den greisen Vater in Sicherheit zu bringen (Abb. 18). Verzweifelt griff er aufs neue nach Schwert und Schild und klagte seine Mutter an, daß sie ihn zu diesem vergeblichen Gang veranlaßt hatte. Schon wollte er sich dem Feinde entgegenstürzen, da warf sich sein geliebtes Weib Kreusa mit dem kleinen Söhnchen Askanius ihm weinend in den Weg und beschwor ihn, nicht in den sichern Tod

Throne Jupiters lichtumflossen dasteht, und vernahm ihre liebliche und doch Gehorsam heischende Stimme:

»Halt ein, mein Sohn, du tapfrer Held! Beflecke nicht dein Schwert mit dem Blut dieser Frau, und überlasse ihr Schicksal der Entscheidung des Himmels. Troja ist verloren, auch dein Mut kann es nicht mehr erretten. Denke lieber an dein Weib und deinen kleinen Sohn, an deinen greisen Vater, in welch furchtbarer Gefahr sie ohne deinen Schutz schweben. Eile heim in dein Haus, das nur ich bisher vor der Wut des Feuers und dem Mordstahl der Feinde bewahrt habe. Versuche, ob du die Deinen noch retten kannst. Sieh, ich zerstreue den Nebel und die Finsternis vor deinem sterblichen Auge. Nun kannst du trotz der Nacht den grausigen Untergang schauen, dem deine ganze Vaterstadt verfallen ist. Die Götter selbst stürzen die Mauern ein, Poseidon wütet von der Küste gegen das Gestade, und der Vater der Himmlischen hat seine dräuende Hand verderbenbringend über die unglückliche Feste gestreckt. Alles ist verloren, nur du selbst kannst noch mit den Deinen aus der Verwüstung fliehen, wenn du keine Zeit versäumst. Ich selbst will vor dir hergehen und dir den Weg weisen.«

Die Lichtgestalt der Mutter schwieg, und Äneas sah plötzlich hell wie am Tage ganz Troja in seinem grauenhaften Zusammensturz vor sich liegen. Geborsten die herrlichen Quadern, die Mauern Trümmer, die Heiligtümer geschändet. Fürchterliche Verwüstung, Not und Tod starrten ihm von allen Seiten entgegen. Da erkannte der Held, daß seine Mutter ihm recht geraten, daß auch der tapferste Arm hier vergeblich eingegriffen hätte. Mit blutendem Herzen entschloß er sich, dem Befehl der Göttin zu folgen und nur noch an Rettung der Seinen zu denken. Durch Flammen und Schwerter, über Leichen stürmte der Held fort, und eine unsichtbare Hand schuf ihm freie Bahn. Zuerst drang Äneas zur Wohnung seines Vaters durch und suchte den schon seit so vielen Jahren gelähmten Greis zu überreden, sich von ihm in das sichere Gebirge tragen zu lassen. Aber umsonst war alles Flehen. Mit der Hartnäckigkeit des Alters weigerte sich Anchises und bestand darauf, sein nutzloses Leben unter den Trümmern der geliebten Vaterstadt auszuhauchen.

»Eilt ihr von dannen,« rief er, »die ihr noch rüstig und jung seid! Ich alter Mann wäre euch nur unnütze Last und würde eurer

Flucht beschwerlich fallen. Rettet eure gesunde, starke Jugend und spart sie für bessere Tage auf, damit ihr anderswo euch eine neue Heimat gründen könnt. Mein müdes Haupt will den Fall Trojas nicht überleben; unter den Trümmern meiner Vaterstadt will ich begraben sein. Irgend ein barmherziger Feind wird sich wohl finden, der mich mit seinem Schwerte von meiner Qual und Trauer erlöst. Mich hassen die Götter. Mögen sie euch gnädiger sein!«

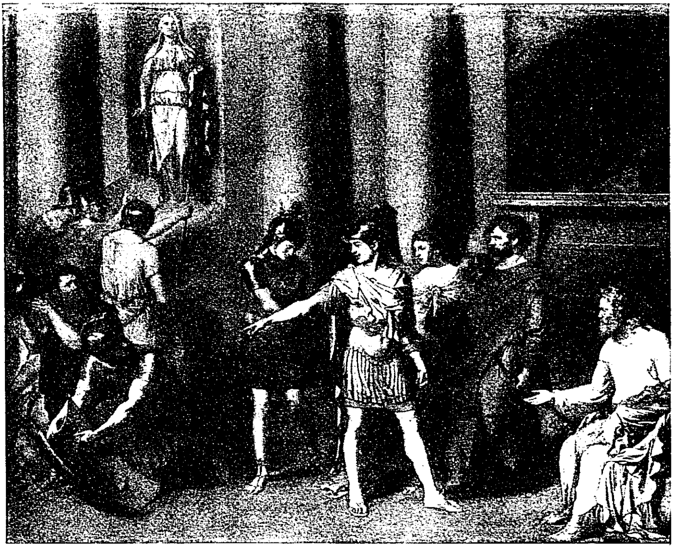


Abb. 18. Abschied des Äneas von Troja. Nach einem Gemälde von Flémal.
Phot. F. Bruckmann A.G., München.

Unbeweglich blieb er stehen, keine Träne und keine Bitten vermochten ihn zu bewegen, seine eigensinnige Weigerung aufzugeben. Äneas aber hielt es für seine Sohnespflicht, sich nicht ohne den greisen Vater in Sicherheit zu bringen (Abb. 18). Verzweifelt griff er aufs neue nach Schwert und Schild und klagte seine Mutter an, daß sie ihn zu diesem vergeblichen Gang veranlaßt hatte. Schon wollte er sich dem Feinde entgegenstürzen, da warf sich sein geliebtes Weib Kreusa mit dem kleinen Söhnchen Askanius ihm weinend in den Weg und beschwor ihn, nicht in den sichern Tod

zu gehen. »Willst du aber, grausamer Mann,« rief sie schluchzend, »dein Herz nicht erweichen lassen, so laß uns wenigstens mit dir sterben. Doch hoffst du noch auf Rettung, so bleibe hier und schütze uns und dein Heim.«

Jammernd rief sie es aus. Auch Äneas wurde von Schmerz übermannt und beugte sich verzweifelt zu dem Kleinen nieder. Da begab sich ein seltsames Wunder. Des Knaben Lockenhaar schien wie von Feuersglut umflossen, aber nicht wie von irdischer Glut, und als man besorgt eilen wollte, den Brand mit Wasser zu ersticken, streckte plötzlich der alte Anchises mit freudehellem Blick die Hände gen Himmel und rief: »Großer Zeus, du hast uns erhört, dein segnendes Licht leuchtet uns wieder. Jetzt erkenne ich, daß du noch Großes mit deinem Stamm vorhast. Wenn du gewillt bist, uns zu erretten, so gib uns ein deutliches Zeichen.«

Kaum hatte der Alte ausgesprochen, da krachte ein lauter Donnerschlag; ein funkelndes Gestirn flog in langsamem Bogen durch die Luft und zog eine Silberfurche hinunter nach den fernen Triften des Idagebirges.

Jetzt war es der Greis selbst, der zur Flucht drängte. Das göttliche Zeichen hatte seine Zuversicht gestärkt, und als Äneas sich ihm nahte, um in treuer Sohnesliebe den siechen Mann auf seine Schultern zu heben, widerstand er nicht länger. Der Held faßte den kleinen Knaben an der Hand, hieß seine Gattin Kreusa ihm unmittelbar auf dem Fuße folgen und rief seinen Knechten zu, sich draußen vor der Stadt an dem verlassenen Cerestempel zu sammeln. »Du aber, Vater,« sagte er, »nimm die Heiligtümer des Hauses in deine ehrwürdigen Hände. Noch sind die meinen vom Blute unserer Feinde gerötet und dürfen Göttliches nicht berühren.«

So eilten die Vier durch die schreckliche Nacht von dannen. Äneas, der selbst im furchtbarsten Gedränge der Schlacht niemals gezittert hatte, schauerte vor jedem Lufthauch und fühlte bei jedem Laut sein Herz erbeben, als er so sein Liebstes zu retten strebte. Aber wieder stand ihm eine unsichtbare Macht zur Seite und hüllte ihn vor den Feinden wie in einen Nebel ein. Unbehelligt gelangten sie eiligen Schrittes in die Nähe des Tores. Da plötzlich schallte Waffenlärm hinter ihnen; der erschrockene Vater sah Schilde funkeln und blankgeschliffene Helme aus dem Dunkel

schimmern. Erschrocken trieb er den Sohn an, rascher weiterzueilen. Eine wilde Angst verwirrte Äneas' Sinne. Er stürzte keuchend mit seiner teuren Last und dem weinenden Knaben an der Hand vorwärts (siehe Kunstbeilage), ohne mehr des Weges zu achten, und nur bestrebt, aus dem Banne der Mauern das freie Feld und den schützenden Tempel zu erreichen. Als er den Altar vor sich gewahrte und dort eine Menge seines Gesindes versammelt sah, wurde ihm plötzlich mit unnennbarem Schrecken klar, daß sein teures Weib Kreusa ihm in dem höchsten Augenblick der Gefahr nicht mehr gefolgt sein mußte. Nirgends fand sich eine Spur von ihr, und keiner konnte ihm über den Verbleib des Weibes Auskunft geben. In sinnloser Angst stürzte der Held wieder zurück, die Seinen der Obhut der Götter überlassend. Den blanken Stahl in der Faust, durchstürmte er aufs neue das Tor und bahnte sich, einem Rasenden gleich, über Trümmer und Leichen einen Weg durch die verwüsteten Gassen. Rings umloderten ihn die Flammen, die vom Wind hochauf zum Himmel gepeitscht wurden und seinen Pfad bis hinauf zur Burg des Königs erhellten. Aber nirgends gewahrte er die Vermißte. Kreusa blieb verschwunden, als hätte die Erde sie verschlungen, ob auch Äneas immer und immer wieder ihren teuren Namen rief, nichtachtend aller Gefahren, die ihn umdrohten. Da plötzlich blieb er mit stockendem Atem stehen, sein Haar sträubte sich: wie unwirklich und doch mit den Zügen der Lebenden erhob sich der Schatten seines Weibes vor ihm und mahnte ihn mit seltsam tönender Stimme, nicht länger die kostbare Zeit mit vergeblichem Suchen zu vergeuden.

»Mein Schicksal hat ein Gott entschieden,« ließ sich der Schatten vernehmen, »nie wird dich die Gattin ferner auf deinen Pfaden begleiten können, und dein Auge wird mich nicht mehr auf Erden erblicken. Aber ich darf dir verkünden, daß du nach langer Irrfahrt die segensreichen Auen Hesperiens erreichen und an den lachenden Gestaden des Tiberstromes einen Thron und die Hand einer Königstochter finden wirst. Mich hält die Mutter der Götter zurück. Du aber schreite mit unserm teuren Sohn einem neuen Glück entgegen.« Erschüttert wollte Äneas ihr erwidern, wollte sie mit seinen Armen umfassen, doch wie ein Nebel zerfloß das Bild. Im beginnenden Tagesgrauen sah der Held die Stätte leer, wo eben noch sein Weib zu ihm gesprochen.

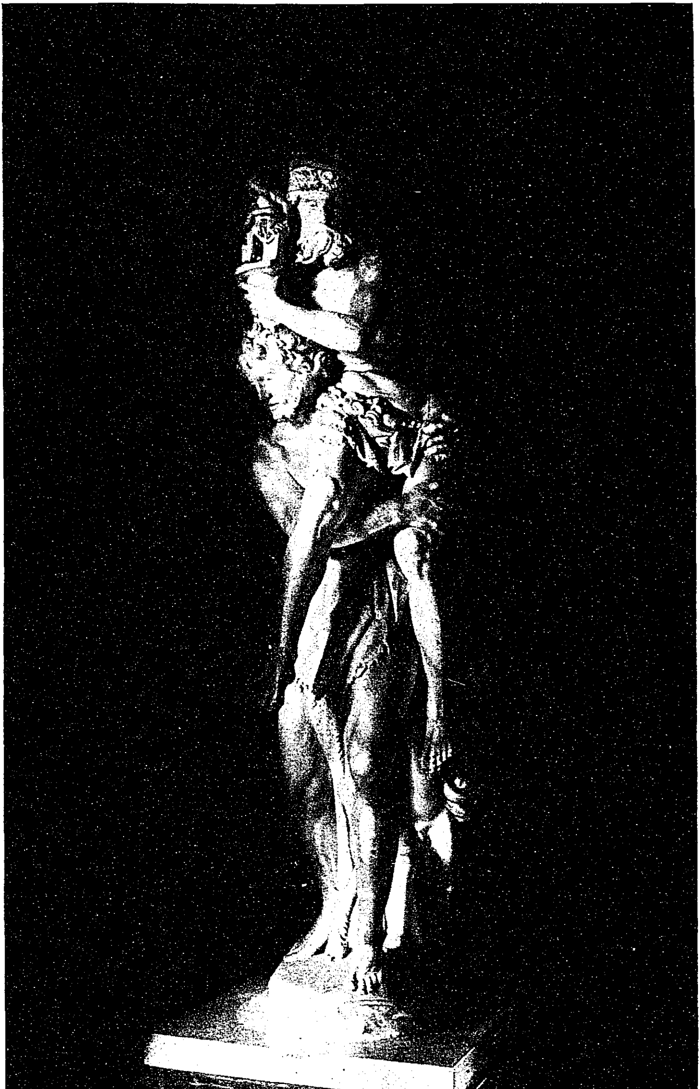
Verwundert und tief ergriffen kehrte er zum Cerestempel am Fuß des Gebirges zurück. Dort hatte sich inzwischen eine weit größere Schar versammelt; Jünglinge und Frauen, die ihr Elend und ihre Verzweiflung dem heldenmütigen Mann anvertrauen wollten, der ihnen den Entschluß verkündete, sie einer neuen Heimat entgegenzuführen. Über den wolkigen Höhen des Idagebirges stieg das morgenliche Gestirn der Göttin Venus empor. In seinem Scheine hob Äneas aufs neue die Last seines Vaters auf die Schultern und nahm seinen Knaben an die Hand, um an der Spitze des gramvollen Zuges die schützenden Höhen zu erreichen.

Die ersten Siedelungen

Dort, wo das Idagebirge in das Meer ausläuft, lag die kleine Hafenstadt Antandros. Hier sammelten sich nach dem Abzug der Griechen die in das Gebirge versprengten Reste der unglückseligen Bewohner von Troja allmählich und erkannten freudig Äneas als ihren Herrn und Führer an. Das Unglück hatte alle so niedergebeugt, der Verlust der geliebten Heimat ihre Herzen so sehr betroffen, daß der Held Mühe hatte, die Schar zu neuer, hoffnungsfreudiger Arbeit anzufeuern. Galt es doch, Mittel und Wege zu finden, um diese teure, aber so gefährdete Küste zu verlassen und für neue Siedelung ein geeignetes Gebiet zu finden. Die ersten Monate gingen damit hin, eine genügend große Zahl von Schiffen zu zimmern, die imstande waren, alle mitsamt ihrer Habe über das Meer von dannen zu führen. Das nahe Idagebirge mit seinen gewaltigen Waldungen lieferte dazu genügend Holz, und die nötigen Werkzeuge hatten etliche aus Troja gerettet.

Als nach einem beschwerlichen Winter der Frühling ins Land zog, war alles zur Abfahrt bereit; doch es bedurfte noch eines harten inneren Kampfes und einer schmerzlichen Überwindung, ehe der Entschluß, die geliebte Heimatküste zu verlassen, wirklich ausgeführt wurde. Wußten doch alle, daß sie landflüchtig einer ganz ungewissen Zukunft entgegensteuern und wohl nie wieder die Gefilde erblicken würden, wo sie einst in glücklicher Jugend aufgewachsen waren.

Endlich gab der greise Anchises, als Ältester der Schar, den Befehl, die Segel zu entfalten und mit den heimatlichen Haus-



Äneas und Anchises.

Standbild von Bernini in der Villa Borghese zu Rom / Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Seite 63

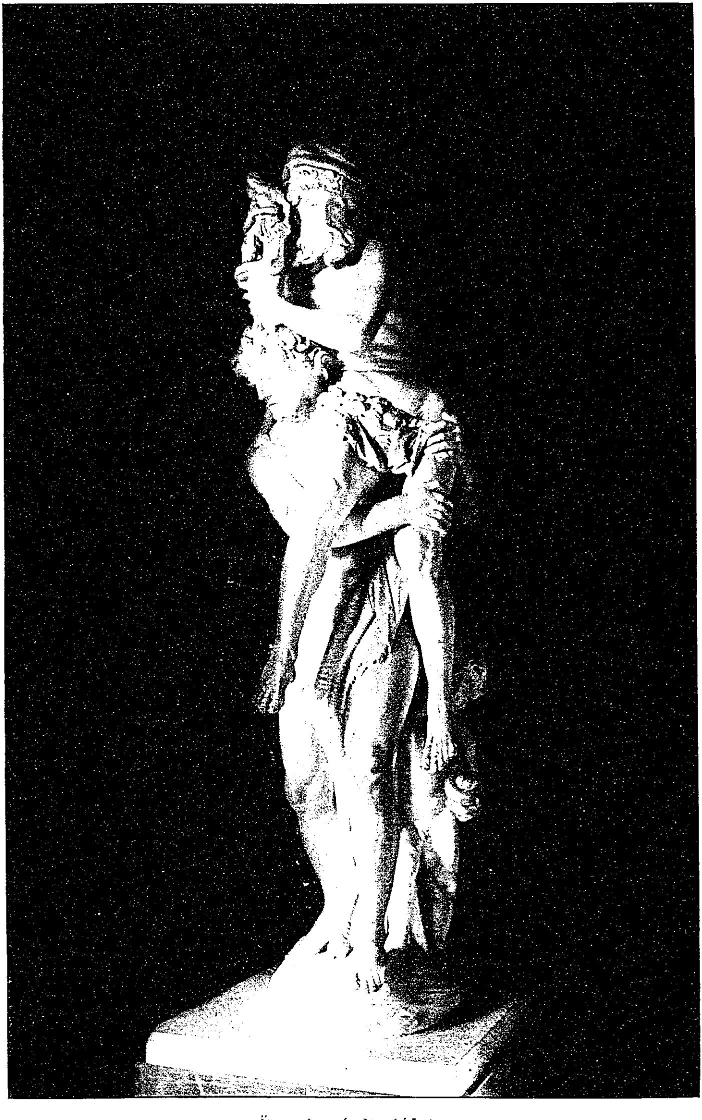
Verwundert und tief ergriffen kehrte er zum Cerestempel am Fuß des Gebirges zurück. Dort hatte sich inzwischen eine weit größere Schar versammelt; Jünglinge und Frauen, die ihr Elend und ihre Verzweiflung dem heldenmütigen Mann anvertrauen wollten, der ihnen den Entschluß verkündete, sie einer neuen Heimat entgegenzuführen. Über den wolkigen Höhen des Idagebirges stieg das morgenliche Gestirn der Göttin Venus empor. In seinem Scheine hob Äneas aufs neue die Last seines Vaters auf die Schultern und nahm seinen Knaben an die Hand, um an der Spitze des gramvollen Zuges die schützenden Höhen zu erreichen.

Die ersten Siedelungen

Dort, wo das Idagebirge in das Meer ausläuft, lag die kleine Hafenstadt Antandros. Hier sammelten sich nach dem Abzug der Griechen die in das Gebirge versprengten Reste der unglückseligen Bewohner von Troja allmählich und erkannten freudig Äneas als ihren Herrn und Führer an. Das Unglück hatte alle so niedergebeugt, der Verlust der geliebten Heimat ihre Herzen so sehr betroffen, daß der Held Mühe hatte, die Schar zu neuer, hoffnungsfreudiger Arbeit anzufeuern. Galt es doch, Mittel und Wege zu finden, um diese teure, aber so gefährdete Küste zu verlassen und für neue Siedelung ein geeignetes Gebiet zu finden. Die ersten Monate gingen damit hin, eine genügend große Zahl von Schiffen zu zimmern, die imstande waren, alle mitsamt ihrer Habe über das Meer von dannen zu führen. Das nahe Idagebirge mit seinen gewaltigen Waldungen lieferte dazu genügend Holz, und die nötigen Werkzeuge hatten etliche aus Troja gerettet.

Als nach einem beschwerlichen Winter der Frühling ins Land zog, war alles zur Abfahrt bereit; doch es bedurfte noch eines harten inneren Kampfes und einer schmerzlichen Überwindung, ehe der Entschluß, die geliebte Heimatküste zu verlassen, wirklich ausgeführt wurde. Wußten doch alle, daß sie landflüchtig einer ganz ungewissen Zukunft entgegensteuern und wohl nie wieder die Gefilde erblicken würden, wo sie einst in glücklicher Jugend aufgewachsen waren.

Endlich gab der greise Anchises, als Ältester der Schar, den Befehl, die Segel zu entfalten und mit den heimatlichen Haus-



Äneas und Anchises.

Standbild von Bernini in der Villa Borghese zu Rom / Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Seite 63

göttern an Bord auf das wogende Meer hinauszusteuern. Selbst den härtesten Männern rannen Tränen über die Wangen, als der Strand des Vaterlandes immer weiter zurückblieb, und die Klagen der Flüchtlinge wollten zuerst nicht verstummen.

Mehrere Tage trieben sie so dahin, von Wind und Wellen in ihrer Fahrt begünstigt, bis sie schließlich eine blaue Küste aus dem Meer auftauchen sahen, von der sie nicht wußten, zu welchem Gebiet sie gehörte. Hier landeten sie, und da sie keinen Widerstand fanden, ja von den Bewohnern sogar freundlich aufgenommen wurden, begannen sie, nahe dem Ufer, eine neue Stadt zu erbauen. Sie nannten sie nach ihrem Führer Äneas und gaben sich selbst den Namen des Volkes der Äneaden. Das weite Gebiet, in dem sie hier Ruhe zu finden hofften, war das Gestade von Thrazien, einem Lande, das stets dem benachbarten Königreich Troja eng befreundet gewesen, wenigstens solange beiden Ländern ungestörtes Glück blühte. Als aber der alte Herrscher Priamos ahnungsvoll den Untergang von Ilion herannahen sah, wollte er wenigstens seinen jungen Lieblingssohn Polydoros vor der gefürchteten Vernichtung bewahren und sandte ihn zu dem verbündeten König Polymnestor von Thrazien, wo er ihn bis zur Entscheidung des tränenreichen Krieges geborgen wähnte. Der Übermut der Griechen ließ sie die Gewalt ihrer Waffen jedoch nicht nur gegen Troja wenden: Der Telamonier Ajax unternahm einen Streifzug gegen Thrazien, und zwar mit solchem Erfolg, daß Polymnestor seine Herrschaft gefährdet glaubte. Um sich die Feinde vom Halse zu schaffen, war er treulos genug, sich durch Auslieferung des jungen Trojanerprinzen Polydoros den Frieden zu erkaufen. Die grausamen Griechen schleppten den Jüngling mit sich und steinigten ihn an den Mauern von Troja vor den Augen seiner entsetzten Eltern.

Äneas ahnte nicht, daß er sich in dem Gebiet des gewissenlosen Verräters befand. Er wollte die Gründung seiner neuen Siedelung dem Schutz der Götter empfehlen und durch ein großes Opfer den Segen der Himmlischen auf den begonnenen Bau herabflehen. Nachdem er einen auserlesenen Stier am Gestade dem allwaltenden Göttervater geopfert, begab er sich auf einen in der Nähe gelegenen bewaldeten Hügel, um dort Zweige von Myrten- und Kornellengesträuchen zum Schmuck der Altäre zu

brechen. Im Schatten des Laubwaldes bückte er sich, um die Pflanzen gleich mit der Wurzel aus dem Boden zu reißen. Da erblickte er ein seltsames, grauenhaftes Wunderzeichen: Wo auch immer er eine Wurzel aus dem Boden zog, entquollen ihr dunkle Blutstropfen und flossen auf die Erde nieder, daß dem Helden selber das Blut stockte und sein Herz vor Entsetzen erstarrte. Noch wollte er die Erscheinung für einen Sinnestrug halten und schickte sich an, abermals einen Strauch aus dem Boden zu reißen. Wieder aber, und noch heftiger als bisher, strömte Blut aus den Wurzeln, so daß Äneas sich erschreckt zu Boden warf und zu den Waldnymphen und zu Bacchus, dem Beschirmer dieser Fluren, flehte, sie möchten das Unglückszeichen abwenden. Zagend griff er darauf nach einem dritten Stengel und stemmte sich mit den Knien gegen das Moos, um ihn herauszuziehen. Da erscholl ein grausiges Stöhnen aus der Tiefe, und eine ferne, klagende Stimme rief ihn an: »Wehe, Äneas, was quälst und zerfleischst du mich! Habe Mitleid mit mir, der ich hier bestattet liege. Entweihe nicht mit frevler Hand den Boden, in dem ich ruhe, in dessen Pflanzen meine Seele eingegangen. Du kennst mich wohl. Ich bin Polydoros, der Unglückselige, den der treulose König von Thrazien dem Tode ausgeliefert hat. Hier in die Tiefe haben mitleidige Hände meinen Leib gebettet. Fliehe dies grausame Land und sein treuloses Gestade, auf daß du hier nicht gleich mir verderbest.«

Die Stimme schwieg, und entsetzt von der Warnung kehrte Äneas zurück in das Lager. Er rief die Heerführer zusammen und verkündete ihnen und seinem Vater, was ihm zugestoßen. Einmütig beschlossen alle, das verbrecherische Land zu verlassen, wo das Gastrecht so wenig gegolten hatte, und lieber die schon gewonnene neue Heimatstätte wieder mit der Ungewißheit der Wogen zu vertauschen. Erst aber feierten alle das Andenken des unglückseligen Polydoros durch ein Totenfest, damit die arme Seele im Grab Ruhe finde. Dann wurden die Schiffe aufs neue vom Strand in die heilige Salzflut gezogen und die schon halberbauten Häuser geräumt. Ein günstiger Wind trieb die Ärmsten nach Süden, neuen Gestaden entgegen.

Nicht allzulange noch glitten die Schiffe über die Wogen dahin, als sich ein liebliches Eiland vor ihnen erhob, wo ein sicherer Hafen die Müden freundlich empfing. Es war die heilige Insel Delos, die

einst schwimmend im Meer umhertrieb, bis der Gott Apollo auf ihr geboren wurde und sie mitleidig auf dem Grund des Meeres verankerte. Nun blühte die steinige Insel auf, gab glücklichen Bewohnern Nahrung und galt fortan als heiliges Gebiet des Gottes, zu dessen Tempel die Griechen ehrfurchtsvoll von allen Seiten wallfahrten. Darum waren die dankbaren Bewohner, die ihre Stadt nach dem Namen des Gottes benannten, gewohnt, Fremde gastlich bei sich aufzunehmen, und als ihr König Anius, der zugleich höchster Priester des Apollo war, in Anchises seinen alten Gastfreund erkannte, wurden er und seine Scharen freudig und teilnehmend aufgenommen und in die gastlichen Häuser geleitet.

Äneas begab sich sogleich in feierlichem Zug zu dem uralten Tempel des Gottes, um ihn betend zu verehren und seinen Spruch zu erbitten, um zu erkunden, was die Himmlischen über das weitere Schicksal der Vertriebenen beschlossen hätten.

»Gib uns,« rief Äneas, »ein Zeichen, wo wir in Zukunft eine bleibende Stätte finden werden. Du hast uns als unser Schutzgott in Troja treu beschirmt und die Wut des furchtbaren Achilleus von uns abgewehrt. Laß uns auch jetzt nicht untergehen. Verkünde, wer uns führen soll und wohin unsere Wanderung zu neuen Sitzen gehen muß. Sei uns nahe, o Gott, und offenbare uns deinen Willen!«

Kaum hatte Äneas sein Gebet zu Ende gesprochen, als der Boden erbebte, die Bäume und Gebäude zitterten, und das ganze Gebirge mitsamt dem Tempel schien wie von unsichtbarer Hand bewegt. Aus der Tempelhalle aber erscholl vom Dreifuß her eine gewaltige Stimme, vor der alles demutsvoll auf die Erde sank.

»Du ausdauerndes Geschlecht des Dardanos,« tönte der Ruf, »kehre zurück in das Land, von dem der Stamm deiner Väter uranfänglich ausgezogen. Gastlich wird es euch in seinem gesegneten Schoß für immer aufnehmen. Suchet eure alte Mutter auf, denn dort wird über weite Gefilde einst das Haus des Äneas gebieten und bis zu den spätesten Enkeln alle Länder der Erde beherrschen.«

Als die Stimme verklungen war, sprang die Menge jubelnd auf, und jeder bestürmte den andern mit Fragen, was für ein Land der Gott wohl gemeint habe, wo sie nach der langen Irrfahrt für ewige Zeiten eine Stadt gründen sollten. Nachdenklich beugte der alte Anchises sein Haupt und sann über die uralten

Überlieferungen nach, aus denen er von den früheren Geschicken seines Volkes Kunde hatte. Endlich glaubte er die Deutung der göttlichen Weisung gefunden zu haben.

»Höret mich, ihr Ältesten des Volkes,« sprach er. »Apollo weist eurer Hoffnung jene große Insel Kreta an, die südlich von hier mitten im Meere liegt und wo einst Zeus, der Vater der Götter und Menschen, aufwuchs. Auch dort steigt ein Idagebirge, gleichwie in unserer alten Heimat, auf, und fruchtbare Fluren dehnen sich, bevölkert mit hundert Städten, vom Fuß der waldigen Berge bis an die blauen Buchten des Meeres. Täuscht mich nicht die Erinnerung, so soll unser Stammvater Teukros von jener Insel an den troischen Küsten gelandet sein und sich dort sein neues Reich errichtet haben. Damals stand noch kein heiliges Ilion, keine Burg Pergamos leuchtete vom hohen Felsen hinab ins Tal; tief in den Tälern und Hainen des Ida hausten die Bewohner. Laßt uns denn die Winde versöhnen und über das blaue Meer hinziehen nach jenem Heimateiland, wohin der Befehl des Gottes uns weist. Es liegt nicht allzufern, und wenn der himmlische Vater uns beisteht, so können wir in drei Tagen den kretischen Strand erreichen.«

Voll Freude vernahmen die Troer diese Deutung. Sie opferten am Ufer je einen Stier dem Meergott Poseidon und dem trostreichen Apollo, ein schwarzes Lamm dem Sturm und ein weißes dem milden Zephyrwind. Dann zogen sie die Schiffe in die Flut und segelten dem verheißenen Lande entgegen. War doch nach Delos ein dunkles Gerücht gedrungen, daß König Idomeneus von Kreta, der unter der Schar der Griechen einer der erbittertsten Gegner der Troer gewesen, aus seinem ererbten Heimatland vertrieben worden sei und daß dort die Häuser und Städte, leer vom Feind, mit verödeten Wohnungen daständen, gleichsam bereit, ein neues, heimatloses Volk aufzunehmen.

Mancher Insel Küste zog vorbei, ihre Marmorfelsen in das blaue Griechenmeer senkend. Überall auf den Schiffen herrschte Jubel und freudige Erwartung; hoffnungsvolle Augen suchten in der Ferne nach dem Ziel der Fahrt. Der alte Anchises hatte recht gehabt: am dritten Tage glitten die Kiele in den weichen Ufersand der schon seit ältesten Zeiten berühmten Insel Kreta. Froh ließen die Troer die Segel niedergleiten und stiegen an Land. Kein Feind verwehrte ihnen die Landung; die wenigen Bewohner

nahten sich freundlich und mischten sich unter die Ankömmlinge. Es schien wirklich, als wäre hier den sich nach Ruhe sehnenden Troern eine neue, dauernde Heimat geboten.

Da kein Zweifel zu bestehen schien, daß dies die Stätte sei, die Apollo ihnen verheißen, zögerten Äneas und die Ältesten des Volkes nicht, die Mauern einer neuen Pflanzstadt zu gründen, Straßen zu ziehen, Häuser zu errichten und die Fluren in Bezirke einzuteilen. Alle Hände regten sich froh und fleißig, und das neue Gemeinwesen stieg bald schmuck und blühend empor. Nach dem alten Pergamos nannte man die Siedelung, die durch diese Erinnerung an den einst so teuren Namen den Troern nur noch lieber wurde. Neue Ehen wurden geschlossen, weise Satzungen ersonnen, ein Ältestenrat eingesetzt, und alles deutete auf bevorstehende glückliche Zeiten hin. Als auch der Winter ruhig dahingegangen und der Frühling die erste Saat keimen ließ, dankten die Troer aus vollem Herzen der göttlichen Leitung.

Aber es kam anders, als alle gedacht. Mit dem steigenden Sommer senkte sich unerträgliche Hitze auf das Land. Wochen, ja Monde vergingen, ohne daß auch nur ein Tropfen Kühlung vom Himmel fiel. Fürchterliche Dürre vernichtete die Frucht der Felder; die Quellen versiegten, welk und verdorrt hingen die Blätter der Bäume, müd und kraftlos schlichen Mensch und Vieh einher. Doch das Ärgste stand noch bevor. Der glühende Hauch des Himmels ließ furchtbare Krankheiten und Seuchen entstehen. Der Atem der Pest zog durch die so hoffnungsfreudig angelegte Siedelung; fast aus allen Häusern tönte das Ächzen der Kranken und Sterbenden. Kein Mittel wollte helfen, kein Gebet nützen. Immer schlimmer wütete der Dämon der Pest unter dem verzweifelten Volk. Mit Opfern versuchte man den offensichtlichen Zorn der Himmlischen zu versöhnen, aber auch dies war vergebens. Immer deutlicher wurde es, daß die Götter mit der neuen Gründung nicht einverstanden seien und daß hier nicht die Stätte war, die Apollo bezeichnete. Eine Volksversammlung wurde berufen, und der alte Anchises gab den Ältesten und der Gemeinde den Rat, die Stadt aufzugeben und zurück nach dem gastlichen Delos zu segeln, um dort aufs neue den Gott in seinem Heiligtum zu befragen, was die Ursache des Elends sei und wo die Flüchtlinge eine andere Stätte suchen sollten.

Trotz aller Not fiel dieser Beschluß gar manchem schwer, doch die

Menge zollte dem Rat Beifall. So wurden die Schiffe neu in Stand gesetzt und mit der beweglichen Habe des Volkes beladen. Die Seuche hatte so entsetzlich gehaust, daß die Menschen vor Elend und Schwäche kaum imstande waren, die Abfahrt richtig vorzubereiten; Äneas aber feuerte sie stets aufs neue an, so sehr auch er von Kummer gebeugt war.

Die letzte Nacht vor der geplanten Abfahrt war hereingebrochen. Erschöpft lag der Held auf seinem Lager, doch seine müden Augen konnten lange keinen Schlummer finden. Da, als sich gerade der Schlaf auf seine Lider senken wollte, wähnte Äneas die heiligen Bilder der Hausgötter, die er aus dem brennenden Troja gerettet hatte und die nun hier auf dem Altar standen, in dem hereinströmenden Licht des Vollmonds seltsam aufleuchten zu sehen, als hätten sie Leben gewonnen. Und aus ihrem Mund, der noch nie gesprochen hatte, klangen Worte des Trostes und der Mahnung zu dem staunenden Helden herüber, der nicht wußte, ob er wachte oder träumte, und wie gebannt dalag.

»Der große Gott Apollo,« tönte die himmlische Stimme, »dem ihr in Delos verehrungsvoll nahen wollt, sendet uns zu dir, um dir seinen Willen und Rat schon hier zu verkündigen. Vertraue uns! Wir sind dir aus den Flammen des brennenden Ilion hierher gefolgt, wir haben eure Flotte über die schäumenden Wogen des Meeres geleitet, und wir werden treu bei deinem Geschlecht verharren, bis es seinen Wohnsitz finden und von dort die Herrschaft deiner Nachkommen über alle Weiten der Erde verbreiten wird. Bis zu den Sternen soll der Ruhm deines Hauses steigen, und du wirst eine Stadt gründen, deren Name nie vergehen wird. Darum scheue nicht die schweren Mühen einer neuen Fahrt, noch die Gefahren des wilden Meeres, so weit du auch noch durch die Fluten ziehen mußt. Nicht dies Gestade riet dir der delische Gott, als er gebot, die Wohnsitze deiner Väter aufzusuchen. Nicht Kreta hieß die richtige Deutung des geheimnisvollen Orakels. Das dir verheißene Land liegt viel weiter; Hesperien ist es benannt, das Land im äußersten Westen. Uralt ist es, waffenstark sind seine Bewohner, und auf reichen Äckern ruht der Segen des Himmels. Önotrier hießen seine ersten Insassen, nun aber soll man es Italien nennen, nach dem Namen des großen Königs Italus. Dort ist dir bestimmt, das neue Troja zu errichten, denn von dort kamen in Wahrheit

eure Ahnen, die Urväter Dardanos und Jasios. Erhebe dich und verkünde deinem greisen Vater diese Worte: Italien soll er aufsuchen, denn Kreta versagt euch der allwissende Zeus.«

Die Götterbilder schwiegen und standen wieder stumm wie zuvor. Äneas erhob sich, erschüttert von den Worten und der seltsamen Erscheinung; kalter Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, und doch fühlte er sein Herz erhoben und wunderbar getröstet. Er raffte sich empor, faltete die Hände betend gen Himmel und opferte den Hausgöttern Wein zum Dank. Dann suchte er seinen greisen Vater auf und beriet sich mit ihm. Im Morgengrauen riefen sie das Volk zur Versammlung, und wieder sank der alte Anchises in tiefes Sinnen, bis die Offenbarung über ihn kam: »O mein Sohn,« rief er, »jetzt erst erkenne ich, was mir so oft Kassandra geweissagt. Niemand wollte auf sie hören, solange Troja in Glanz und Ehren stand. Von jenem Hesperien kündete sie, von dem Land der Italier als unserer künftigen Heimat. Aber das alles erschien uns eitel Wahn. Wer hätte damals je daran gedacht, die geliebte troische Heimatküste zu verlassen! Vor meinem inneren Auge liegt es nun klar gebreitet. Nun weiß ich, welchem Irrtum ich zum Opfer fiel, als ich euch hieß, hierher nach Kreta zu schiffen. Wohl kam unser Stammvater Teukros von hier ins asiatische Land. Seine Ahnen aber stammten aus eben jenen fernen, westlichen Gefilden, von denen wir nur dunkle Kunde haben. Zur rechten Zeit hat uns Apollo durch die Hausgötter den wahren Weg gewiesen. Folgen wir seinem Befehl und hissen die Segel zur Fahrt nach Italien!«

Mit Ehrfurcht vernahm Äneas des Vaters Wort, und das Volk jubelte ihm zu, lag doch nun die Rettung und Zukunft klar gedeutet vor ihnen. Gestärkt mit neuer Zuversicht strömten alle zu den bereitliegenden Schiffen. Nur ganz Schwache und Sieche blieben zurück, deren Nachkommen die Pflanzstadt Pergamos auf Kreta bis in ferne Jahrhunderte zu einer blühenden Siedelung machten.

Irrfahrten und Abenteuer

Als die Flotte schon auf dem hohen Meer dahinfuhr und nirgends mehr Land zu erblicken war, zog sich schwarzblaues Wettergewölk am Himmel zusammen. Ein pfeifender Windstoß fuhr über das Meer, und die Wogen begannen sich wild emporzutürmen. Die

Lüfte hüllten sich in Finsternis, und bald brauste ein orkanartiger Sturm mit ungezähmter Wut über die empörten Wassermassen. Wild begann der Donner zu rollen, und Blitz auf Blitz zuckte aus dem nächtigen Gewölk. Kein Stern erhellte das Firmament und wies den Steuerleuten die Richtung; kaum konnte man unterscheiden, ob es Tag oder Nacht war, so schwarz war der Aufruhr der sturmgepeitschten Elemente. Selbst Palinurus, der erfahrene Steuermann, hatte jede Richtung verloren und wußte nicht mehr, nach welcher Himmelsgegend die schwerkämpfenden Fahrzeuge machtlos geschleudert wurden. Drei Tage gingen so in Angst und Grauen dahin. Schon wähnten sich die Flüchtlinge verloren, die Flotte schien in alle vier Winde versprengt. Da endlich lichtete sich das Dunkel, die empörten Wogen glätteten sich, und aus heiterm Himmel lachte wieder die Sonne hernieder. Die verstreuten Fahrzeuge fanden sich allmählich wieder zusammen und steuerten am vierten Tag einem Gestade zu, das mit seinen Berghöhen am Horizont aus dem Meer hervortrat. Sobald man sich dem Strand genähert, ließen die erschöpften Seeleute die Segel herunter und arbeiteten sich mit Rudern durch die Brandung, bis sie das Ufer erreichten. Sie waren auf der felsigen Inselgruppe der Strophaden gelandet, wußten aber selbst nicht, welches Land sie betraten und welch ein Schreck ihnen hier bevorstand. Zunächst bot sich ihnen jedoch ein freundlicher Anblick; auf weiten Fluren sahen sie üppige Herden von Rindern und Ziegen weiden, ohne von Hirten bewacht zu werden.

Nach der entsetzlichen Seefahrt litt die Mannschaft nicht nur an Entkräftung, sondern auch an gewaltigem Hunger. Sie stürzten sich mit ihren Waffen auf die Herden und schlachteten die besten Stücke zum Opferdank für ihre Rettung und zu erquickendem Schmaus. Man lagerte sich auf der grünen Aue und suchte bei freudigem Mahl der ausgestandenen Ängste zu vergessen. Eine Quelle spendete am schattigen Waldrand ihr labendes Naß, und alles schien danach angetan, den Troern einige Tage der so notwendigen Erholung zu gewähren. Als aber die Leute gerade dabei waren, den Speisen zuzusprechen, hörten sie ein mächtiges Flügelrauschen über sich, und von den Bergen nahten in hellen Scharen grausige Vögel von scheußlichem Ansehen. Sie hatten Gesichter wie Jungfrauen, aber ein ehernes Gefieder und grauenerregende

Krallen; in ihren Augen brannte nimmersatte Gier. Die Harpyien waren es, die einst schon am Pontos den König Phineus zur Verzweiflung getrieben, aber auf der Argonautenfahrt von dem Brüderpaar der Dioskuren verjagt worden waren. Als Geschwister der Furien verfolgten sie die Menschen mit grimmem Haß. Nach ihrer Vertreibung hatten sie sich auf den Strophaden niedergelassen und übten nun hier ihre scheußliche Gewohnheit aus, auf jede Speise niederzustürzen und alles mit ihren Klauen an sich zu reißen. Dabei besudelten sie die Speisen, wo nur irgend sie konnten, und verbreiteten mit häßlichem Gekreisch einen schauerlichen Pestgestank. Da sie unverletzlich waren, kannten die Scheusale keine Furcht und achteten nicht der schreienden Menschen, die sie zu vertreiben suchten. So hatten sie es von jeher getrieben, und auch jetzt stürzte sich das gräßliche Gezücht auf die soeben bereitete Mahlzeit der hungrigen Seefahrer. Alles fuhr erschrocken auf, doch schon hatte der rauschende Schwarm seinen Raub in den gebogenen Krallen und trug ihn davon, das Übriggebliebene derart verunstaltend und verderbend, daß sich die Leute voll Ekel abwenden mußten. Man suchte daher eine andere Stelle im Schutz einer gewölbten Felsenwand aus, wo man sich im schattigen Dunkel mächtiger Eichen geborgen wähnte. Ein neues Mahl wurde gerüstet und abermals Opferaltäre für die Götter errichtet. Kaum aber hatte sich die Schar zum Mahl niedergelassen, so wiederholte sich dasselbe Schauspiel wie vorhin. Aus verborgensten Schlupfwinkeln, aus Felsschluchten und von Baumwipfeln herab schossen aufs neue von allen Himmelsgegenden die ehernen Unholde mit ihren gierigen Menschengesichtern herbei, und wieder blieben nur ungenießbare Reste übrig, daß die Leute von einer angstvollen Verzweiflung ergriffen wurden.

Da gab Äneas den Rat, man solle sich mit den Waffen in der Hand verstecken, neues Fleisch als Lockspeise auslegen und dann über die eklen Geschöpfe herfallen, sobald sich der Schwarm wieder nahe. Alle taten, wie der Held ihnen geheißen, und richtig rauschten die Vögel in ihrer unstillbaren Gier aufs neue heran. Nun stürmten die Krieger zu dem seltsamen Kampf hervor, doch die Waffen prallen an dem ehernen Gefieder der Harpyien ab, die sich kreischend in die Lüfte schwangen. Nur die größte von ihnen — es war ihre Herrscherin Celäno — ließ sich in geringer Entfernung auf einer schroffen

Felsklippe nieder und kreischte mit menschenähnlicher Stimme schreckliche Fluchworte hervor: »Erst habt ihr, troische Krieger, unsere Herden getötet; nun wollt ihr gar noch gegen uns selber Krieg führen und uns aus unserem Land verjagen, das wir zu Recht bewohnen. Nun, so hört denn mein Wort und prägt euch tief in die Seele ein, was mir der allwissende Apollo über euch kundgetan. Ich, die älteste der Harpyien, will es euch zur Strafe sagen: Nach Italien lenkt ihr euren Kiel. Die Winde werden euch günstig sein, und ihr werdet das Ziel erreichen. Aber nicht eher sollt ihr die euch verheißene Stadt mit Mauern umziehen, als bis ihr zur Strafe für eure Untat an uns von so quälendem Hunger befallen werdet, daß ihr selbst die Tische eures Mahles annagen und aufzehren werdet.«

Mit dieser furchtbaren Verwünschung schwang sich das greuliche Geschöpf in die Luft und flog in die Waldung zurück. Die Krieger aber standen wie erstarrt, die schlimme Aussicht lähmte ihnen den Mut. Die Kampfstimmung war durch die unerwartete Drohung der Harpyie völlig vergangen; sie versuchten, mit Bitten und Flehen die halbgöttlichen Geschöpfe zu versöhnen und zur Rücknahme des gräßlichen Fluches zu bewegen. Auch der alte Anchises hob seine Hände auf zu den waltenden Mächten und bat um Abwendung der unheilvollen Prophezeiung. Dann riet er, schleunig das ungastliche Gestade zu verlassen. Die Leute rissen die Uferseile los und kappten die Taue, um so bald als möglich die unheimliche Gegend hinter sich zu bekommen.

Südwind schwellte die Segel. Die Schiffe pflügten bei günstigem Wind die Wogen und folgten willig dem Steuer. Schon tauchten die Inseln Zakynthos, Same und Dulichium auf, und in blauer Ferne stiegen die bewaldeten Bergkuppen des Neritos von Ithakas Felseneiland in die Lüfte. Die Troer sandten der Heimat des furchterregenden Odysseus Verwünschungen zu, dessen Rat erst dem mächtigen Troja den Untergang gebracht hatte. Schließlich zog das schöne Eiland der friedlichen Phäaken vorüber, und dann segelte die Flotte an der Küste von Epirus dahin. Da spürten alle ein Gefühl der Befreiung, daß sie endlich das Gebiet der feindlichen Griechen hinter sich hatten.

Als sie am Strand von Epirus in einer freundlichen Bucht landeten, um nach der langen Fahrt wohlverdiente Ruhe zu suchen,

erfuhren sie von einheimischen Fischern eine seltsame Kunde, die sie mit froher Zuversicht erfüllte. Hörten sie doch, was sie nie zu hören geglaubt, daß hier Landsleute wohnten, daß Helenos, der weissagende Sohn des Priamos, König dieser Gaue sei. Erklären konnte ihr Staunen dieses Rätsel zunächst nicht, und so begab sich Äneas alsbald auf den Weg in das Innere des Landes, um zu erkunden, was an dem Gerücht Wahres sei. Er war noch nicht lange dahingeschritten, als er an einem Hain vor der nicht mehr fernen Stadt ein königliches Weib gewahrte, das



Abb. 19. Äneas begegnet Andromache in Epirus.

trauernd ein Opfer darzubringen schien. Vor Verwunderung fuhr er zurück, als er sie näher betrachtete, denn vor ihm stand Hektors Witwe Andromache, die dem Andenken ihres großen toten Gemahls Opfergaben brachte. Auch die stolze Frau erschrak, als sie des nahenden Helden ansichtig wurde, denn sie erkannte Äneas sogleich und hinter ihm die vertrauten Waffen ihrer einstigen Landsleute. Starr heftete sie die Augen auf die wunderbare Erscheinung, die sie sich nicht zu erklären vermochte und die ihr wie ein Trugbild des Himmels vorkam. Fast wollte sie eine Ohnmacht überkommen (Abb. 19); Tränen entströmten ihren Augen, und die schmerzliche

Erinnerung an den geliebten Hektor wachte mit verdoppelter Stärke wieder in ihr auf. Äneas war inzwischen auf sie zugetreten und gab ihr mit kurzen Worten die Erklärung: »Zweifle nicht an meiner Erscheinung,« sprach er. »Ich bin wirklich Äneas, dein Anverwandter. Durch Not und Qual schleppten wir nach Trojas Untergang unser Leben dahin, um nach einer neuen, uns verheißenen Heimat zu suchen. Aber welches Schicksal hat dich, Andromache, hierher verschlagen?«

Auf seine Frage erfuhr der Held von der hehren Frau, daß Achilleus' Sohn Neoptolemos sie als Kriegsbeute hierher verschleppt habe, nachdem er sein thessalisches Reich mit Epirus vertauscht. Als dann Neoptolemos im Streit um Hermione, die Tochter der Helena, von dem Agamemnonsohn Orestes erschlagen worden war, rief das Volk zum Fürsten den gleichfalls aus Troja gefangen hergeführten Priamossohn Helenos aus. Dieser ehelichte nach altem Brauch die Witwe seines Bruders Hektor, so wenig diese auch ihren ersten Gatten vergessen konnte. Rede und Antwort gingen hin und her. Äneas hörte, daß hier ein Troja im kleinen entstanden sei, gleichfalls mit Namen Pergamos, wie die unselige Gründung auf Kreta, und daß man mit allen Mitteln die Erinnerung an die alte Heimat wach zu erhalten suchte.

Wie sie noch so redeten, nahte Helenos mit großem Gefolge. Staunen und Freude faßten auch ihn, und mitleidsvoll wurden die ermüdeten Landsleute in die Stadt geleitet. In den gastfreundlichen Hallen des Königs erquickten sie sich und opferten aus goldenen Pokalen den Göttern, die sie bisher so gnädig geleitet hatten. So vergingen drei Tage der Erholung, bis ein günstiger, frischer Südwind zur Weiterfahrt wieder auf das Meer rief. Äneas wandte sich noch an die Weissagekunst seines gütigen Gastgebers, um zu erfahren, welche Wege er einzuschlagen habe und wie er am besten den Drohungen der Harpyie Celäno entgehen könne. Helenos, dem Apollo Sehergabe verliehen, kündete ihm die Gefahren der weiteren Fahrt, so weit ihm die Göttin Juno dies zu prophezeien gewährte. Vor allem machte er Äneas aufmerksam, daß noch ein langer Weg ihn von dem verheißenen Italien trenne, daß vorher das sizilische Meer durchkreuzt werden müsse. Dann gab der Seher dem Helden ein untrügliches Zeichen, um den Ort zu erkennen, wo die zu gründende Stadt angelegt werden solle: »Wenn du einst vom

Meer in einen einsamen Strom eingefahren sein wirst, wirst du unter den Eichen des Ufers ein riesiges, weißes Schwein gewahren, um das dreißig frischgeworfene Junge gelagert sind. Dies ist der Platz für die künftige Stadt, wo ihr seßhaft werden und Ruhe finden könnt. Fürchtet euch nicht zu sehr vor dem Fluch der Harpyie; die Götter werden alles zum Besten wenden. Aber eilet hier an unseren Küsten und an denen des unteren Italiens vorbei. Überall hausen dort die euch feindlich gesinnten Griechen, und so mancher hellenische Held, der vor Troja gegen euch kämpfte, hat dort sein Reich. Nach langer Irrfahrt wird dir beschieden sein, was dir Apollo versprochen. Drum harre unentwegt aus, bis du dein Ziel erreicht hast.«

Nach diesen Worten nahmen Äneas und die Seinen Abschied von dem gastfreundlichen Fürsten. Dieser ließ noch kostbare Geschenke herbeibringen, Gold und geschnitztes Elfenbein, und im Bauch der Schiffe verstauen. Auch Silberlasten wurden herbeigebracht, bronzene Becken, und als besonderes Zeichen seiner Gunst überließ Helenos dem scheidenden Helden den goldenen Panzer des Achilleussohnes Neoptolemos. Auch Anchises wurde reichlich bedacht, und schließlich nahte Andromache selbst, trauernd über den raschen Abschied ihrer Landsleute. Sie hatte ein kostbar gesticktes, golddurchwirktes Gewand von phrygischer Arbeit für den kleinen Askanius mitgebracht, den sie besonders in ihr Herz geschlossen hatte, weil er ein Altersgenosse von ihrem und Hektors jungem Sohn Astyanax war und die unverkennbaren Familienzüge trug. Andromache konnte den fürchterlichen Tod dieses Knaben nicht verwinden, den die Griechen ihr aus den Armen gerissen und über die Brustwehr des Turmes in die Tiefe geschleudert hatten. Ihre Tränen rannen, als sie dem kleinen Askanius die Locken streichelte und ihm mit ihrem Geschenk Glück und Segen für die Zukunft erflehte. Beim Abschied schwuren sich die beiden Fürsten, daß ihre Völker stets freundschaftlich zueinander halten sollten, auch wenn Äneas dereinst das ihm verheißene große Reich an den Ufern des Tiber gegründet hätte.

Die Ankertaue wurden gelöst, der Wind schwellte die Segel, und der Steuermann Palinurus hielt die Richtung auf die Küste Italiens. Als ein Tag und eine Nacht dahingegangen, dämmerte von fern ein langgestrecktes Gestade auf, dem man es ansah, daß es kein bloßes

Eiland war. Jeder fühlte, daß er hier einen Teil des verheißenen Landes vor sich sehe, und des Äneas treuer Freund Achates sprang mit freudigem Ruf auf. »Italien! Italien!« scholl es von allen Schiffen. Der greise Anchises bekränzte einen mächtigen goldenen Becher, füllte ihn mit purpurnem Wein und hob ihn unter lautem Gebet empor: »Ihr Götter des Meeres und der Erde, und du, Gebieter der Winde, gebt uns weiter eine glückliche Fahrt! Seid uns gnädig, daß wir unser Ziel ungefährdet erreichen!«

Linder und lieblicher noch schienen nach diesen Worten die Lüfte zu wehen. Immer näher kam die blaue Küste, und auf einer Anhöhe prangend erhob sich ein leuchtender Tempel, der Göttin Athene geweiht. Das Wasser ward seichter, die Segel wurden eingerollt, und als sich eine sichere Einfahrt in eine laue, windstille Bucht zeigte, glitten die Schiffe in diesen bergenden Hafen ein.

Wie nun die ermüdeten Leute ans Ufer sprangen, bot sich ihnen auf grasiger Trift ein wundersamer Anblick. Vier herrliche, edle Rosse, heller schimmernd als Schnee, weideten einsam auf der Flur. Das Antlitz des Anchises verdüsterte sich, als er dieses Bildes ansichtig wurde.

»Das ist kein gutes Zeichen!« rief er. »Rosse bedeuten Krieg, und dieses Land wird uns nicht gastlich sein. Eilen wir daher weiter, nachdem wir der Göttin das gebührende Opfer gebracht.«

Schweren Herzens vernahmen die Schiffer dieses Gebot. Es ward ihnen nicht leicht, so rasch wieder ein Land zu verlassen, von dem sie gehofft hatten, es würde ihre neue Heimat sein. Aber sie vertrauten auf die tiefe Einsicht und das Ahnungsvermögen dieses Greises; gehorsam begaben sich alle wieder an Bord. Längs der Küste Italiens ging es nun in südwestlicher Richtung, ohne daß ein Versuch zur Landung unternommen wurde, da ja Helenos darauf aufmerksam gemacht hatte, daß sich hier überall griechische Kolonien befänden. An dem stolzen Tarent ging es vorüber, Kroton blieb seitlich liegen und die Klippen von Skylation. So gelangten die Flüchtlinge in die Nähe der Insel Sizilien, und schon von fern machte sich das Rollen einer gefährlichen Brandung bemerkbar. Das Meer stöhnte laut und wurde von unsichtbarer Macht gegen die Felsen gepeitscht, daß der Gischt hoch auf zum Himmel spritzte. Helenos hatte Äneas bereits darauf vorbereitet, daß er hier in den Bereich der entsetzlichen Charybdis kommen würde. Es war

dies ein schrecklicher Strudel, der das ganze Meer in einen ungeheuren Schlund hinabzuschlürfen schien und es dreimal am Tage wieder emporspie, daß die Wogen bis zu den Wolken geschleudert wurden. Man hatte das Schiffsvolk ermahnt, mit aller Macht nach links zu steuern. Unter Führung des kundigen Palinurus nahm daher die Mannschaft alle Kraft zusammen, um diesem schrecklichen Bereich hoffnungsloser Zerstörung zu entgehen. Die Planken drohten zu bersten, und die Balken krachten in allen Fugen. Schon hatte der wilde Wirbel die Fahrzeuge erfaßt und riß die Kiele fast bis auf den Meeresgrund hinunter. Dreimal wurden sie in den Abgrund geworfen und dreimal wieder hinauf zum Himmel geschleudert, während ringsum ein fürchterliches Getöse die Luft erfüllte, als vereinigten sich die Stimmen aller Dämonen zu grausiger Raserei.

Aber wieder ließen die Götter die Flotte gnädig aus dem Verderben entrinnen. Nach Durchquerung der entsetzlichen Strudel ebneten sich die Fluten, und wenn auch die Schiffer in dem Kampf mit der Charybdis Weg und Richtung völlig verloren hatten, so hegten doch alle nach der entsetzlichen Aufregung und Todesangst nur den einen Wunsch, irgend eine Küste zu erreichen, um die erschöpften Glieder auszuruhen. Mittlerweile war es Nacht geworden, und als die Schiffe wirklich ein in die Nähe kommendes Ufer ansteuerten, wußte keiner der Besatzung, wo er sich befand. Eine Bucht dehnte sich geräumig und sicher, und so wurden die Fahrzeuge ohne weitere Bedenken auf das sandige Ufer gezogen. Da hörten sie statt des Getöses der Brandung, der sie eben entkommen, aus unbekannter Ferne ein schreckliches Donnern rollen. Furchtbares Brüllen von unerhörter Stärke drang aus dem Schoß der Erde zum Himmel empor, und ein harziger Qualm verfinsterte die Luft. Ab und zu fiel glühende Asche hernieder, heiße Gesteintrümmer flogen durch die Luft, und von Zeit zu Zeit fuhr ein sengender Blitzstrahl oder der Widerschein feuriger Lohe durch die dunkle Nacht. Hohe Wälder, das Ufer umsäumend, verhinderten jeden Ausblick auf die Ursache dieser Entsetzen erregenden Töne. Aber auch ein freier Ausblick in das Land hätte die Flüchtlinge nicht aufgeklärt, denn die Nacht war so schwarz, wie sie es nie zuvor erlebt hatten.

Erst als der Morgen graute, sahen sie, daß sie am Fuß des feuerspeienden Berges Ätna gelandet waren. Himmelanragend türmte sich der gewaltige Vulkan auf, aus dessen schneebedecktem

Gipfel noch heute brausende Feuergarben emporschießen und von Zeit zu Zeit mit schwarzem Qualm und glühender Lava das Land überschütten. Im Innern des Berges scheint es zu kochen, als wäre die Hölle selbst in seinem Schlund verborgen. Die Alten erzählten sich, daß Zeus hier den aufsässigen Giganten Typhon in das Feuer des Erdinnern geschleudert und den Berg über ihn getürmt habe, um den Widersacher für immer zu bändigen. Hier stöhnt nun der Riese unter der fürchterlichen Last. Sein glühender Atem zischt durch die Felsschluchten empor, und wenn er sich verzweifelt zu bewegen versucht, wird das ganze Erdreich auf weite Strecken hin berstend gerüttelt, als sollte die Welt untergehen.

Äneas und seine Scharen hatten nie dergleichen gesehen. Die alte Sage aber war zu ihnen gedrungen, daß hier das Reich der Kyklopen sei, jener ungeschlachten Riesen, deren verwildertes Haupthaar über das einzige große Auge inmitten der Stirn herabfiel und die, bar jeder Sitte, das Gebirge durchstreiften. Doch im fahlen Morgenlicht war nichts auf der felsigen Küste zu sehen. Schon wähnten sich die Troer sicher vor einem Zusammenstoß mit den Unholden, als plötzlich einer der Schiffer ein gänzlich verkommenes und elendes Menschenwesen in der Ferne gewahrte, das mit jämmerlichem Flehen die Hände nach den Fremdlingen auszustrecken schien. Bart und Haar des Mannes war verwildert, sein zerfetztes Gewand wurde nur mit Dornen zusammengehalten und war über und über mit Schmutz bedeckt. Doch Äneas' scharfes Auge glaubte zu erkennen, daß es ein verirrter Grieche sei, der sich ihm nahen wollte. Als der Unglückliche näher kam und die troischen Waffen gewahrte, fuhr er erschrocken zurück und blieb einen Augenblick stehen. Dann aber stürzte er aufs neue weinend vor und warf sich flehend dem Helden zu Füßen.

»Bei allen Sternen, bei den olympischen Göttern und dem segenspendenden Licht des Himmels beschwöre ich euch, rettet mich, ihr Troer! Nehmt mich mit, wohin es auch sei! Wohl bekenne ich, daß ich ein Grieche bin, daß ich mitgeholfen habe, eure stolze Stadt zu bekämpfen und zu zerstören. Wenn ich euch als verhaßter Feind gelte, so schlagt mich nieder, werft meinen Leichnam ins Meer, aber gewährt mir wenigstens den Trost, daß ich durch Menschenhände sterben darf.«

Schluchzend und bebend umklammerte er Äneas' Knie. Die

Troer wurden von Mitleid erfaßt, und Anchises zog den unglücklichen jungen Mann an der Hand empor. Man bestürmte ihn, mitzuteilen, was ihn in diese entsetzliche Lage gebracht und welche Bewandtnis es mit diesem Land habe. Der gütige Zuspruch nahm dem Verzweifelten bald die Furcht, und so erzählte er:

»Ich stamme aus Ithaka und bin ein Gefährte des mächtigen Odysseus. Mein Name ist Achamenides. Ich schloß mich dem Kriegszug gegen Troja an, da ich arm war. Als dann nach Zerstörung der Stadt mein Gebieter Odysseus in jahrelanger Irrfahrt die Erde durchstreifte, ohne seine Heimat wiederfinden zu können, fiel er hier in die Hände der scheußlichen Kyklopen. Der riesige Polyphemos sperrte uns in seine Höhle ein und fraß unsere Gefährten auf, bis ihn Odysseus in trunkenen Schlaf senkte und ihm mit glühendem Pfahl das Augenlicht raubte. Meine Gefährten retteten sich dann mit meinem Herrn aus der schaurigen Höhle ans Ufer und sind auf ihrem Schiff glücklich entkommen. Mich aber, der ich krank und elend in einem Winkel lag, hatten sie vergessen. Als ich endlich ins Freie kriechen konnte, sah ich mich allein in diesem schrecklichen Land, das rings von dem ungeschlachten Volk der Kyklopen bewohnt wird. Überall durchschweifen die barbarischen Horden das unwirtliche Gebirge, und ich lebte in steter Angst, von ihnen entdeckt und verschlungen zu werden. Seit Monden verberge ich mich in Höhlen und im Gestrüpp und nähre mich einzig von Wurzeln und Beeren. Die Raubtiere des Waldes mußte ich nicht so scheuen wie diese brüllenden Riesen, deren ungeheuerlicher Tritt dröhnend über die Berge stapft. Von einer Felsenwarte gewahrte ich eure herannahende Flotte. Da wagte ich mich aus meinem Versteck hervor und war entschlossen, zu euch zu fliehen, wer ihr auch wäret. Macht mit mir, was ihr wollt, nur erlöst mich von diesem grauenhaften Dasein inmitten der Menschenfresser.«

Kaum hatte der Unglückliche seinen Bericht beendet, da erhob sich auf der Kuppe des Berges eine ungeheuerliche Masse. Es war Polyphemos, der mit seiner Herde an das Gestade zog und infolge seines geblendeten Auges mit einer riesigen Fichte als Stab in der Hand inmitten seiner Schafherde langsam abwärts tappte. Der ungeschlachte Riese war gräßlich anzuschauen, und den Troern erstarrte fast das Blut bei seinem Anblick. Als Polyphemos den

Strand erreicht hatte, kühlte er sein ausgebohrtes Auge mit Wasser. Er stöhnte laut auf und knirschte mit den Zähnen. Die troischen Schiffer hatten noch soviel Besinnung bewahrt, die Schiffe vom Strande in das Meer zu ziehen. Das blinde Scheusal vernahm das Geräusch der Tritte und den Schlag der Ruder. Als seine ausgestreckten Hände aber die Fremdlinge nicht zu fassen vermochten, erhob er ein entsetzliches Gebrüll, bis aus den Klüften und Felsenschluchten des Ätna das ganze Geschlecht der Kyklopen mit wildfunkelnden Blicken herbeirannte. Wie Stämme des Hochwaldes standen die riesigen Gestalten da und fluchten hinter den enteilenden Schiffen her. Furcht und Entsetzen vermehrten die Kräfte der Ruderer. Die Fahrzeuge schossen über die Flut hin, und fast blind vor Schrecken strebten die Troer vom Ufer weg, ohne sich um die Richtung zu kümmern. Zum Glück blies Boreas, der Nordwind, sie zurück von der Enge der Skylla und Charybdis, die ihnen schon Helenos zu meiden geraten hatte. Sie segelten südlich die Küste Siziliens entlang, beraten von dem Ithakesier Achamenides, den man mitgenommen hatte und der die Gegend von seiner Irrfahrt mit Odysseus her bereits kannte. Die Fahrzeuge steuerten um die halbe Insel herum, dem offenen Tyrrhenischen Meer zu, um von hier aus die Mündung des Tiberflusses zu erreichen.

Doch vorher zwang ein Schicksalschlag den Helden Äneas, bei Drepanum, an der äußersten Westspitze von Sizilien, zu landen. Der alte Anchises, der bisher allen Gefahren getrotzt und die Strapazen der Flucht über das Meer gut überstanden hatte, war plötzlich sanft entschlafen. Schwer war Äneas durch den Tod seines teuren Vaters betroffen, auf den ihn weder die Weissagung der Harpyie noch die des Sehers Helenos vorbereitet hatte. Ein feierliches Leichenbegängnis wurde nach den heiligen Bräuchen des Troerlandes veranstaltet. Auf einem Scheiterhaufen verbrannte man die Leiche des edlen Greises und barg seine Asche in mächtigem Grabmal.

Aber Äneas und die Seinen konnten sich nicht lange der Trauer überlassen. Die Bestimmung ihrer Fahrt trieb sie wieder aufs weite Meer hinaus, und sie richteten den Lauf ihrer Schiffe nordwärts, dem verheißenen Land Italien entgegen.

Der Seesturm

Kaum waren die Fahrzeuge auf das hohe Meer gelangt und die Küste Siziliens in der Ferne verschwunden, als die Göttin Juno mit zornigen Augen die dahinsegelnde Flotte vom hohen Olymp herab gewahrte. Die Göttermutter war stets eine unversöhnliche Feindin der Troer gewesen. Ihr hatten es die Griechen zu verdanken, daß sie schließlich, nach zehnjährigem zähen Ringen, das heilige Ilion eroberten. Juno haßte die Stadt und alle ihre Bewohner, nachdem des Priamos Sohn Paris nicht ihr den goldenen Apfel als Preis der Schönheit zuerkannt hatte. Mit Stumpf und Stiel das Haus des Dardanos auszurotten, war immer Junos Bestreben gewesen, zumal eine dunkle Sage ging, es würde einmal ein Sproß jenes Herrscherstammes fern ein neues Reich gründen, dem sogar Junos Lieblingsstadt, das afrikanische Karthago, einst zum Opfer fallen werde. Die Göttermutter erwog, daß es ja Athene geglückt war, die ganze Griechenflotte auf der Heimfahrt von Troja nach Hellas im empörten Meer zur Strafe für so manchen Frevel zu zersprengen und vielen Helden in den Fluten den Untergang zu bereiten. Was aber die ihr an Rang nachstehende Göttin vermocht, das mußte doch der allmächtigen Himmelsmutter noch weit leichter gelingen. So wähnte Juno und sann auf Unheil wider die ahnungslosen Troer.

Die unversöhnliche Göttin flog, um das verhaßte Dardanidengeschlecht zu verderben, durch die Lüfte in das Reich des Königs der Winde, nach dem Eiland Äolia. Dort thronte der Herrscher, mit dem Zepter in der Hand, auf einer unzugänglichen Felsenburg und hielt die unzähmbaren Winde in tiefen Verließen gefesselt, wo sie unmutsvoll mit grollendem Laut in den Tiefen des Berges tobten. Äolus bändigte dort ihr Rasen und gab jedem zu seiner Zeit Freiheit, wie es gerade erforderlich war. Er wußte wohl, daß sonst nicht nur das Meer, sondern auch die ganze Erde, ja der Himmel selbst von der wütenden Schar zerwühlt und zerrissen würden. Darum hatte denn auch der Göttervater sie in das Bergverließ gesperrt und den starken Äolus über sie zum Wärter gesetzt.

Dahin wandte sich also die ränkereiche Juno und ließ sich aus den Lüften vor dem erstaunten König nieder. Mit listiger Rede suchte

sie ihn ihren Absichten gefügig zu machen, denn sie konnte ihm nicht ohne weiteres Befehle erteilen. Sie klagte ihm ihr Leid und ihren Zorn in beweglichen Worten, begründete ihm, warum der Untergang der Troer notwendig und wünschenswert sei, und als der König noch immer zögerte, versprach sie ihm eine liebreizende Gemahlin. Das gab den Ausschlag; Äolus willigte ein. Gleich nachdem sich die Göttermutter wieder zum Himmel emporgeschwungen hatte, klopfte der Herrscher mit seinem Stab an die hohle Felskluft und gab den wilden Gesellen ein Zeichen, daß sie frei schalten und walten könnten, wie es ihnen beliebe. Da stürzten die Winde aus allen Schlünden aufheulend hervor, wo sich nur irgend ein Ausgang bot, und warfen sich zuerst auf das Meer. Sie prallten aufeinander und peitschten die Fluten in wildem Chaos. Sie ballten die Wolken am Himmel zusammen, bis furchtbare Regengüsse aus ihnen herniederströmten und pechschwarze Finsternis alles verhüllte. Fortwährend zuckten Blitze durch das Dunkel und ließen die tosenden Wirbel in grellen Flammen aufleuchten. Furchtbar war die Wirkung der tobenden Elemente auf die troische Flotte, die voll froher Hoffnung die sizilische Küste verlassen hatte. Auf Wellenbergen wurden die Schiffe hoch zum Himmel emporgeschleudert und gleich darauf in abgründige Tiefen gerissen. Die Flotte ward zersprengt, einzelne Fahrzeuge wurden auf Felsklippen geworfen und zerschellten kläglich, andere verschlang das brüllende Meer für immer. Es hatte den Anschein, als würde Juno ihre grausame Zerstörungsabsicht voll erreichen. Mit lautem Klagen hob Äneas die Hände zum Himmel: »Ihr großen Götter,« rief er, »warum wollt ihr uns so unselig verderben, nachdem ihr uns bisher gnädig errettet habt aus allen Fährnissen? Wen von euch haben wir so furchtbar erzürnt? Wofür trifft uns diese entsetzliche Strafe? O dreimal gepriesen, wem es vergönnt war, in tapferem Männerkampf vor den Mauern unserer Vaterstadt den Tod zu finden! Sie sind gestorben in Erfüllung ihrer Pflicht, und ewiger Nachruhm ist ihnen sicher. Wir aber müssen hier jämmerlich zu Grunde gehen und zum Fraß der Fische ruhmlos in den Wellen versinken. Wie sollen wir aus dem fürchterlichen Sturm Rettung finden? Gott der Meerflut, höre mich gnädig und laß uns nicht alle in diesem Graus vergehen!«

Aber es schien, als flehte er zu tauben Ohren. Noch während des

Gebetes riß der Sturm die Segel von seinem Schiff, krachend barsten Maste und Ruder, Wasserberge stürzten gegen die ächzenden Planken. Das Schiff des Abas und Aletes erlag in ohnmächtigem Ringen den entfesselten Fluten, drei andere Fahrzeuge strandeten auf Sandbänken und wurden in Stücke zerschmettert. Jammernde Männer schwammen hilflos im Wasser zwischen allerlei Kriegsgerät und den Schätzen von Troja. Äneas glaubte zu sehen, wie das Schiff seines Freundes Achates auseinanderklaffte, die lykischen Bundesgenossen mit ihrem tapferen Führer Orontes wurden von einem Wogenberg in den Abgrund gerissen. Das Schicksal der ganzen Flotte schien besiegelt (siehe Kunstbeilage).

Das Getöse der entfesselten Winde, die die Fluten peinigten, war aber bis zu dem Palast des Meergottes gedrungen, den Äneas so verzweifelt angefleht hatte. Aus den Wogen erhob Neptunus sein mächtiges Haupt und schaute auf das grimmige Tosen seines Elementes. Zornig leuchteten seine Augen auf, denn er erkannte gar wohl, daß Juno, seine ränkesüchtige Schwester, das Unheil in eigennütziger Absicht entfacht und sich damit einen Eingriff in sein ureigenes Reich erlaubt hatte, den er selber niemals zugestanden hätte. Denn sein Sinn war den Troern gewogen, er hätte niemals deren Verderben herbeigeführt. Drohend hob er darum seinen Dreizack und rief mit gewaltiger Stimme die rasenden Winde an: »Welch vermessener Trotz hat euch gepackt? Wie könnt ihr ohne meine ausdrückliche Erlaubnis es wagen, derart in meinem Reich zu wüten? Fliehet von dannen, so rasch ihr könnt, und meldet eurem König meinen Zorn. Nicht ihm hat der Göttervater, mein Bruder, Obmacht über das Meer geschenkt. Er möge herrschen auf seinem Felsen, der ihm zum Sitz angewiesen, und euch dort nach Gefallen knebeln und bändigen, bis ich eurer bedarf. Macht euch von dannen, ehe euch meine Strafe erreicht!«

Eingeschüchtert flohen die Winde davon, Neptunus ebnete das aufgerührte Meer, bis es sich wieder als glatter Spiegel dehnte, und verscheuchte die Wolken mit gebietender Hand, daß aus heiterer Bläue die strahlende Sonne wieder hervorlachte. Untertanen des Meergottes mußten die gestrandeten Schiffe wieder flott machen, und jene Fahrzeuge, die auf den Sandbänken festsaßen, hob Neptunus selbst mit dem riesigen Dreizack in die Höhe und ließ sie zu neuer Fahrt in das beruhigte Wasser gleiten. Dann fuhr er auf

seinem Wagen über die Meeresfläche, und wohin sein väterliches Auge blickte, besänftigten sich die Wogen. Sechs Schiffe, außer dem des Äneas, hatten den Sturm überstanden. Die völlig erschöpften Leute rafften den letzten Rest ihrer Kräfte zusammen und steuerten mit der so schwer heimgesuchten Flotte, trauernd um ihre verlorenen Gefährten, einer vor ihnen aus dem Meer auftauchenden Küste zu. Fremdartig erschien sie den Geretteten mit ihren bewaldeten Hügeln und dem steilen Felsenabfall der Bucht. Daß es nicht das ersehnte Italien sein konnte, sahen sie wohl, aber sie wußten nicht, daß sie das libysche Gestade von Afrika angelaufen hatten.

Landung in Afrika

Zunächst beherrschte alle eine große Freude, daß sie wieder festen Boden unter den Füßen hatten und den fürchterlichen Schlünden des unergründlichen Meeres glücklich entronnen waren. Ihre Gewänder trieften, die Vorräte waren fast gänzlich verdorben, jeder war mit seiner Kraft zu Ende. Erst allmählich schöpften sie wieder neue Hoffnung. Das durchnäßte Korn wurde herbeigebracht, Achates schlug an einem Kiesel Feuer und fing die Glut in trockenen Blättern auf, bis sie zur Flamme emporschlug. Nahrung und Kleider wurden an dem rasch auflodernden Feuer getrocknet, das Getreide zwischen harten Steinen zerrieben, und die Weiber gingen an die Bereitung der Mahlzeit.

Unterdessen hatte Äneas in Begleitung seines treuen Genossen Achates einen Felsen erklommen, um Ausblick über das Meer zu halten: vielleicht waren noch einige der verlorenen Schiffe zu gewahren. Auch das Innere des Landes mußte man zu überblicken versuchen. Aber soweit auch Äneas seine Augen über die Wasser schweifen ließ, nirgends war ein Segel zu entdecken, und das Herz wurde ihm schwer bei dem Gedanken, daß er seinen Freund Antheus, den Führer der Phrygier Kapys, und den tapfern Kaikus für immer verloren geben mußte. Seufzend wandte er den Blick landeinwärts. Da gewahrte er drei prächtige Hirsche am Strande, denen ein ganzes Rudel aus dem Waldtal folgte. Schnell griff der Held nach seinem Bogen und sandte aus sicherer Hand ein Geschoß auf den Leithirsch. Ins Herz getroffen, brach

das Tier mit seinem stolzen Geweih zusammen. Der jagdkundige Äneas ruhte aber nicht eher, bis auch die beiden andern Hirsche erlegt waren, bei deren Verfolgung er noch weitere vier zur Strecke brachte. So lagen sieben gewaltige Tiere für die sieben Schiffe auf dem Waldboden und wurden von den jubelnd herbeieilenden Gefährten an den Strand geschafft. Als sie zerlegt wurden und Äneas noch Wein aus den Schiffen herbeibringen ließ, belebte sich bei den Leuten der schon gesunkene Mut wieder, besonders als der Held sie mit klugen und tröstenden Worten aufzurichten trachtete. »Freunde,« sagte er, »die Götter haben uns schon viel Schweres auferlegt; dennoch haben wir alles tapfer ertragen und schließlich glücklich überwunden. Den entsetzlichsten Gefahren sind wir entgangen und haben uns immer wieder gerettet. Sicher darum, daß uns die Götter beistehen, und ihre Hilfe wird uns nach dem erstrebten Latium geleiten. Dort werden wir feste Stätte finden und Trojas Reich erneuern. Harret aus bis zum Ende, der Himmel wird euch noch glückliche Tage bescheren!«

Äneas selbst hatte seine ganze Kraft aufbieten müssen, um so zuversichtlich zu sprechen. Sein Herz krampfte sich vor Schmerz über den Verlust der lieben Gefährten zusammen, und größere Sorgen bedrückten ihn um die nächste Zukunft, als er die Seinen merken ließ.

Diese hatten inzwischen die erlegten Tiere geschlachtet und das Fleisch an die Bratspieße gesteckt. Bald war das Mahl gerüstet, und der Wein kreiste zum Schmause des saftigen Wildbrets. So wurden die Klagen in die Herzen zurückgedrängt, und mit den frischgewonnenen Kräften kehrte auch neue Hoffnung in die Gemüter zurück.

Hilfe der Göttin Venus

Vom leuchtenden Äther hatte Jupiter, der Göttervater, schon längere Zeit auf das wogende Meer und die Gestade der Völker herabgeblickt. Nichts war seinen sinnenden Blicken entgangen, und gerade richtete er sein Auge auf die Küste des libyschen Reiches, indes mancherlei sorgende Erwägungen ihn erfüllten. Da nahte seine Tochter Venus, tiefbetrübt und mit Tränen in den schönen Augen. Zärtlich schmiegte sie sich an den Vater und sprach mit trauriger Stimme: »Allmächtiger Herr der Götter und

Menschen, der du alles nach deinem ewigen Willen lenkst, was hat mein armer Sohn Äneas so Schweres verschuldet, daß du ihn mit den trauergebeugten Troern so vieles Unheil erdulden läßt, ihn, der doch stets fromm und gut gewesen und dir und den Himmlischen alle gebührenden Opfer brachte? Nun aber, wo das Schicksal bestimmt hat, daß er das Land Italien zu neuer Herrschaft erreichen soll, stellen sich überall feindliche Mächte dazwischen, erschweren ihm das Leben und sperren ihn, wohin er auch kommt, von Glück und Ruhe aus. Einst hast du selbst mir verkündet, in Italien würde sich das Blut des alten Teukros erneuern, und im Wandel der Jahrzehnte würden von dort die Nachkommen meines Sohnes den Erdkreis unterwerfen. Nur diese Weissagung hat mich getröstet über den Untergang meiner geliebten Stadt Troja und das Elend der wenigen geretteten Bewohner. Hat sich nun etwa dein Sinn geändert, hoher Vater, hast du beschlossen, mir dein Versprechen nicht zu halten und meine Zuversicht so bitter zu enttäuschen? Nimmermehr kann ich das glauben, denn auch du hast Ehrfurcht vor den Bestimmungen des ewigen Schicksals, und was du einmal zugesagt, das gilt für alle Zeiten. Drum schaue gnädig hinab und ende die Mühsal der armen Flüchtlinge! Bedenke, daß ihr Führer aus deinem eigenen Geschlecht stammt. Wohl wissen wir beide, wer ihn so mit Grimm und unauslöschlichem Haß verfolgt. Aber sollte wirklich der Groll einer einzigen Göttin deinen Willen und das Schicksal durchkreuzen können?«

Mit freundlichem Lächeln hatte Jupiter seiner Tochter zugehört. Leise streichelte er ihr Haar und sagte: »Laß alle Furcht beiseite! Das Schicksal deiner Schützlinge wird keine Änderung erfahren, und meine Absichten haben sich mit nichten gewandelt. Du wirst gewahren, daß die Mauern von Lavinium, die ich dir verhieß, sich erheben werden und der Ruhm deines Sohnes bis zum Sternenzelt aufsteigt. Um deine Besorgnis zu stillen, gebe ich dir noch einmal kund, was sich ereignen wird, und lüfte vor dir den Schleier der Zukunft. Einen gewaltigen Krieg wird Äneas in Italien führen, trotzige Völker besiegen und mit festem, weisem Gesetz in den Mauern der von ihm errichteten Stadt drei Jahre als König regieren. Sein Sohn Askanius, der auch Julus genannt wird, folgt ihm dreißig Jahre in der Herrschaft nach, wird aber seinen Königssitz von Lavinium nach Alba Longa verlegen. Hier wird sein

Geschlecht durch drei volle Jahrhunderte blühen und groß werden, bis aus ihm eine Königstochter dem Kriegsgott Mars Zwillinge zur Welt bringt. Der ältere von diesen, Romulus, wird, von einer Wölfin gesäugt, die stolzen Mauern des ewigen Rom errichten und das Volk nach seinem Namen benennen. Selbst Juno, meine Gemahlin, die jetzt Himmel, Meer und Erde zum Unheil der armen Flüchtlinge in Bewegung setzt, wird ihren Sinn ändern und die treueste Beschützerin des neuen Weltreichs sein. Aus dem Geschlecht des Äneas wird dann einst der große Cäsar hervorgehen, der nach seinem Ahnen Julus den Namen Julius tragen wird, und ihn wirst du, mein Kind, einst selber nach der glorreichsten Erdenlaufbahn in die Schar der Himmlischen geleiten, nachdem sein Reich die ganze Welt umspannt. Dann werden die tränenreichen Kriege unter den Menschen enden. Starke Riegel werden die Pforten der Zwietracht verschließen und ein goldenes Zeitalter des Glücks anbrechen.«

Also sprach der allwaltende Vater und sandte vom Himmel Mercurius, seinen geliebten Sohn, zur Erde hernieder, um den Troern einen gastlichen Empfang in Karthago vorzubereiten und das Herz der Königin Dido, die dort herrschte, den Ankömmlingen geneigt zu machen. So schwebte denn der Sohn der Maja nieder in den Dunst der libyschen Küste und vollführte seinen Auftrag in der alten Phönizierstadt. Sie war die Lieblingsstadt der Göttermutter Juno. Ihre Rüstung und ihr Wagen waren dort im Tempel aufbewahrt, denn sie plante diese Stadt einst zum Haupt einer Weltherrschaft zu machen. —

Die Nacht war inzwischen vergangen, aber Äneas hatte nicht viel Schlaf gefunden. Sorgenvoll war er mit sich zu Rat gegangen, wie er am sichersten die Seinen errette. Doch auch als nun der Morgen anbrach, wußte er nichts besseres, als kühn in das fremde Land hineinzuwandern, um zu erkunden, ob er hier Hilfe fände oder feindlichen Widerstand. Nachdem er noch einmal geprüft, ob die Schiffe genügend sicher unter überragenden Felsen im Schatten der Uferwaldung geborgen seien, machte er sich, zwei Wurfspieße in der Hand und nur von seinem treuen Gefährten Achates begleitet, auf den Weg.

Als er eben die Mitte des Waldes erreicht hatte, begegnete ihm eine herrliche Jungfrau, gleich der Göttin Diana Pfeile und

Bogen tragend, die mit wehendem Goldhaar in leichtgeschürztem Gewande flüchtiges Wild zu verfolgen schien. Das junge Weib rief die Helden an und fragte, ob sie nicht eine ihrer Gefährtinnen, gleich ihr in Luchspelz gekleidet und mit Köcher und Bogen, durch die Büsche hätten dahineilen sehen.

Erstaunt blieben die beiden Helden bei dem Ruf und dem unerwarteten Anblick stehen. Kam ihnen doch die Erscheinung so eigenartig und so überirdisch schön vor, daß Äneas eine Göttin zu gewahren wähnte oder eine Waldnymphe, die ihm hilfreich sein wollte. Scheu bat er daher die Jungfrau um Auskunft über das Land, in dem er sich befinde, und dessen ihm unbekannte Bewohner. Er erzählte, wie ihn der Sturm an das Gestade verschlagen habe und die Schiffe bei der unheimlichen Finsternis nicht feststellen konnten, in welche Richtung sie getrieben wurden. Die Jungfrau lächelte anmutig, als sie hörte, daß die Fremdlinge in ihr eine Göttin vermuteten, und sprach: »Nein, ihr Männer, ihr irrt euch und tut mir viel zu große Ehre an. So ist es Brauch bei uns tyrischen Mädchen, daß wir im Jagdgewand durch die Wälder schweifen und dem fröhlichen Weidwerk obliegen, denn unter Tyriern weilt ihr, in der Nähe von Agenors Stadt. Das Land aber heißt Libyen und ist fern von der Urheimat unseres Volkes. Aus ihm kam unsere Königin Dido hierher an der Spitze ihres kriegerischen Volkes. Nur kurz kann ich euch die seltsame Geschichte der hohen Frau erzählen. Dido war mit Sichäus, dem Reichsten der Phönizier, vermählt und ihm in inniger Liebe zugetan. Nach dem Tode ihres Vaters kam ihr Bruder Pygmalion zur Herrschaft über das tyrische Reich und sah von Anfang an scheel auf das Glück und die Reichtümer seiner Schwester. Von der Sucht nach Gold geblendet, ließ er den nichtsahnenden Sichäus heimlich ermorden, um sich leichter der Schätze seiner Schwester zu bemächtigen. Diese ahnte nicht gleich, wer ihr den geliebten Gatten so heimtückisch niedergestreckt, doch in der Nacht erschien ihr der Schatten des Ermordeten mit tiefer Wunde in der Brust und enthüllte ihr das grausige Verbrechen. Trotz ihrer schmerzlichen Trauer erkannte die kluge Frau sogleich, daß nur schleunige Flucht sie vor dem gleichen Schicksal bewahren könne, und so beschloß sie schweren Herzens, im Verborgenen von ihrer geliebten Heimat Abschied zu nehmen. Das grausame Regiment ihres tyrannischen Bruders hatte viele mit

grimmem Haß und quälender Furcht erfüllt, und so fand Dido eine große Schar von Gefährten, die ihr in der Ausführung ihrer geheimen Pläne half und bereit war, mit der über alles verehrten Königstochter in ein fremdes Land zu fliehen (Abb. 20). Schiffe lagen bereit und wurden in aller Stille mit den Schätzen der hehren Frau beladen. Eines Morgens waren Dido und ihre Gefährten plötzlich verschwunden und befanden sich schon auf hoher See, als der zornmütige König davon Kunde erhielt. Voll Ingrimm mußte er sich fügen, denn zur Verfolgung war es bereits zu spät. Die



Abb. 20. Dido entflieht von Tyrus.

Flüchtlinge gelangten nach glücklicher Fahrt hierher, an Afrikas Küste. Mit einem Teil ihrer Schätze warb Dido sich Land; sie sollte soviel erhalten, als sie mit einer Stierhaut zu umspannen vermöchte. Schlau schnitt sie das Leder in ganz feine Streifen, die sie aneinanderfügte, und umgrenzte so ein großes Gebiet, das Byrsa, d. h. »Stierhaut«, genannt wird. Hier erhoben sich in rastloser Arbeit bald Burg und Mauern einer mächtigen Stadt, des weitberühmten Karthago (Abb. 21), dem das Gold und Silber der Königin noch weitere Landstriche hinzufügten. So entstand das blühende, mächtige Reich, von einem königlichen Sinn regiert, das

ihr hier findet. Doch wer seid ihr selbst, Fremdlinge, und wohin geht eure Fahrt? Wie nennt ihr eure Heimat, und welches Sinnes seid ihr?«

Bereitwillig stand Äneas der seltsamen Jungfrau Rede und Antwort, bis die kühne Jägerin selbst seine traurige Erzählung unterbrach und ihm Zuversicht einflößte.

»Du wirst bei der Königin liebreiche Hilfe finden,« sagte sie. »Begib dich ruhig zu ihrem Palast. Auch über das Schicksal deiner im Sturm verlorenen Schiffe und Gefährten glaube ich dich trösten zu können, wenn meine Eltern mich nicht vergebens die Deutung des Vogelflugs gelehrt haben. Siehst du dort am Himmel die zweimal sechs Schwäne fröhlich dahinziehen, die kurz zuvor der Adler Jupiters aufgescheucht? Mit rauschenden Fittichen suchten sie das Land zu erreichen, und schon sind sie am Ziel. So ruhen auch deine verloren geglaubten Schiffe geborgen am Strand oder ziehen gerade über die Wellen heran. Schreite also froh auf dem begonnenen Weg fort, er wird dich sicher zum Heil führen.«

Mit diesen Worten wandte sich die schöne Jungfrau und enteilte. Rosig schimmerte ihr Nacken auf, sie wuchs deutlich empor, und ein leuchtendes Gewand wallte von ihrer Gestalt hernieder. Überirdisches Licht umgab sie, und ambrosischer Duft erfüllte die Lüfte. Da erkannte Äneas, daß es Venus, seine Mutter, gewesen, die ihm zu Trost und Hilfe erschienen war. Sehnsüchtig breitete er die Arme nach der schon Entschwebenden aus, die ihm so unnahbar blieb. Wallende Nebel hüllten die beiden Wanderer ein, so daß niemand sie sehen konnte, und während Venus hoch in den Wolken zu ihrem Lieblingssitz Paphos zurückkehrte, schritten die beiden getrost der in der Ferne winkenden Feste entgegen.

Äneas' Ankunft in Karthago

Staunend sahen Äneas und sein Begleiter von ihrem Bergpfad hinab auf die unter ihnen liegende, entstehende Stadt. Ein Gewimmel von Menschen war damit beschäftigt, an Stelle der ärmlichen Hütten luftige Häuser zu bauen, Straßen zu pflastern und der umfangreichen Stadt hochragende Schutzmauern zu errichten. Schwere Wagen führten von allen Seiten gewaltige Quaderblöcke



Abb. 21. Karthago. Nach einem Gemälde von William Turner. Phot. Franz Hanfstaengl, München.

ihr hier findet. Doch wer seid ihr selbst, Fremdlinge, und wohin geht eure Fahrt? Wie nennt ihr eure Heimat, und welches Sinnes seid ihr?«

Bereitwillig stand Äneas der seltsamen Jungfrau Rede und Antwort, bis die kühne Jägerin selbst seine traurige Erzählung unterbrach und ihm Zuversicht einflößte.

»Du wirst bei der Königin liebreiche Hilfe finden,« sagte sie. »Begib dich ruhig zu ihrem Palast. Auch über das Schicksal deiner im Sturm verlorenen Schiffe und Gefährten glaube ich dich trösten zu können, wenn meine Eltern mich nicht vergebens die Deutung des Vogelflugs gelehrt haben. Siehst du dort am Himmel die zweimal sechs Schwäne fröhlich dahinziehen, die kurz zuvor der Adler Jupiters aufgescheucht? Mit rauschenden Fittichen suchten sie das Land zu erreichen, und schon sind sie am Ziel. So ruhen auch deine verloren geglaubten Schiffe geborgen am Strand oder ziehen gerade über die Wellen heran. Schreite also froh auf dem begonnenen Weg fort, er wird dich sicher zum Heil führen.«

Mit diesen Worten wandte sich die schöne Jungfrau und enteilte. Rosig schimmerte ihr Nacken auf, sie wuchs deutlich empor, und ein leuchtendes Gewand wallte von ihrer Gestalt hernieder. Überirdisches Licht umgab sie, und ambrosischer Duft erfüllte die Lüfte. Da erkannte Äneas, daß es Venus, seine Mutter, gewesen, die ihm zu Trost und Hilfe erschienen war. Sehnsüchtig breitete er die Arme nach der schon Entschwebenden aus, die ihm so unnahbar blieb. Wallende Nebel hüllten die beiden Wanderer ein, so daß niemand sie sehen konnte, und während Venus hoch in den Wolken zu ihrem Lieblingssitz Paphos zurückkehrte, schritten die beiden getrost der in der Ferne winkenden Feste entgegen.

Äneas' Ankunft in Karthago

Staunend sahen Äneas und sein Begleiter von ihrem Bergpfad hinab auf die unter ihnen liegende, entstehende Stadt. Ein Gewimmel von Menschen war damit beschäftigt, an Stelle der ärmlichen Hütten luftige Häuser zu bauen, Straßen zu pflastern und der umfangreichen Stadt hochragende Schutzmauern zu errichten. Schwere Wagen führten von allen Seiten gewaltige Quaderblöcke

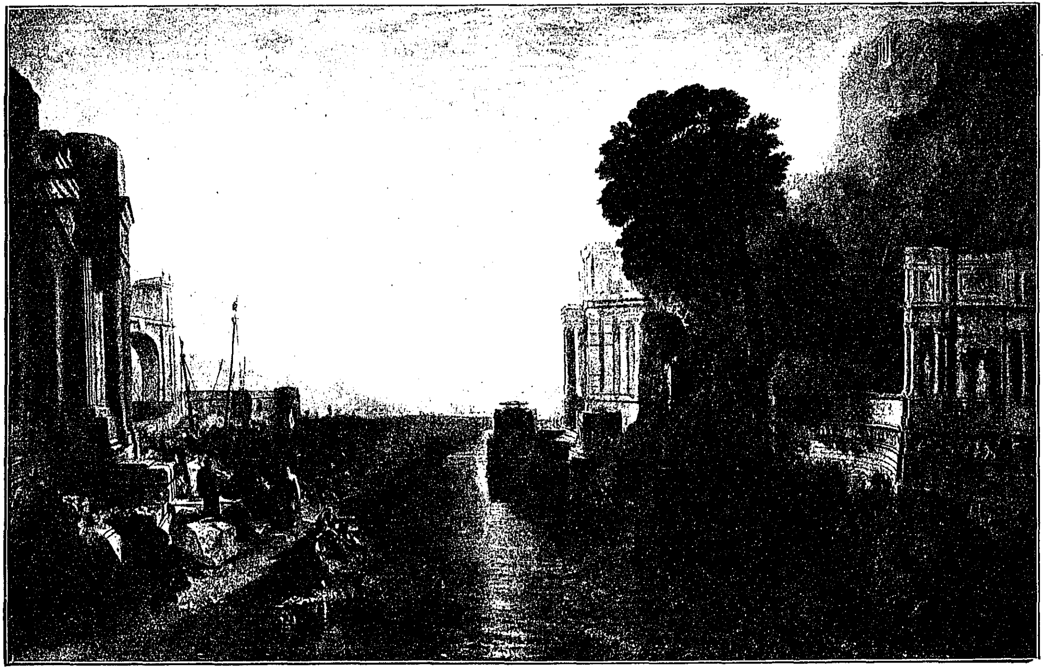


Abb. 21. Karthago. Nach einem Gemälde von William Turner. Phot. Franz Hanfstaengl, München.

herbei, Gerüste wurden aufgestellt und Plätze mit der Maßschnur durch Furchen bezeichnet. Überall sah man einen frohgemuten Arbeitseifer am Werk, und alles war mit einer Großzügigkeit angelegt, die deutlich auf das Machtgefühl dieses Volkes schließen ließ. Das Nützliche war ebenso wenig außer acht gelassen wie die Stätten der Freude. Ein gewaltiger Hafen wurde ausgegraben, und nicht fern davon wölbte sich bereits die Rundung eines mächtigen Theaters. Aus den Felsen schlug man zum Schmuck hierfür riesige Säulen. Die beiden Wanderer glaubten einen fleißigen Bienenschwarm vor sich zu sehen, so emsig war das Hin- und Herwogen der beschäftigten Massen. Aber nicht nur der Bau der neuen Stadt hielt sie in Atem; ein großer Teil der Einwohner war auf dem frisch angelegten Ratsplatz versammelt und schien dort einen Senat oder Gerichtshof zu wählen, der dem Volk die notwendigen Gesetze erteilen sollte.

So erblickte Äneas vor seinen Augen ein Bild, wie er es in der Zukunft für sich und sein Volk ersehnte, und er pries jene glücklich, die ihr Ziel schon erreicht hatten und für einen neuen Heimatstaat wirken konnten.

Geborgen in dem Nebelgewand der Venus schritten die beiden Helden dahin und befanden sich bald im Bereich der Stadt, inmitten der geschäftigen Menge. Niemand konnte sie gewahren, und so durchquerten sie unerkannt und unbehelligt einen Teil der Feste, bis sie in der Mitte einen lieblichen schattenkühlen Hain erreichten, der auch den Phöniziern die Veranlassung gegeben hatte, gerade hier die neue Siedelung zu gründen. Als sie nämlich, von Tyrus verschlagen, an diese Küste kamen, gruben sie zufällig in diesem Hain ein großes, ehernes Pferdehaupt aus, das Juno dort zum Zeichen ihres Segens verborgen hatte, und die Priester sahen darin die Verheißung glorreicher Waffenerfolge und reichen Handelserwerbs. So hatte Juno die Tyrier bestimmt, hier Fuß zu fassen und ihr inmitten des Haines einen glanzvollen Tempel zu errichten. Breite Stufen führten zu seinen leuchtenden Marmorsäulen empor, und auf eherner Schwelle erhoben sich oben die mächtigen, bronzenen Torflügel.

Da die Fürstin erwartet zu werden schien, stand der herrliche Bau offen, und die beiden unsichtbaren Krieger konnten eintreten. Die Pracht des Innern überwältigte sie fast noch mehr als die äußere Schönheit des Baues (Abb. 22). Überall standen herrliche Kunst-

werke, und die Mauern waren von köstlichen Wandgemälden mit einer Fülle überlebensgroßer Gestalten bedeckt. Äneas' Überraschung wuchs aber noch mehr, als er sah, daß diese Bilder den zehnjährigen Kampf um das heilige Troja darstellten. Priamos, die Atriden und der rasende Achilleus waren deutlich zu erkennen. Man sah die kühnen Taten der Griechen ebenso gut wie die tapfere Verteidigung der Troer. Der berühmte, nächtliche Überfall des Odysseus und Diomedes auf die Zelte des Thrakerkönigs Rhesos war dargestellt. Die Ermordung des jungen Troilos, Hektors geschleifte Leiche und

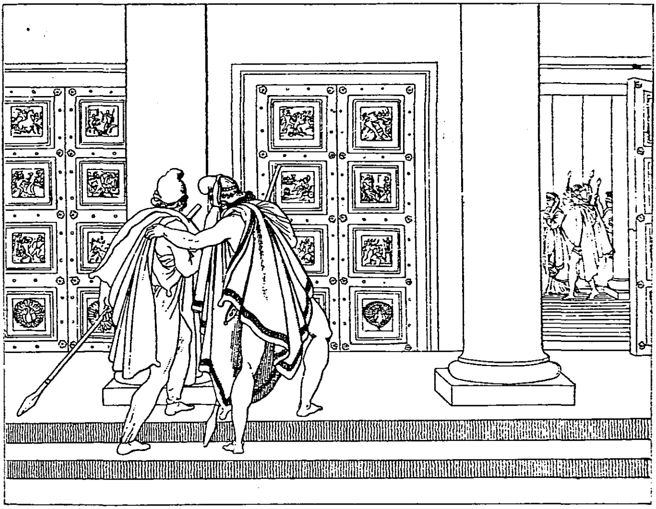


Abb. 22. Äneas im Tempel von Karthago.

das Hinsinken der speerdurchbohrten Penthesilea: all das breitete sich hier vor den staunenden Augen der beiden Flüchtlinge an den Tempelwänden aus. Stürmisch pochte aber ihr Herz, als sie auf einem andern Teil der Wandgemälde gar ihre eigenen Landsleute in todesmutiger Abwehr mit den trauernden, verzweifelten Frauen gewahrten. Auch das so ungnädige Götterbild der allgewaltigen Athene auf den Höhen von Pergamos sah hier auf die beiden herab. Die Frauen Ilions nahten sich ihm mit aufgelöstem Haar, in trauernder Demut. Auf den Mauern streckte klagend der greise

Priamos die Hände gen Himmel, während unten, vor dem Tor, sein herrlicher Sohn hinsank, und schließlich gewahrte Äneas sogar sein eigenes Bild, wie er in einem Augenblick höchster Gefahr auf die schon die Mauern erklimmenden Feinde einen ungeheuren Felsblock hinabstürzte.

Während er und Achates mit ihren Blicken noch gebannt an diesen Kunstwerken hingen, nahte mit einem großen Gefolge tyrischer Jünglinge und Jungfrauen die herrliche Königin Dido dem Tempel. Wie eine Göttin schritt sie dahin, das Antlitz heiter, mit leuchtenden Augen, daß schon ihr bloßer Anblick das Volk zu freudiger Arbeit begeisterte. An dem Portal der Tempelwölbung ließ sich die Fürstin auf einem kostbaren Thron nieder, um hier Recht und Gesetz kundzutun, die notwendigen Arbeiten nach Billigkeit zu verteilen oder auch nach Entscheidung durch das Los zu vergeben. Da gewahrte Äneas, wie die um den Thron gescharte Menge plötzlich in Unruhe geriet. Ein Gewimmel fremdartiger Krieger nahte und suchte sich durch die Tür bis zu den Stufen des Thrones Bahn zu schaffen. Äneas traute kaum seinen Augen, als er in den Fremden seine schon verloren geglaubten Gefährten erkannte. Antheus und Sergestus schritten an ihrer Spitze, der tapfere Chloanthus folgte, und noch viele andere Krieger von dem zersprengten Teil der Flotte drängten hinterher. Der Anblick kam den beiden im dunkeln Hintergrund des Tempels verborgenen Helden so unvermutet und ergriff ihre Herzen so sehr, daß sie am liebsten auf die Geretteten zugestürzt wären, um sie zu begrüßen. Aber noch ließ sie eine kluge Erwägung zögern und in der Nebelwolke abwarten, wie sich die Dinge gestalten würden und welchen Empfang Dido den Schiffbrüchigen bereitete. Es waren augenscheinlich Auserwählte von sämtlichen Fahrzeugen. Die Königin runzelte streng die Stirn, als sich die Schar ohne weiteres durch das Volksgewimmel schob und mit flehendem Anruf an ihre Huld bis vor die Stufen des Thrones gelangte. Ihr Führer Ilioneus gewahrte wohl den Unwillen im Antlitz der Königin und hörte das Murren der Menge über die scheinbare Anmaßung der Fremden, doch ruhig und ehrfurchtsvoll begann er zu der Fürstin zu reden:

»Edle Königin, der vom Vater des Himmels vergönnt wurde, hier eine neue, stolze Stadt zu errichten, in uns siehst du den unseligen Rest der einst so gepriesenen Troer. Zersprengt durch die

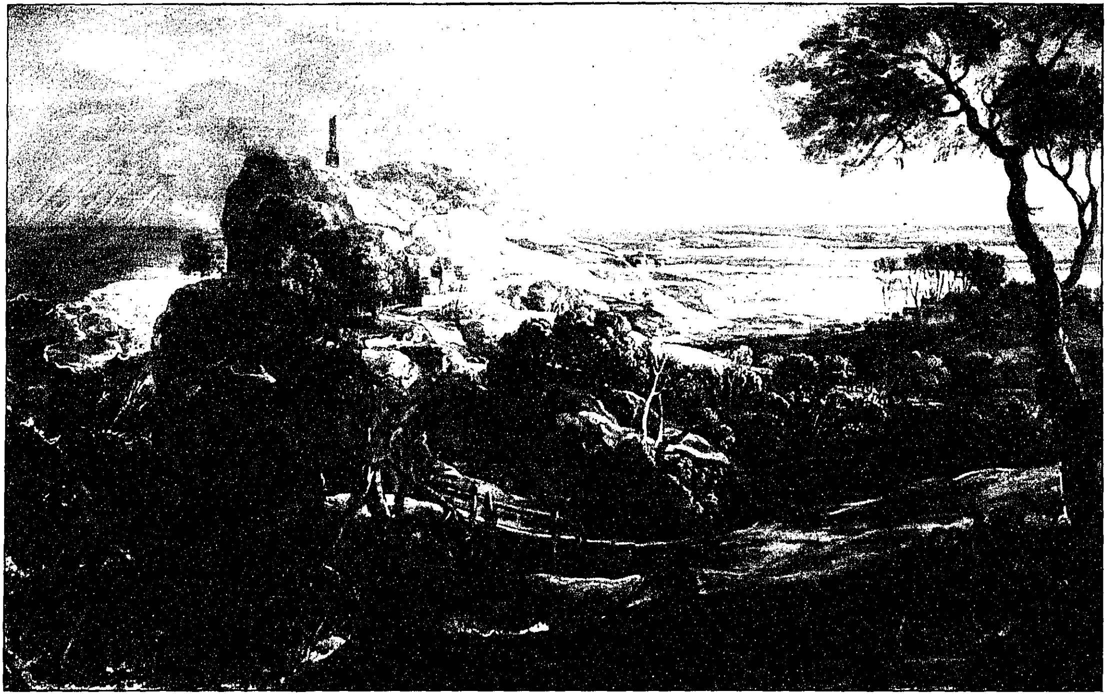


Der Schiffbruch des Äneas.
Nach einem Gemälde von Peter Paul Rubens / Phot. Franz Hanfstaengl, München.
Seite 85

Priamos die Hände gen Himmel, während unten, vor dem Tor, sein herrlicher Sohn hinsank, und schließlich gewahrte Äneas sogar sein eigenes Bild, wie er in einem Augenblick höchster Gefahr auf die schon die Mauern erklimmenden Feinde einen ungeheuren Felsblock hinabstürzte.

Während er und Achates mit ihren Blicken noch gebannt an diesen Kunstwerken hingen, nahte mit einem großen Gefolge tyrischer Jünglinge und Jungfrauen die herrliche Königin Dido dem Tempel. Wie eine Göttin schritt sie dahin, das Antlitz heiter, mit leuchtenden Augen, daß schon ihr bloßer Anblick das Volk zu freudiger Arbeit begeisterte. An dem Portal der Tempelwölbung ließ sich die Fürstin auf einem kostbaren Thron nieder, um hier Recht und Gesetz kundzutun, die notwendigen Arbeiten nach Billigkeit zu verteilen oder auch nach Entscheidung durch das Los zu vergeben. Da gewahrte Äneas, wie die um den Thron gescharte Menge plötzlich in Unruhe geriet. Ein Gewimmel fremdartiger Krieger nahte und suchte sich durch die Tür bis zu den Stufen des Thrones Bahn zu schaffen. Äneas traute kaum seinen Augen, als er in den Fremden seine schon verloren geglaubten Gefährten erkannte. Antheus und Sergestus schritten an ihrer Spitze, der tapfere Chloanthus folgte, und noch viele andere Krieger von dem zersprengten Teil der Flotte drängten hinterher. Der Anblick kam den beiden im dunkeln Hintergrund des Tempels verborgenen Helden so unvermutet und ergriff ihre Herzen so sehr, daß sie am liebsten auf die Geretteten zugestürzt wären, um sie zu begrüßen. Aber noch ließ sie eine kluge Erwägung zögern und in der Nebelwolke abwarten, wie sich die Dinge gestalten würden und welchen Empfang Dido den Schiffbrüchigen bereitete. Es waren augenscheinlich Auserwählte von sämtlichen Fahrzeugen. Die Königin runzelte streng die Stirn, als sich die Schar ohne weiteres durch das Volksgewimmel schob und mit flehendem Anruf an ihre Huld bis vor die Stufen des Thrones gelangte. Ihr Führer Ilioneus gewahrte wohl den Unwillen im Antlitz der Königin und hörte das Murren der Menge über die scheinbare Anmaßung der Fremden, doch ruhig und ehrfurchtsvoll begann er zu der Fürstin zu reden:

»Edle Königin, der vom Vater des Himmels vergönnt wurde, hier eine neue, stolze Stadt zu errichten, in uns siehst du den unseligen Rest der einst so gepriesenen Troer. Zersprengt durch die



Der Schiffbruch des Äneas.
Nach einem Gemälde von Peter Paul Rubens / Phot. Franz Hanfstaengl, München.
Seite 85

grausen Gewässer des Meeres sind wir von dem in Flammen sinkenden Ilion mit unsern Schiffen hierhergetrieben und von einem furchtbaren Orkan an die Klippen dieses Landes geschleudert worden. Nur ein Teil unserer Flotte scheint sich gerettet zu haben. Wir wissen nicht, ob das empörte Meer die andern verschlungen hat oder ob es auch ihnen gelungen ist, irgendwo das Land zu erreichen. Erbarme dich gnädig unseres unheilvollen Geschickes. Wir sind nicht gekommen, um die Waffen gegen die heiligen Hausgötter der Libyer zu richten oder um Beute von dem fremden Ufer fortzuschleppen. Solch verächtliche Gesinnung liegt unserem Elend fern, und dennoch hat man uns an der Küste den unfreundlichsten Empfang bereitet. Man wollte den halbzerschlagenen Schiffen die Landung verwehren und der zum Tod erschöpften Mannschaft das Betreten des Strandes verbieten. Deine Wächter drohten uns zu erschlagen und unsere Fahrzeuge zu verbrennen. Was treibt euch, gegen arme Schiffbrüchige so ungastlich und grausam vorzugehen? Welches Menschengeschlecht ist so barbarisch, um elenden Verirrten die geringste Hilfe zu versagen. Wenn ihr in uns schon die Besiegten verachtet, so gedenket doch wenigstens der himmlischen Gebote, scheuet die Götter und übt das von ihnen geforderte Gastrecht. Deine Wohltat soll dich nimmer gereuen! Wir bitten nur um einige Tage Ruhe, daß wir mit Holz aus euren Waldungen unsere Schiffe ausbessern und unsere Ruder ergänzen können, damit wir instandgesetzt werden, unserem fernen Ziel entgegenzusteuern. Weit im Norden liegt es, Italien wird das Land geheißen, wo wir in den Gefilden von Latium uns eine neue Heimat gründen sollen. Zum Herrscher war unser Führer Äneas ausersehen. Du wirst von den kühnen Taten dieses Helden gehört haben. Er war ein gerechter und tapferer Mann, und unsere ganze Hoffnung wäre vernichtet, hätte ihn das unbarmherzige Meer verschlungen. Sein Heldenmut hat uns bis hierher geführt. Sollte aber der edle Sohn der göttlichen Venus gegen den Ratschluß der Himmlischen an der libyschen Küste von den Wellen verschlungen worden sein, so gib uns wenigstens ein sicheres Geleit, daß wir, erfüllt von unsäglichem Schmerz über seinen Untergang, zurück nach Sizilien zur Feste Drepanum gelangen, wo der uns gastfreundliche König Acestes für unsere Unterkunft sorgen wird.«

Sinnend und mit gesenkten Lidern hatte die Königin der Rede

gelauscht. Nun hob sie ihre stolzen, dunkeln Augen, richtete sie ruhig auf den Führer der troischen Schar und sprach: »Laßt ab von aller Furcht, ihr Männer Ilions! Ich habe selbst ein schweres Schicksal erlitten, und mein neues Reich ist noch so jung, daß ich genötigt war, harte Gesetze zum Schutz seiner Grenzen zu erlassen. Die Strenge meiner Wachen soll diese neue Siedelung vor Seeräuberüberfällen sichern. Nicht Ungastlichkeit und barbarische Grausamkeit beseelte meine Leute, als sie euch die Landung verweigerten. Hätten wir gewußt, welch stolzen und selbst noch im Unglück großen Volkes Kinder uns schutzsuchend nahten, so wäre euch von Anbeginn Mitleid und gastliche Behandlung gewiß gewesen. Trojas Stadt kennen wir alle gar wohl, und der Name des Helden Äneas ist mir kein leerer Klang. Wer hätte nicht von den Heldentaten dieser Männer, von dem Wüten jenes entsetzlichen Krieges gehört! Unsere Stadt ist nicht so abgelegen, daß wir nichts von dem furchtbaren Schicksal wüßten, das euch betroffen hat. Ob ihr nun nach Italien oder nach Sizilien ziehen wollt, ich werde euch sichere Hilfe angedeihen lassen und euch nach besten Kräften beistehen. Ich werde euch auch nicht verwehren, euch hier in unserem Lande anzusiedeln und vereint mit uns dies junge Reich aufzubauen, falls ihr euren heldenhaften Führer verloren habt. Wie sehr wünsche ich, daß Äneas sich aus dem Sturm ans Ufer zu retten vermocht habe und nicht dem Wüten der Winde und Wellen erlegen sei. Sogleich werde ich kundige Männer nach dem Gestade senden und ausspähen lassen, ob nicht irgendwo Schiffe gestrandet sind und die unglücklichen Seefahrer in den Uferwaldungen umherirren.«

Zitternd vor freudiger Erregung hatten Äneas und sein Begleiter die Worte der Fürstin vernommen. Und wie es sie so trieb, aus dem Nebel hervorzutreten, die teuren Gefährten zu umarmen und der Königin dankbar zu huldigen, flutete die seltsame Wolke von selbst auseinander, und sie standen der jäh erstaunten Versammlung plötzlich in vollem Licht gegenüber. Venus selbst hatte einen verklärenden Glanz über ihren Sohn ausgebreitet. Schön wie ein Gott ragte seine Heldengestalt empor. Auf seine breiten Schultern wallte das Lockenhaar herab und umrahmte das jugendschöne Antlitz mit den strahlenden Augen. Sein Anblick atmete Kraft und stolze Würde, vereint mit der Anmut edler Sitten.

»Hohe Fürstin,« sprach er, »da bin ich, den ihr suchet! Ich bin der

Troer Äneas, den die Gnade der Götter aus den rasenden Wogen des libyschen Meeres gerettet hat. Voll Edelmut erbarmst du dich unsers unsäglichen Jammers. Du hast die Trümmer unsers unglückseligen Volkes großmütig in deinem Land aufgenommen; unsre Kraft reicht nicht aus, dir dies mit würdigem Danke zu vergelten. So flehen wir den Segen der Götter auf dein edles Haupt herab, daß sie dir und deinem Reich lohnen mögen, was deine Milde und Huld an uns getan. Glücklich die Zeit, in der so edle Fürsten auf dem Thron regieren. Solange die Ströme zum Meer eilen und sich der Schatten der Bergwälder über die Täler zieht, solange die Sterne in stetem Gange ihren Pol umkreisen, soll dein Name in Ruhm und Glanz bestehen. In tiefster Dankbarkeit will ich dich preisen, wohin mich auch das Schicksal rufen mag!«

So rief der Held und streckte in freudiger Bewegung beide Arme nach den wiedergewonnenen Gefährten aus. Die tiefe Rührung, die alle ergriffen hatte, teilte sich auch der Königin mit, und nachdem sie sich von ihrem Staunen erholt hatte, erwiderte sie dem troischen Fürsten: »Du Sohn der Venus, welch herbes Schicksal verfolgt dich durch solche Gefahren! Du also bist Äneas, der Sproß des Dardaniden Anchises, den die liebliche Göttin ihm an den raunenden Wellen des phrygischen Simoeis geboren hat! Von meinem Vater Belos bin ich über alle Schicksale deines Geschlechtes und deines Volkes unterrichtet. Vieles davon hat er von dem Argiver Teukros, dem Sohn des Telamon, gehört, als er das Eiland Kypros bekriegte und dort mit dem Griechenhelden zusammentraf. Nur mit der höchsten Bewunderung hat dieser euer Feind von euch gesprochen, der durch seine Mutter Hesione selbst ein Abkömmling eures Königsstammes war. Wie könnte ich euch also anders als mit Bewunderung und Freude bei mir aufnehmen? Ich selbst bin eine Verbannte, habe in ähnlichem Schicksal viel Not erlitten und erst nach langer Mühsal in diesem Lande Ruhe und einen neuen Wohnsitz gefunden. Wer viel Leid erduldet, der lernt auch die Not anderer zu mildern. So will ich denn alles für euch tun, was in meiner Macht steht, und euch helfen, ob ihr nun zu weiterer Fahrt von dannen strebt oder euch entschließen könnt, in unsrer Mitte zu bleiben!«

Nach diesen Worten führte die Fürstin den Helden Äneas zu ihrem hohen Königspalast und ordnete eine Feier und ein präch-

tiges Opferfest in allen Tempeln an. An die Küste sandte sie feiste Herden zur Speisung der dort noch zurückgebliebenen Schiffbrüchigen. Die königliche Burg Byrsa aber wurde prunkend geschmückt. Im Glanz goldener Kostbarkeiten und herrlicher Kunstwerke erstrahlten alle Räume. Wunderbare Teppiche prangten überall, und auf dem Silbergerät, das die Tafel belastete, waren die stolzen Taten der Väter dargestellt. Reihen goldener Becher und Krüge leuchteten dazwischen und luden zu fröhlicher Labung nach den Schrecknissen des Kampfes mit den entfesselten Elementen ein (Abb. 23 und 24).

Amors Liebeswunder

Seit Äneas die Seinen geborgen wußte und das Heil der Troer einer so treuen Gastfreundschaft anvertraut war, bangte sein Vaterherz nach seinem jungen Sohn; die Sehnsucht nach dem Kinde ließ ihm nicht länger Ruhe. Er sandte seinen Gefährten Achates zum Strand zurück, um den kleinen Askanius über alles zu unterrichten und ihn zu dem harrenden Vater zu geleiten. Für die Königin Dido befahl er kostbare Geschenke, die er aus den Trümmern von Ilion gerettet, mitzubringen: einen wunderbaren Mantel, mit schwerem Gold bestickt, und einen safranfarbigen Schleier der schönen Helena, den diese von ihrer göttlichen Mutter Leda erhalten und aus Sparta nach Troja gebracht hatte. Auch ein mit Edelsteinen besetztes Zepter der ältesten Priamostochter Ilione ließ Äneas kommen, dazu ein Halsgeschmeide aus köstlichen Perlen und endlich eine herrliche Krone, deren schimmerndes Gold mit den kostbarsten Juwelen geschmückt war. Achates säumte nicht, dem Auftrag seines Herrn zu gehorchen, und eilte guten Mutes mit seiner frohen Kunde zum Strand.

Äneas' göttliche Mutter Venus aber hatte alle Vorgänge von ihrem himmlischen Sitz verfolgt und beschloß, aufs neue hilfreich einzugreifen, und zwar durch eine List. Sie traute nicht ganz der tyrischen Treue, die nie in bestem Rufe stand, und dem trügerischen Königshaus, in dem schon so viele Frevel vorgekommen. Zwar zweifelte sie nicht, daß Dido für den Augenblick Äneas aufrichtig wohlgesonnen war, aber sie wußte um den Wankelmut des Herzens und bedachte, wie leicht die ränkesüchtige Götterkönigin

sich diesen Umstand zunutze machen konnte, um Äneas doch noch am libyschen Strand zu vernichten. So gedachte Venus sich ihres kleinen Sohnes, des Liebesgottes Amor, zu bedienen, der das Herz der Königin von Karthago derart mit Liebesglut zu Äneas berücken sollte, daß die für den Helden entflammte Fürstin ihm völlig sich ergeben und wirklich alles tun würde, was den Plänen der Troer zum Heil diene. Der listige Einfall der Göttin ging dahin, Amor in die Gestalt des kleinen Askanius zu verwandeln und bei dessen erwartetem Erscheinen auf der Burg die Rolle des Knaben spielen zu lassen. Dabei mußte sich leicht Gelegenheit geben, der Königin das betörende Liebesgift einzuflößen und in ihrem Herzen an die Stelle des ermordeten Gemahls das Bild des schönen, edlen Troerfürsten zu setzen. So rief denn Venus rasch ihren kleinen Sohn herbei, der so häufig schon die Geschicke der Menschen ohne ihr Wissen gelenkt hatte und dessen heimliche Macht selbst den Göttern oft genug gefährlich geworden war.

Amor verstand sofort, was seine kluge Mutter von ihm wollte, und ließ sich ihre Wünsche genau anweisen. »Den Knaben Askanius«, fuhr diese dann fort, »werde ich derweil in Schlummer senken und auf der Insel Kythera an heiliger Stätte verbergen. So wird er unsern Plan nicht stören. Du aber nimm für eine Nacht seine Gestalt an, gebärde dich wie ein anmutiger Knabe, und wenn dich die Königin auf ihrem Schoß in die Arme schließt und in inniger Freude an ihren Busen drückt, kannst du mit zärtlichem Kuß die verborgene Glut in ihrem Herz entfachen und ihr dein Zaubergift einflößen.«

Der Auftrag war ganz nach Amors Wunsch. Er wandelte seine Gestalt in die des Askanius und ließ sich, nachdem er auf die Erde hinabgeflogen war, an der Hand des treuen, nichtsahnenden Achates fröhlich zur Königsburg von Karthago geleiten mit den Schätzen, deren Überbringung Äneas angeordnet hatte. Als der verkappte Amor den herrlichen Palast betrat, fand er Dido bereits auf einem goldenen, mit prächtigen Teppichen belegten Thronsitz, von ihren Getreuen umgeben, vor. Sogleich trat Äneas mit der Schar der troischen Jünglinge heran; man hieß sie, sich auf purpurnen Polstern zur Seite der Tafeln lagern. Sklaven eilten mit reichverzierten Becken und Wasserkannen zum Spülen der Hände herbei und reichten dazu weiche Tücher. Aus goldenen

Körben wurde Brot verteilt, eine Schar festlich geschmückter Sklaven brachte die erlesensten Gerichte auf großen Schalen herbei und stellte sie zwischen die Gäste, während andere die goldenen Trinkschalen mit duftendem Wein füllten. Die hohen Pforten öffneten sich, neue Gäste eilten herein und mischten sich unter die Schmausenden. Die Geschenke des troischen Helden, von Dido mit bewundernden Augen freudig in Empfang genommen, wurden von Hand zu Hand gereicht und erregten allgemein beifälliges Erstaunen.

Mit größtem Wohlgefallen ruhten die Augen der Königin und der Gäste auf dem wunderschönen kleinen Knaben, der sich ganz so gab, als wäre er der junge Askanius; nur seine Augen leuchteten noch herrlicher. Sein Mund fand so süße, schmeichlerische Worte, daß sich das liebliche Kind die Herzen aller im Sturm eroberte. Dido ließ es nicht mehr aus ihren Armen; sie freute sich von Herzen der Liebkosungen und kindlichen Umarmungen und erwiderte, schon ganz bezaubert, die Küsse des trügerischen kleinen Gottes. Der jedoch gedachte des Auftrages seiner Mutter Venus und löschte im Herzen der betörten Königin das Bild ihres geliebten Gemahls Sichäus unmerklich aus und suchte die erstorbenen Gefühle ihrer Brust für eine neue Neigung zu erwecken.

Als das Mahl zu Ende gegangen und die Tafeln weggeräumt waren, wurden gewaltige Weinkrüge hereingebracht und aufs neue die Becher gefüllt. Der ganze Palast hallte wider von fröhlichen Stimmen; von den flammenden Leuchtern des Deckengetäfels floß bei einbrechender Nacht das goldene Licht der Fackeln auf das fröhliche Gelage. Da heischte Didos Befehl die herrliche, gold- und edelsteinbesetzte Schale, die seit grauen Zeiten den Königen von Tyrus als Becher gedient, und ließ sie mit dem köstlichsten Weine füllen. Hoch hob sie dann das blitzende Gefäß empor und stand in ihrer gebietenden, hoheitsvollen Größe da. Der Lärm verstummte, und tiefes, ehrfurchtvolles Schweigen breitete sich über die eben noch so fröhlich bewegte Menge.

»Hehrer Vater Jupiter,« betete die Königin, »du Hort des heiligen Gastrechts! Vergönne, daß dieser Tag ein glücklicher sei für mein Volk und für unsere troischen Freunde. Mögen seiner noch die Enkel dankbar und mit froher Lust gedenken. Nahe uns, Bacchus, du Spender der Freuden! Laß deine Huld auf uns herab, gütige

Göttermutter Juno! Ihr aber, meine Tyrier, feiert das Fest in echter Freundschaft und gedenket, wie wir unsere Gäste am schönsten ehren und glücklich machen.«

Mit diesen Worten sprengte die Fürstin die Spende den olympischen Göttern aus und kredenzte, nachdem sie selbst aus der Schale getrunken, den köstlichen Trank den Gastfreunden. Dann ließ sie die goldene Schale in den Reihen ihrer Getreuen kreisen, und alle die tyrischen Edlen tranken auf das Wohl der Fremden. Unterdessen hatte der musenbegeisterte Sänger Jopas begonnen, zur goldenen Laute zu singen. Sein Lied erklang von den uralten Sagen der Sonne und der Gestirne, wie es ihn noch der hehre Atlas gelehrt. Von dem Ursprung der Welt sang er, von dem der Menschen und der Tiere, vom Regen und Feuer und von dem Wandel der goldenen Lichter am Himmelszelt. Hingerissen lauschten alle den wunderbaren Klängen, und als der Gesang beendet, brauste der Beifall der Tyrier und der Troer durch den Saal. Didos Auge aber hing an der Schönheit des jugendstrahlenden Äneas, und sie vermochte von dem Glanz, der von ihm ausging, den Blick nicht abzuwenden. Schon war das süße Gift Amors in sie eingedrungen, und ihr Herz war verloren.

So zog Dido durch stets erneute Gespräche das Fest immer mehr in die Länge, um in der Gesellschaft des geliebten Mannes zu verweilen. Immer wieder fragte sie nach den gewaltigen Ereignissen des troischen Krieges, und schließlich bat sie den Helden, er möge doch ihr und den gespannt lauschenden Zuhörern das ungeheuerliche Ende des Kampfes und seine zahlreichen Abenteuer und bestandenen Gefahren berichten. Wußte die Fürstin doch, daß die versprengten Reste der Troer nun schon sieben Jahre über Meere und fremde Länder irrten, ohne die neue Heimat finden zu können, und so mußte die Fülle des Erlebten überreich und spannend sein.

Gern kam Äneas der Bitte der Königin nach, wenn ihm auch dabei manch schmerzliche Erinnerung noch fühlbarer aufstieg und sein Herz blutete, wie er so in lebhafter Schilderung all der entsetzlichen Ereignisse beim Untergang seiner Heimatstadt gedachte. Auch die Schwierigkeit der neuen ersehnten Gründung wurde ihm dabei doppelt bewußt. Äneas erzählte so anschaulich und lebhaft, daß nicht nur die Fürstin, sondern alle Tyrier wie gebannt an seinen Lippen hingen. Kein Sänger hätte mit solcher Glut und Eindring-



lichkeit die wechselvollen Bilder dieses Heldenlebens malen können. Mitleid, Teilnahme und Begeisterung riß alle fort. Sie fühlten nicht, wie die Stunden der Nacht entschwanden, und hätten dem Sohn der Venus atemlos bis zum Aufgang der goldenen Sonne gelauscht.

Wie nun sein Mund verstummte und er als letztes das bange Zagen geschildert hatte, mit dem er und die Seinen sich dem hoch-

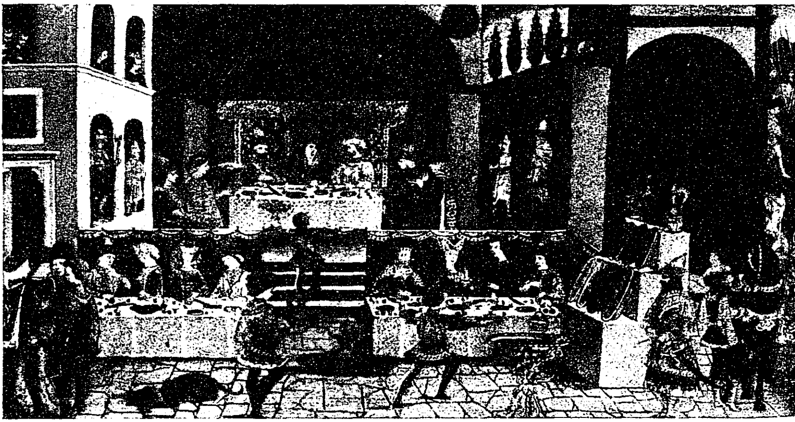


Abb. 23 und 24. Zwei Truhenbretter mit Darstellungen von Äneas und Dido.



herzigen Schutze der Königin von Karthago genähert hatten, erscholl brausender Beifall von allen Seiten. Mit dem Gefühl, die Gesinnung der Tyrier und vor allem das Herz ihrer Fürstin voll gewonnen zu haben, begaben sich die endlich für einige Zeit geborgenen Troer zur Ruhe, und die prächtigen Gemächer des Palastes nahmen sie gastlich zu erquickendem Schlummer auf.



Florentiner Schule des 15. Jahrhunderts. Phot. F. Bruckmann A.G., München.



lichkeit die wechselvollen Bilder dieses Heldenlebens malen können. Mitleid, Teilnahme und Begeisterung riß alle fort. Sie fühlten nicht, wie die Stunden der Nacht entschwanden, und hätten dem Sohn der Venus atemlos bis zum Aufgang der goldenen Sonne gelauscht.

Wie nun sein Mund verstummte und er als letztes das bange Zagen geschildert hatte, mit dem er und die Seinen sich dem hoch-

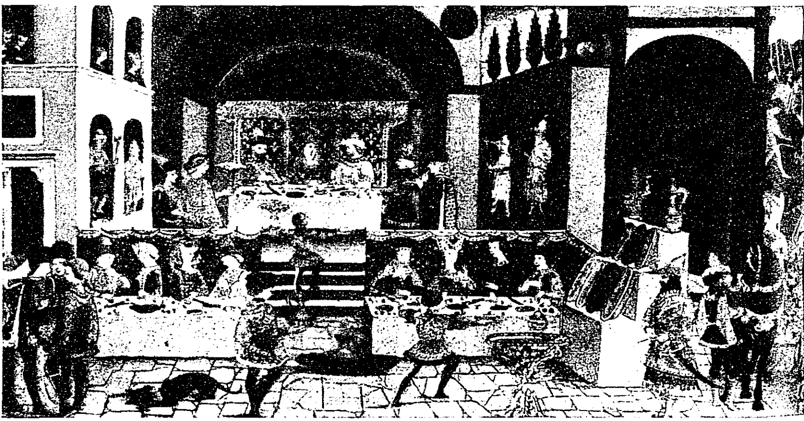


Abb. 23 und 24. Zwei Truhenbretter mit Darstellungen von Aneas und Dido.



herzigen Schutze der Königin von Karthago genähert hatten, erscholl brausender Beifall von allen Seiten. Mit dem Gefühl, die Gesinnung der Tyrier und vor allem das Herz ihrer Fürstin voll gewonnen zu haben, begaben sich die endlich für einige Zeit geborgenen Troer zur Ruhe, und die prächtigen Gemächer des Palastes nahmen sie gastlich zu erquickendem Schlummer auf.



Florentiner Schule des 15. Jahrhunderts. Phot. F. Bruckmann A.G., München.

Didos Liebe

Königin Dido konnte in dieser Nacht keinen Schlaf finden. Das Bild des troischen Helden hatte sich ihr tief eingeprägt, und Amors süßes Liebesgift wirkte bereits so stark, daß sie von einer ihr selbst unverständlichen, unstillbaren Sehnsucht verzehrt wurde. Seit sie ihren Gatten Sichäus verloren, hatte noch nie ein Mann solchen Eindruck auf sie gemacht. Ob es die strahlende Schönheit des Äneas oder sein hundertfach bewiesener Heldenmut war, ob sich Mitleid mit dem so hart vom Unglück Verfolgten dazwischen mischte, ihr selbst war es nicht klar, aber sie konnte ihre Gedanken nicht von dem fremden Helden losreißen. Der Glanz seiner Augen, seine reckenhafte Gestalt, der schöne Klang seiner Stimme, all das war ihr gegenwärtig, auch jetzt, wo sie in der Einsamkeit der Nacht vergeblich Ruhe zu finden suchte. Wie von einem Feuer fühlte sie sich durchglüht, ohne recht zu wissen, was eigentlich mit ihr geschehen war. Noch deutete sie ihre rastlose Unruhe und das Sehnen ihres Herzens nicht als Liebe. Gewaltsam versuchte sie, sich selber nicht einzugestehen, was doch bereits wie ein unabwendbares Schicksal sie unaufhaltsam umstrickte.

So gingen die Stunden der Nacht der schlummerlosen Königin halb in Jubel, halb in sehnendem Kummer dahin, und als die goldene Morgenröte aufstieg, erschien sie ihr wie ein glückverheißendes Licht.

Bei dem Bedürfnis, sich gegen irgend jemand auszusprechen und dadurch vielleicht die Last ihres Herzens etwas zu erleichtern, wandte sie sich an die ihr herzlich zugetane Schwester Anna, bei der sie für ihre zu Äneas aufkeimende Liebe ebensosehr Widerspruch wie Zustimmung erhoffte. Die beiden Schwestern waren innig vertraut miteinander und pflegten sich auch die verborgensten Gefühle mitzuteilen. Wenn auch eine gewisse Scham Dido die Lippen zu verschließen drohte, so zwang sie doch wieder ein übermächtiges Gefühl, von dem zu reden, was ihr Herz in Aufruhr versetzte.

»O Schwester,« sprach sie, »welch seltsame Träume hatte ich doch diese Nacht. Mein Herz ist voll Unruhe und Sehnsucht, ohne daß ich das selber wünschte. Was hältst du von unserm seltsamen Gast? Hat je ein edlerer Mann diesen Palast betreten? Wie mutig sind

sein Geist und seine Waffen. Wahrlich, man sieht seinen strahlenden Augen an, daß er von den Göttern abstammt. Wie pochte mir das Herz, als er von den furchtbaren Kämpfen in Troja, von dem Untergang seines Hauses und all dem Elend berichtete, das ihn und die Seinen betroffen. Muß man nicht Mitleid haben mit der Not, in der diese Heimatlosen dahinziehen, ohne die ersehnte Ruhestätte zu finden? Ich will dir ehrlich gestehen: seit mein geliebter Gemahl durch feige Mörderhand sein Leben verlor, sind mir alle Männer gleichgültig gewesen. Mein Herz war wie erstorben für alle Gefühle der Liebe, nur an dem Toten hing ich in Sehnsucht und unwandelbarer Treue. Aber seit ich diesen Sohn der Venus erblickt, verblaßt des teuren Sichäus Bild in mir, mit Äneas hätte auch er sich nicht an Herrlichkeit messen können. Mein grausamer Bruder Pygmalion oder der wilde Gätuler-König, der mich zum Weibe begehrt, erscheinen mir wie unbedeutende Schatten neben dem Glanz des fremden Helden. Schwester, du weißt, ich habe unwandelbar in meinem Herzen beschlossen, nie wieder einen ehelichen Bund zu schließen. Kein Gemahl, und wäre er der Herrlichste von allen, soll mich je wieder sein eigen nennen, seit mich der Tod so hart um die Liebe des ersten betrogen. Der Gedanke an eine Hochzeit ist mir verhaßt, ich will nichts wissen von dem Fackelschein bräutlicher Feier. Bis heute habe ich mir das geschworen und habe gewünscht, daß mich die Erde hinabschlingen oder der Blitz Jupiters zerschmettern soll, wenn ich das heiligste Ehegesetz der Treue verletzen und mein Gefühl für den toten Gemahl durch eine neue Liebe verdrängen lassen würde. Sichäus nahm mein Herz mit sich dahin, ihm war es zuerst geweiht, und sein soll es auch für alle Ewigkeit bleiben. Aber ich muß dir gestehen, daß ich seit gestern spüre, wie diese Entschlüsse in mir wankend werden. Meine Gedanken können nicht von Äneas lassen, und stände nicht die traurige Vergangenheit zwischen uns, so würde ich ihm jubelnd Hand und Krone bieten und den edlen Gast hier für immer in diesem Lande zu fesseln versuchen. Als größtes Glück steigt dieser Gedanke lockend in mir auf, und dennoch wende ich mich wieder grauend von ihm ab und suche mit aller Willenskraft das mir unerklärliche, ja fast verhaßte Gefühl zu bekämpfen. Aber ich weiß, daß du mich verstehen wirst, du wirst in liebender Güte mir helfen, zur Ruhe zu kommen und meine Fassung aufs neue

zu gewinnen, denn nichts soll meine früheren Entschlüsse erschüttern.«

Tränen rannen aus den Augen der schönen Fürstin, und sie warf sich der liebenden Schwester an die Brust. Diese fühlte tiefes Mitleid mit Dido, war aber selber ganz anders gesonnen als diese und durchaus nicht bereit, sie von dem erträumten Glück abzubringen. In ihren Augen schien Dido die Vergangenheit viel zu schwer zu nehmen und zu wenig an das Glück kommender Zeiten zu denken. Was Dido trotz ihrer Sehnsucht fast mit Abscheu von sich zu stoßen versuchte, erschien ihr für die Königin und auch für das Land als größter Segen. So beugte sie sich zärtlich auf die Schmerzgequälte herab und flüsterte ihr leise Trostworte ins Ohr.

»O Schwester,« sprach sie, »die ich mehr als mein eigenes Leben liebe, warum quälst du dich so sehr? Willst du stets in Schmerz und Witwengram deine blühende Jugend vertrauern? Warum entsagst du allen Gefühlen deines Herzens? Meinst du, die Ehrfurcht vor der Asche des Abgeschiedenen würde dies verbieten? Nirgends sehe ich Anlaß zu Kummer, sondern nur zu Freude und Seligkeit. Wage es doch dir selbst einzugestehen, was du dir in der Tiefe deines Herzens so sehnlich wünschst! Und wenn du nicht an dich selber denken willst, so vergiß nicht, in welchen Gefahren dein junges Reich schwebt und daß der Schutz eines so herrlichen Helden dir wie vom Himmel gesandt ist. Wohl weiß ich, du redest wahr: keiner der vielen Freier hat nach dem Tode des Sichäus dein Herz je betört, weder in Tyros noch jetzt hier in Libyen. Selbst der große Fürst Jarbas, dessen Reich hier allgewaltig dein kleines Gebiet umgibt und der dich stürmisch zur Gemahlin begehrt, durfte sich nie deiner Neigung rühmen. Keinen der Helden Afrikas, die doch wahrlich an Ruhm und Ehren reich waren, hast du erhört. Hast du bedacht, wie schwer die Krone Karthagos für dein junges Haupt werden kann, wieviel Gefahren diese stolze Gründung hier umlauern, gerade weil du dich keinem andern Schutze anvertrauen willst? Die stolzen Gätuler sind im Kriege unbezwingbar, die ungezähmten Numiderhorden umschwärmen lauernd die Grenzen deines Gebietes, und noch so manche wilde Völkerschaft wird begehrlich die Hand nach dem Glanz und dem Reichtum unserer Stadt ausstrecken. Und noch eine andere dunkle Wolke hängt über dir. Tyrus und dein eigner Bruder werden deine Flucht nicht ein-

fach hinnehmen, sondern versuchen, dein junges Reich mit Krieg zu überfallen. Ich glaube, die Götter selbst haben dir zum Schutze diesen Fremdling hergesandt. Kränke nicht die Gnade der Juno, indem du nicht alles tust, um die Troer zum Bleiben zu bewegen. Durch einen Ehebund mit Äneas gewinnst du die Waffenmacht dieser mutigen Flüchtlinge, die sich in dem gewaltigen Kriege so tapfer bewiesen. So wird sich der punische Ruhm hier an der libyschen Küste hoch erheben. Ich rate dir, flehe die Götter um Huld und Erleuchtung an, daß sie dich das Rechte zu tun lehren, und bringe Sühnopfer, damit sie Zorn und Ungnade von dir abwenden. Suche die Weiterfahrt der Schiffbrüchigen, solang du vermagst, zu hindern. An Gründen und Mitteln dazu kann es dir nicht fehlen. Weise auf die Winterstürme hin, die noch immer das Meer durchwühlen, auf den Regen, der sich unter dem Zeichen des Orion vom Himmel ergießt. Warne Äneas vor dem schlechten Zustand seiner ungenügend ausgebesserten Schiffe. Hast du erst einmal erreicht, daß die Troer die linden Lüfte des Frühlings hier abwarten, dann Heil dir, geliebte Schwester! Schon sehe ich Hymens Bande sich um dich schlingen und dich neuen, seligen Zeiten entgegenführen.«

Diese Worte der Schwester waren wahrlich nicht geeignet, Didos mannhaft versuchten Widerstand gegen die aufkeimende Liebe zu stärken; im Gegenteil, nun erst fühlte die Fürstin ihr Herz voll entflammt, und ihre brennenden Wünsche verzehrten jedes weitere Bedenken. Alle Scheu und Zurückhaltung schmolz dahin vor dem einzigen, sie ganz erfüllenden Gedanken, wie sie Äneas gewinnen könne. Die Gründe der Schwester leuchteten ihr ein: ist doch unser schwaches Herz nur allzu geneigt, das zu glauben, was es gerne hört.

An der Seite ihrer Schwester begab sich Dido nun häufig in die heiligen Tempel, um an den Altären zu den Göttern zu flehen und zu opfern. Zumal der Schutzgöttin Juno galten ihre Gebete, denn sie mußte annehmen, daß gerade diese alles zum Heil Karthagos lenken werde. Ruhe fand die Seele der liebenden Königin bei diesen Gängen nicht, immer mehr fühlte sie ihr Inneres von der lodernden Flamme verzehrt. Wo sie konnte, näherte sich die Fürstin dem arglosen Helden, der aber auch seinerseits anfing, für die blühende Schönheit der jungen Königin eine Neigung zu fassen; denn leicht

weckt eine Leidenschaft die andere. Überall in der Stadt führte Dido den schönen Troer umher. Sie zeigte ihm und seinem jungen Sohn die emporstrebenden Mauern, das erfreuliche Gedeihen der Straßen und Häuser. Den ganzen Königsglanz Sidons ließ sie vor seinen Augen erstehen, die Herrlichkeit der stolzen Burg Byrsa, die Pracht der Tempel und das fröhliche Getriebe des auflebenden Staatswesens. Mit klugen und anmutigen Gesprächen suchte sie den trefflichen Gast an sich zu fesseln, aber immer wieder erstarb ihr das Wort in schüchterner Scheu. Befangen und unfrei schwankte sie zwischen der Sehnsucht, ihre Neigung zu offenbaren und erwidert zu sehen, und dem furchtsamen Bestreben, ihre Gefühle nicht gegen alle Sitte schrankenlos zu verraten. Von diesem innern Widerstreit wurde die liebeskranke Frau derart gepeinigt, daß sie oft kaum mehr die ruhige Haltung bewahren konnte, mit der sie ihrer Umgebung das Streben ihres liebeglühenden Herzens verbarg. Sie gab den Fremden Gastmahl über Gastmahl in ihrem herrlichen Palast, nur um sich der Gegenwart des teuren Mannes so oft und so lange wie möglich zu erfreuen. Oft zog sie den jungen Askanius in plötzlich überströmender Zärtlichkeit an sich, da sie in ihm so deutlich das Ebenbild seines Vaters sah, dann wieder drängte sie Äneas aufs neue und immer eingehender, von den Kämpfen vor Troja oder aus seinem Leben zu erzählen. Dabei hing ihr Blick immer an seinen Lippen, als könnte sie sich nicht satthören an all den wunderbaren Berichten. Stiegen dann nachts die Sterne höher und trennte der Lauf der Stunden die fröhlich Versammelten, dann barg die Fürstin ihren Liebesschmerz in einsamem Gemach und warf sich ruhelos auf ihrem Lager hin und her, des einen gedenkend, der ihre Seele so ganz erfüllte. Auch am hellen Tag blieb die Pein. Aus der besonnenen Herrscherin, die bisher alles selber überwachte, die Arbeiten klug und gerecht verteilte und darauf sah, daß keiner müßig seinen Pflichten sich entzog, war nun ein Weib geworden, das, von seiner Liebe gefangen, zerstreut und unstät umherging und des Herrscherberufes völlig vergaß. Die Arbeiten begannen zu stocken, Fleiß und Aufsicht ließen nach, die trotzig aufstrebenden Mauern blieben unvollendet, und allgemeine Lässigkeit riß ein, wie stets, wenn der Machthaber es selbst an Straffheit fehlen läßt. So sah man denn die Jugend nicht mehr sich im Waffenhandwerk üben, der Arm wurde des Speerwurfs

entwöhnt; von dem im Bau begriffenen Hafen tönte kein Hammerschlag mehr, die Gerüste standen verlassen da, und die Besonnenen im Volk, die nicht mit den Trägen sich der gelockerten Zucht freuten, fragten sich kopfschüttelnd, was so aus dem jungen Reich werden solle. —

Vom Olymp herab hatte die Göttermutter Juno die Wandlung der Dinge wahrgenommen, und die Gefühle der Herrscherin Dido waren ihr nicht entgangen. Schnell reifte in ihr ein Plan, und sie hoffte Mittel und Wege zu finden, um über die ihr verhaßten Troer endlich zu triumphieren und sie um die verheißene Herrschaft in Italien zu bringen. Wenn die Flüchtlinge hier eine Heimat finden, so dachte sie, dann werden sie von dem Volk der Tyrier aufgesogen, und die ihnen verheißene Weltherrschaft wird Karthago an Stelle der geplanten Siedelung des Äneas zufallen. So gedachte sie sich denn die Leidenschaft der verblendeten Fürstin zunutze zu machen und suchte tückisch für ihren Plan, der doch den Verderb des Troerfürsten zum Endzweck hatte, bei dessen eigener Mutter, der Göttin Venus, hilfreichen Beistand.

»Wahrlich,« sprach sie, »du hast da mit deinem listigen Söhnlein ein hübsches Werk vollbracht. Das war wirklich ein Heldenstück, ein armes Frauenherz so zu überlisten. Ihr beide müßt ordentlich stolz sein auf solchen Sieg, zu dem die Macht zweier Götter nötig war. Aber laß uns diesmal nicht streiten. Wir verfolgen beide das gleiche Ziel, und ich bin dir dankbar, daß auch dir das Wohl meiner Lieblingsstadt am Herzen liegt, wie es scheint. Laß uns Frieden halten und einen Ehebund der beiden stiften, dann hat jede von uns, wonach ihr Herz verlangt. Schwer wird es uns nicht fallen. In Didos Adern lodert das Feuer dieser plötzlichen Liebesleidenschaft bereits hoch auf. Suchen wir also nun auch in Äneas' Brust gleiche Glut zu entfachen. Mit dem karthagischen Königsthron wird er das ersehnte Glück endlich gefunden haben. Dido, meine Schutzbefohlene, begibt sich gern in die süßen Fesseln deines Heldensohnes, dem damit die Herrschaft über das Volk der Tyrier als Brautschatz zufällt!«

Klug tat Venus so, als wäre sie dankbar und gerührt durch die Worte der mächtigen Göttermutter; in Wahrheit durchschaute sie deren tückische Absicht gar wohl. Sie stellte sich also willfährig und ging zum Schein liebenswürdig auf die Wünsche der stolzen Juno ein.

»Wie könnte jemand«, sprach sie, »gegen deinen Willen sich auflehnen; es wäre töricht, sich im Kampf mit dir messen zu wollen! Ich wäre auch ganz einverstanden mit deinem Vorschlag, wenn mir nicht das Bedenken aufstiege, ob Jupiter der Verschmelzung der beiden Völker zustimmen wird. Ich kann mich der Sorge nicht entschlagen, daß das Ende kein gutes sein wird. Du aber bist die Gemahlin des allwaltenden Vaters, und darum geziemt es dir, sein Herz deinen Bitten zugänglich zu machen. Wenn dein beredter Mund seinen Willen uns geneigt macht, so bin ich mit Freuden bereit, das übrige zu vollenden.«

»Laß das nur meine Sorge sein,« erwiderte Juno, »ich werde alles so einzurichten wissen, daß unser beider gemeinsamer Wunsch in Erfüllung geht. Die Billigung des großen Jupiter werde ich sicherlich erreichen. Schon habe ich einen Plan, wie ich die gewünschte Vermählung zustande bringe. Wenn ich nur auf deine Mithilfe rechnen kann, so ist mir um den Ausgang nicht bange.«

Mit diesen Worten nickte sie Venus huldvoll und freundlich zu. Diese tat, als ob sie sich demütig allen Wünschen der Himmelsherrscherin fügte; im Herzen aber lachte und spottete sie über Junos Einfalt, die nicht ahnte, wie sehr sie ihren Schützlingen schaden würde.

Juno gab nun der Königin den Gedanken ein, ihren Gästen zu Ehren eine große Jagd zu veranstalten, auf der sie die Gelegenheit herbeiführen wollte, die Äneas und Dido zu ewigem Bund einen sollte.

Als sich die leuchtende Morgenröte aus den Fluten des Okeanos hob, sammelte sich die zum Palast befohlene Jugend Karthagos mit Jagdspießen, Schlingen und Netzen, und eine ganze Meute rassiger Spürhunde stand neben den Rossen bereit. Die punischen Fürsten harrten schon ihrer Herrscherin, die sich noch in ihren Gemächern für die große Jagd schmückte und rüstete. Mit Purpurzügeln gezäumt, unter goldgestickter Satteldecke, scharrte ungeduldig der prächtige Hengst der Königin. In gemessenem Abstand umstanden die Scharen der Karthager den Platz, mit bewundernden Augen den Abritt des stolzen Jagdzuges zu betrachten. Die Flügel des Palastes öffneten sich, und Dido schritt mit ihrem Gefolge strahlend über die eherne Schwelle. Ihre schönen Glieder umfloß ein sidonisches Jagdgewand mit prächtig gestickter Borte;

ein goldener Gürtel hielt den purpurnen Leibrock zusammen, und auch das Netz, das die Fülle des herrlichen Haares der Königin umschloß, war aus schimmernden Goldfäden gewoben. Golden war auch der von ihrer Schulter herabhängende Köcher, in dem die tödlichen Pfeile klirrten. Ein Teil der Troer geleitete die Fürstin, der der kleine Askanius laut jubelnd vorauseilte, sein junges Herz voll Lust, sich zum erstenmal an solchem Jagdvergnügen zu beteiligen. Leuchtend hob sich aus der Schar der Gefährten die

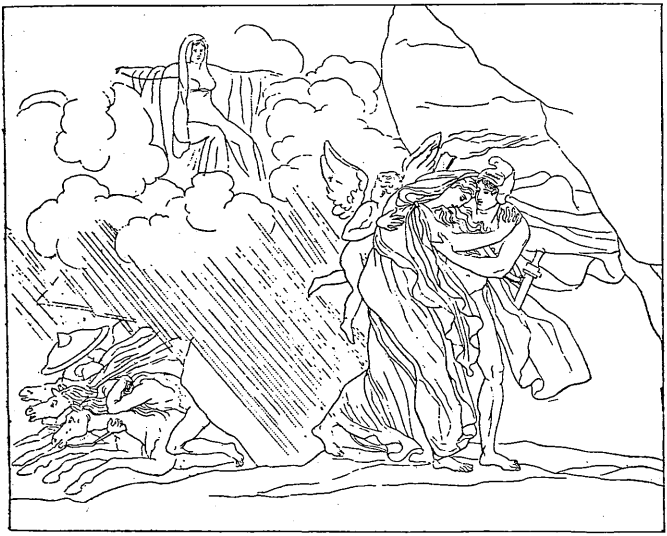


Abb. 25. Äneas und Dido flüchten vor dem Unwetter in eine Höhle.

stolze Gestalt des zur Jagd gerüsteten Äneas. Er schritt dahin, als steige Apollo selber von Lykiens Fluren hinab zu den Altären des heiligen Delos. Gleich dem geschmückten Gott, der, Lorbeer im Haar, mit seinem goldenen Geschoß, umjauchzt von der Schar der zu ihm Betenden, zu Gesang und Tanz eilte, lag ein überirdischer Glanz auf dem schönen Antlitz des Troerfürsten. Er half der Königin in den Sattel und schwang sich dann selbst auf sein erregt schnaubendes Tier. Der Fürstin zur Seite sprengte er hinaus aus den Toren, den waldigen Gebirgstälern entgegen, wo sich das

Wild in unwegsamem Dickicht barg. Selten hatte man ein schöneres und königlicheres Paar gesehen als diesen herrlichen Helden und die stolze Dido, die auf ihren Rossen die felsigen Höhen empor stürmten und ganze Rudel von Hirschen und schäumenden Ebern in wilder Flucht vor sich hertrieben. Niemand aber war freudiger als Askanius; er jagte bald zurück, bald wieder vor, immer in der Hoffnung, nicht nur auf fliehendes Wild, sondern auf einen mächtigen Löwen oder sonst ein gefährliches Raubtier zu stoßen, das er erlegen könnte.

Immer tiefer verlor sich die Jagd in das Gebirge. Der glühende Eifer, der alle beseelte, und die brennende Lust am edlen Weidwerk hatte alle übersehen lassen, daß Juno ein drohendes Gewölk am Himmel zusammenzog. Das eben noch leuchtende Gold der Sonne wurde plötzlich durch finstere Wolken verdeckt, die ersten unheimlichen Windstöße pfiffen durch die sich biegenden Wipfel der Bäume, und ehe noch irgendeiner der Jäger an einen Unterschlupf denken konnte, brach schon Regen und Hagel unter fürchterlichen Donnerschlägen wie ein Wolkenbruch hernieder, und grelle Blitze zuckten durch die Finsternis. Die Jäger verloren einander aus den Augen, da jeder, wo er gerade konnte, sich vor dem Unwetter zu bergen suchte; keiner achtete auf den andern.

Auch Äneas und Dido wurden, wohl durch das geheime Walten der Göttermutter, von ihrem Gefolge abgesprengt und sahen sich plötzlich allein in wilder Bergeinsamkeit. Das entsetzliche Unwetter nötigte sie, in einer nahen Höhle Schutz zu suchen (Abb. 25), und hier, unter dem Tosen des Donners und dem Leuchten der Blitze, fanden ihre Herzen zueinander. Im Aufruhr der Natur brach die lange zurückgehaltene Liebe der Dido unbezähmbar hervor. Der Sturm sang das Brautlied, der Himmel selbst hatte die Hochzeitsfackeln entzündet; die wilden Triebe der entfesselten Naturgewalten teilten sich den beiden mit, die da wie auf einsamer Insel, abgeschlossen von aller Welt, nur sich selbst gehörten und in der Seligkeit ihrer kaum gestandenen Liebe nur Auge und Sinn für einander hatten, ob auch draußen die Welt zu Grunde zu gehen schien. Die Leidenschaft des liebenden Weibes riß auch den Helden mit; das Gedächtnis an alle göttlichen Verheißungen entschwand ihm, und schrankenlos ließ er die Glut der Gefühle über sich zusammenschlagen, während seine Lippen unselige Schwüre ewiger Treue stammelten.

Langsam ließ die Wut der Elemente nach. Der Aufruhr der Natur beruhigte sich, und der Duft des Frühlings wehte durch die erquickten Wälder. Rasch sammelten sich die versprengten Jagdgenossen wieder und folgten ihrer stolzen Königin, die an Äneas' Seite, berauscht von ihrem neuen Glück, götterschön und selig dahinritt. Sie wähnte, daß ihr die Morgenröte glücklicher Zeiten strahlend aufgegangen sei, nichts ahnend von der Finsternis, die darauf folgen sollte. Der Rausch der Stunde nahm sie völlig gefangen. Als die Stadt wieder erreicht war, steigerte sich der Taumel fröhlicher Feste immer mehr. Die beiden Völker schienen sich zu verbrüdern, und verblaßt war jeder Gedanke an die Weiterfahrt nach dem verheißenen Ziel Italien.

Äneas verläßt Afrika

Fama, die Göttin des Gerüchtes, anfangs stets klein und unscheinbar, dann aber mächtig anwachsend und die Länder der Menschen mit unheimlicher Geschwindigkeit durchziehend, eilte auch jetzt auf beschwingten Sohlen durch Libyens Städte.

Von ihrer Mutter, der Erde, reichte ihr Haupt gar bald bis zu den Wolken des Himmels. Ihre Gestalt war ganz mit flaumigen Federn bedeckt, unter denen viele neugierige Augen funkelten und sich die Zungen geschwätziger Mäuler zwischen lauernden Ohren spitzten. Keinen Schlummer findet die Göttin, und kein Winkel ist ihr zu unscheinbar, um nicht hineinzukriechen und zu lauschen. Überall spürt sie umher, wo sie Nahrung für ihre Neugier finden könne. Sie klettert auf die Firste der Häuser und dringt in die verborgensten Gemächer. Kein Turm ist ihr zu hoch, keine Mauer zu dick, und was sie am Tage erlauscht, das wispert sie nachts mit zischender Stimme den Menschen in das begierige Ohr. Lug und Trug mischen sich in das, was Fama verbreitet, und bald kann man nicht mehr unterscheiden, was Wahrheit ist und was die Gehässigkeit der Göttin hinzugetan.

Diese übelwollende Göttin durcheilte nun also die Städte Afrikas und verbreitete in höhnischer Schadenfreude, was sich in Karthago ereignet hatte, aufgebauscht und entstellt, doch so, daß es glaubwürdig klang und der Klatschsucht der Menschen willkommen war.

Ein troischer Prinz, so hieß es, mit Namen Äneas sei angekommen, schiffbrüchig und landflüchtig, und an diesen Abenteurer habe die Königin Dido sofort ihr Herz verloren, sich ihm in heimlicher Ehe hingegeben. Jetzt durchschwelgten beide die Tage und Nächte des langen Winters. Verschwendung und Zügellosigkeit nähmen immer mehr überhand in der tyrischen Hauptstadt, und Dido vergäße in ihrer Leidenschaft völlig ihrer Herrscherpflichten. Im Reiche tue jeder, was ihm beliebe, alle Arbeit liege brach, nur noch für Vergnügen und Laster sei Raum. Das Treiben im Palast sei eine Schande, und der hergelaufene Troer bringe mit der ehrvergessenen Fürstin das junge Reich an den Rand des Abgrunds.

Viele Leute hörten diese Behauptungen mit Abscheu, andere aber mit heimlichem Vergnügen, und die Gerüchte wurden noch vergrößert und ausgeschmückt. Fama tat, was sie irgend konnte, um das Gerede noch häßlicher und übertriebener zu machen. Zunächst lenkte sie ihren Lauf zu dem König Jarbas von Numidien, der sich einen Sohn des Jupiter Ammon und einer Nymphe nannte und schon längst auf die Königin ergrimmt war, weil sie seinen stürmischen Bewerbungen stets Widerstand entgegengesetzt hatte. Jarbas war dünkelhaft und stolz auf seine Macht. Hundert riesige Tempel hatte er im Lande seinem angeblichen Vater errichtet, und ein ewiges Feuer mußte vor ihnen unterhalten werden. Unaufhörlich floß das Blut üppiger Opfergaben von den Altären, deren Blumengewinde nie welk sein durften. Grenzenlos war die Wut des Königs, als Fama seinem Ohr die Kunde zuraunte. Seine Liebe zu Dido verwandelte sich in sinnlosen Haß, und er warf sich vor den heiligen Altären nieder, um den Jupiter Ammon um Rache anzuflehen.

»Allmächtiger Jupiter, mein heiliger Vater,« rief er, »wie kann dein Auge weiter dem Treiben zuschauen, das diese landflüchtige Fürstin in ihrem kleinen Landstrich, den ihr meine Güte geschenkt hat, mit dem heimatlosen Äneas in unerlaubter Liebe vollführt und das der heiligen Ordnung deiner Gesetze Hohn spricht. Mit dem Herzen der Königin hat sich dieser Abenteurer die Herrschaft geraubt, und seine salbentriefenden, weibischen Asiaten, die er mit sich gebracht, leben nun üppig in den Tag und achten in ihrem Schwelgen nicht deiner heiligen Opfer. Recht und Ordnung zerfällt in jenem armseligen Gemeinwesen, und dein rächender Blitz

zuckt nicht auf die Schändlichen herab? Wie sollen wir, deine Getreuen, noch länger an deine Macht und deine heiligen Satzungen glauben? Meine Hand, die ich ihr bot, hat das übermütige Weib, das doch nur durch meine Gnade hier lebt, verschmäht; diesem Weichling aber hat sie sich ohne Besinnen, und ohne die Schranken der Sitte zu achten, an den Hals geworfen und verhöhnt mit ihrem Buhlen jeden Anstand und jedes heilige Gesetz.«

Der allwaltende Jupiter hörte das Gebet seines Sohnes und wandte den Blick auf das karthagische Land und die Vorgänge in dem königlichen Palast. Er gewahrte, daß die anklagenden Worte seines Sohnes Jarbas auf Wahrheit beruhten, daß Äneas im Liebestaumel gänzlich seiner Bestimmung vergessen hatte, und ergrimmend rief er den Götterboten Mercurius herbei und sprach: »Lege deine goldenen Flügelschuhe an, mein Sohn, und rufe dir die Winde zu Geleitern, auf daß du ungesäumt hinabgleitest ins karthagische Land, um den Dardanerhelden Äneas an die Beschlüsse des Schicksals zu mahnen, die er schmählich vergessen zu haben scheint. Bring ihm mein zürnendes Wort und sage ihm, daß seine göttliche Mutter mir Höheres von ihm versprochen hat. Nicht darum wurde er zweimal aus der Waffengewalt der Griechen errettet, daß er nun, von einem liebenden Weib gefangen, tatenlos auf halbem Wege stehen bleibt und sich unter fremden Völkern seßhaft macht. Unermüdlich soll er streben, bis er das Land Italien erreicht und dort die neue Herrschaft errichtet hat. Denn dort und nicht in Afrika soll sich der erhabene Stamm des Teukros fortpflanzen und sich den ganzen Erdkreis unterwerfen. Will aber der Weichling sich dieser herrlichen Zukunft entziehen, so soll er wenigstens seines hoffnungsvollen Sohnes Askanius gedenken und diesem die verheißenen Stadtmauern in Latium vergönnen. Eile hin, leuchtender Mercurius, über die Fluten des Meeres und überbringe Äneas meinen unerschütterlichen Willen.«

Sogleich gehorchte der Götterbote dem Befehl des himmlischen Vaters. An seine Füße band er die goldgeflügelten Sandalen, die ihn über Wasser und Land im Hauch der Winde dahintragen, und faßte den goldenen Stab, mit dem er die Toten zum Hades geleitet und der den Zauber besitzt, die Augen einzuschlummern und jede Gestalt unsichtbar zu machen. So schwebte Mercurius durch die Wolken, bis er in der Tiefe die Scheitel des riesigen Atlasgebirges

gewahrte, das seine fichtenbewachsenen Gipfel, von Sturm und Wetter zerfetzt, schneeglänzend zum Himmel hob. Von den Hängen des Gebirges schwang sich der Götterbote leicht wie ein Vogel dem blauen Gestade zu und erreichte alsbald die Mauern des aufblühenden Karthago.

Da sah er Äneas stehen, umgürtet mit einem edelsteinbesetzten Schwert, umhüllt von einem tyrischen Purpurmantel, den Dido mit eigener Hand reich mit goldenen Fäden durchwirkt hatte. Nicht mehr einem Troer glich der Held, sondern erschien ganz wie ein phönizischer Fürst; auch gebot er dem karthagischen Volke, als wäre er dessen Herrscher. Plötzlich zuckte er zusammen; in überirdischem Lichtschein glaubte er die Nähe einer Gottheit zu spüren, und schon vernahm er, wie aus einer andern Welt, eine gewaltige Stimme an seinem Ohr. Mercurius war dicht zu ihm getreten, und seine Worte durchdrangen Äneas' erschauernde Seele: »Von Zeus bin ich zu dir gesandt mit ernster Mahnung, du Sklave des Weibes, der du vergessen hast, was dir die Götter verheißen! Solltest du etwa hier einem fremden Volke das Reich aufbauen wollen, das dir und den Deinen bestimmt war? Hast du alle Zeichen und Befehle der Götter in den Wind geschlagen? Der Zorn des allmächtigen Zeus schickt mich zu dir, um dich zu klarer Besinnung zu bringen. Libyen ist nicht die Heimat, in der du bleiben sollst, und wenn du auch in den Armen der Liebe verstrickt bist und die Stimme des Ruhms dich nicht mehr lockt, so bedenke, daß du einen Sohn hast, der dir herrlich heranwächst und der einen Anspruch darauf hat, daß sein Vater ihn hier nicht ehrvergessen um das gewaltige Erbe der italischen Fluren bringt. Mache dich auf, vergiß das Weib, an das du dich hier gekettet hast, und eile, beim Zorn der Götter, dem Ziele zu, das dir gesteckt ist!«

Kaum war das Wort verklungen, so löste sich die lichte Erscheinung wieder auf und war den Augen des Helden entschwunden, ehe er noch recht erfaßt, was sich ereignet hatte. Äneas stand betäubt und wie vom Donner gerührt da. Die Stimme versagte ihm, und seine Knie zitterten. In seiner Seele aber hallten die Worte des Mercurius so gewaltig wieder, daß sie ihn an nichts anderes mehr denken ließen als an das Gebot und seine Befolgung. Der brennende Wunsch überkam ihn, die letzten Monate aus dem Gedächtnis zu streichen, als wären sie nie gewesen. Schamvoll fühlte er das

Knechtische seines Verhaltens und die Gewissenlosigkeit, mit der er seiner höheren Bestimmung untreu geworden. Wohl stiegen auch die Stimmen der Liebe in ihm auf, aber nur wie aus weiter Ferne flehend; die Mahnung des Götterboten übertäubte sie. Wie von einem Blitzstrahl beleuchtet erschaute Äneas auf einmal reuevoll sein lässiges, unwürdiges Tun, und mächtig kam der Drang über ihn nach Heldentaten und Gefahren; nicht rasten und ruhen wollte er, bis er das Ziel erreicht, das bisher stets leuchtend vor ihm gestanden. Aber als sich in den Überschwang dieser Vorsätze allmählich nüchterne Erwägungen mischten, wie er den Abschied von diesem Land bewerkstelligen könne, wurde sich der Held bewußt, daß sein Scheiden nicht so leicht war, daß die Bande, die ihn hier liebend umschlungen hielten, nur mit bitterem Weh und Schmerz auf gewaltsame Weise zu lösen waren. Wie sollte er Dido von seinem neuen Entschluß unterrichten, ohne der leidenschaftlichen Frau das Herz zu brechen? Wie sollte er Worte finden, um seine scheinbare Treulosigkeit zu rechtfertigen und nicht im Schatten schwärzesten Undankes vor ihr zu stehen? Nach allen Seiten erwog Äneas die Maßnahmen, die zu treffen waren, um dennoch von dannen eilen und den Kiel der Schiffe durch die Fluten des heiligen Salzmeeres nordwärts steuern zu können. Es dünkte ihn am besten, sich zunächst mit den Führern seiner Scharen zu beraten und diesen zu befehlen, ihre Waffen in Bereitschaft zu halten und die Schiffe instandzusetzen, all das aber so heimlich wie möglich, um Zeit zu gewinnen, die Fürstin auf seinen Entschluß vorzubereiten. Die beste Stunde dazu wollte er wählen, so schonend und liebevoll wie möglich plante er der teuren Frau das grausame Gebot der Götter mitzuteilen. Nicht in leidenschaftlichem Zorn und Schmerz wollte er sie zurücklassen, sondern ihre Verzeihung und Einwilligung erlangen, wenn ihm auch eine innere Stimme sagte, daß sein Bemühen nach allem, was vorgegangen und was er selbst verschuldet, vergeblich sein werde.

Bei seinen Genossen stieß er auf keinen Widerstand. Im Gegenteil, so wohl sie sich im karthagischen Land fühlten und so gut sie sich mit den Tyriern verstanden, war doch in ihnen die Sehnsucht nach der von den Göttern verheißenen neuen Heimat nie erloschen. Mit gesundem, männlichem Gefühl spürten sie, daß ihnen hier Verweichlichung und das Aufgehen in einem fremden Volksstamm

drohen werde; andererseits lockte sie die Lust nach neuen Abenteuern in unbekannte Fernen, mochten dort auch größte Gefahren drohen. Äneas fand also den Boden in ihren Herzen vorbereitet, und sein andeutender Wink genügte, um sie zu emsiger Tätigkeit anzuspornen. Natürlich ließ sich die Absicht der Troer nicht völlig verbergen, wenn sie für ihre Vorbereitungen auch andere Beweggründe angaben. Das Gerücht von der Erregung unter den fremden Gästen, ihre Arbeiten an der Instandsetzung der Flotte, ihre Maßnahmen zur Verproviantierung, vor allem der helle Freudenschimmer, der auf ihren Gesichtern lag, waren nicht zu verheimlichen. Deutlich stand es vor aller Augen, daß ein Abzug geplant war, und daß nur ein Scheiden auf immer der Zweck all dieser Rüstungen sein konnte.

Wieder trug die Göttin Fama das Gerücht von der Küste her hinüber in die Hauptstadt und hinauf zu dem Königspalast. Ehe noch Äneas ein Wort geäußert hatte, war der Königin schon alles zu Ohren gekommen. Liebe, die ja immer hellsichtig macht, hatte sie längst argwöhnen lassen, daß ein Tag ihr diese Kunde bringen werde. Als nun aber ihr banges Ahnen zur Gewißheit wurde, brach sie in bitterem Schmerz zusammen, um alsbald von rasender Wut aufgepeitscht zu werden. Ihre Verzweiflung trieb sie von der Höhe der stolzen Burg hinunter in die Straßen der Stadt. Gleich einer Furie eilte sie dahin, sinnlos vor Schmerz, und doch mit scharfem Auge gewahrend, daß alles, was man ihr berichtet, auf Wahrheit beruhte.

Als sie Äneas gegenüberstand, der mit zagenden Worten ihr das Unabänderliche schonend mitteilen wollte, unterbrach sie ihn in Zorn und Weh, und eine Flut halbirrer Worte brach aus ihrem Mund.

»Treuloser!« rief sie, »hast du wirklich gewähnt, du könnest dich mir heimlich entziehen? Das also ist deine Treue und deine Liebe, die du mir geschworen! Und wenn ich dir sage, daß dein Abschied mir das Herz bricht, mir den Tod bringt, kann auch das dich nicht abhalten, davonzustürmen, als hätte ich dich nie geliebt, dir nie das Leben gerettet? Suchst du denn den Tod, daß du gerade jetzt, in der schlimmsten und gefährlichsten Jahreszeit, auf die trügerische Flut hinaussegeln willst? Hast du je gehört, daß ein Sterblicher im tiefsten Winter eine Seereise in unbekannte Fernen antrat? Bei

allen Göttern, bei unserer jungen Liebe beschwöre ich dich: stürze dich nicht in sicheren Tod, wenn dir schon mein Leben nichts gilt! Nur Gutes habe ich dir erwiesen. Den Schiffbrüchigen nahm ich aus den Fluten freundlich bei mir auf. Meine Gastfreundschaft, mein Land, meine Macht, ja mein Herz habe ich dir geschenkt. Erbarme dich meiner und bleib bei mir! Denke daran, daß du verpflichtet bist, mein Haus und meine Stadt zu schützen, nachdem meine Liebe zu dir die Nachbarvölker zu grimmen Feinden machte, ja, die Herzen meiner eigenen Untertanen von mir wandte. Noch etwas nahmst du mir: meinen Stolz und meine Ehre! Jetzt wird man auf mich zeigen und mich verspotten. ‚Das ist des Äneas Geliebte,' wird man rufen, ‚deren er so bald überdrüssig wurde, denn nie hätte er sonst das üppige, sorglose Leben im schönen Karthago mit den Gefahren des winterlichen Meeres vertauscht!' Der König Jarbas wird in mein Land brechen und mich hohnlachend fortschleppen, ja mein eigener Bruder wird mit Waffengewalt heranziehen. Kannst du mich wirklich in solches Unheil stoßen, du, mein Gastfreund, den ich liebe und den ich nun nie mehr meinen Gemahl nennen soll?«

Sie schmiegte sich an ihn, warf sich ihm zu Füßen; doch gehorsam dem göttlichen Gebot stand Äneas und suchte den Sturm, das Weh in seinem eigenen Herzen zu bezwingen, da seine Liebe ihn zum Nachgeben fortreißen wollte. Endlich sprach er mit gepreßter Stimme: »Was du mir Gutes getan, Königin, soll mein Herz niemals vergessen. Nie wird dein Bild in meiner Seele erblassen, so lange der Atem meine Glieder belebt. Niemals wollte ich mich wie ein Dieb von dannen stehlen, niemals dich wie ein ehrloser Betrüger umgarnen und dann treulos verlassen. Alles wollte ich dir sagen, im rechten Augenblick, und deine Verzeihung, dein Verstehen erflehn! Doch was du unsere junge Ehe nennst, ist nur das Band der Liebe, vom Schicksal geflochten. Zeitlebens danke ich den Göttern für dieses Geschenk! Aber kein Hochzeitsfest hat uns zu ewigem Bunde geeint, keine Fackeln haben uns zu bräutlicher Feier geleuchtet. Das Schicksal hat uns zusammengeführt, das Schicksal reißt uns nun wieder auseinander. Dürfte ich handeln, wie mein Herz stürmisch begehrt, so würde ich auf ewig bei dir bleiben, nichts könnte mich von dir trennen! Doch Göttersprüche bestimmen meinen Weg, mein Herz muß schweigen! Apollo wies mich nach

dem fernen Italien, nicht soll ich rasten, bis dort die neue Heimat gefunden und meinem Stamm eine neue Machtstellung gegründet ist. Nun wirst du verstehen, daß mich unsere Liebe von meiner Bestimmung und dem Willen der Götter abtrünnig gemacht hat. In unverminderter Glut verlangt mein Herz nach dir, und meine Liebe hat keine Änderung erfahren. Wenn ich aber bei dir bleibe, so bin ich treulos gegen mein Volk und meine Aufgabe, die mir der Himmel gestellt. Der Gehorsam gegen die Götter geht allem vor. Schon erscheint mir allnächtig mein Vater Anchises im Traum mit düsterer Mahnung. Deutlich fühle ich, welch schweres Unrecht ich an meinem Sohne und seiner Zukunft begehe, wenn ich noch länger in deinem Lande weile. Ja, Mercurius, der leuchtende Bote des großen Jupiter, ist selbst vor mir erschienen und hat mir den Zorn und den Befehl des Göttervaters verkündet, sogleich dies Land zu verlassen und trotz Wellen und Winterstürmen abzusegeln nach dem verheißenen Italien. Leibhaftig sah ich den Gott in seinem Strahlenglanze vor mir stehen, und seine Stimme klingt jetzt noch alles übertönend in meinem Ohr. Darum versuche deiner Klagen Herr zu werden und deinen Schmerz zu meistern, der dich und mich zwecklos zermartert. Gegen das Schicksal können wir nicht ankämpfen; was es bestimmt hat, das muß geschehen.«

Schweigend und halb abgewandt hatte die Königin zugehört. Jetzt kehrte sie den Blick Äneas voll zu und maß ihn verächtlich von Kopf zu Fuß. Ein finsterer Brand glomm in ihren Augen. Aufflammend vor Wut begann sie: »Nein, deine Mutter war keine Göttin, das Blut des Dardanus rollt nicht in so unedlen Adern! Der starre Felsen des Kaukasus hat dich gezeugt, und wilde Tiger haben dich gesäugt. So grausam und schlecht kann ein wahrer Held nicht sein. Keine Wimper hat dir gezuckt bei meinem Schmerz, kein Mitleid haben meine Tränen in deinem steinernen Herzen erregt! Das kannst du zulassen, erhabene Juno,« rief sie mit zum Himmel emporgestreckten Händen, »du, die du über die Treue des Ehebundes wachst? Den hilflos an das Ufer Getriebenen habe ich mitleidig aufgenommen, an meiner Herrschaft habe ich ihn teilnehmen lassen. Und nun? Einem Verworfenen habe ich mein Herz geschenkt! Ha, wie er nun nach Ausflüchten sucht, um sein ehrloses Beginnen zu bemänteln! Da schützt der Lügner vor, daß die Götter selbst ihm befohlen, mich zu verlassen! Bald muß ihm Apollo, bald Ju-

piter zum Vorwand dienen. Glaubst du etwa, Elender, daß die Seligen da droben sich um deine Pläne und Fahrten kümmern? Geh von dannen! Fort mit dir aus meinen Augen! Steure deinem geliebten Italien zu, oder wohin du sonst willst. Wenn es wirklich Götter im Himmel gibt, so werden sie dich zur Strafe für deine Treulosigkeit elend an den Klippen scheitern lassen. Da magst du dann den Namen Didos immer und immer wieder sehnend rufen und jammern. Wenn mich der Tod erst erlöst hat, so wird dir mein Schatten wie eine Rachegöttin folgen. Und wenn du dann bittere Buße erleidest, werde ich es im Hades frohlockend vernehmen.«

Die Stimme versagte der verzweifelten Frau, ohnmächtig sank sie in die Arme ihrer Sklavinnen, die sie bestürzt in den Palast zurücktrugen. Tief erschüttert war Äneas; das Herz blutete ihm vor bitterem Weh, und er erwog wieder und wieder, wie er diesen verzweifelten Gram trösten und lindern könne. Aber sein Entschluß, den Göttern zu gehorchen, war nicht einen Augenblick schwankend geworden. Er sah, daß er zunächst nicht helfen konnte, und begab sich seufzend an den Strand zur abfahrtbereiten Flotte.

Dort mühte man sich, die hochgebordeten Schiffe in das Meer zu ziehen. Der Proviant war verladen, die Maste gerichtet und die Segel gehißt. Wie ein Bienenschwarm wimmelte das Volk an den Hafenmauern in emsiger Geschäftigkeit. Aus der Stadt her strömten die Troer zur Fahrt gerüstet zusammen und begrüßten mit frohem Zuruf ihren geliebten Führer. Die Stunde des Abschieds war nicht mehr fern, und in freudiger Stimmung legte man Hand an die letzten Vorbereitungen.

Hoch von den Zinnen ihrer Burg sah Dido mit tränenverschleierten Augen auf das Treiben im Hafen hinab. Das Jauchzen der Troer, das vom Wasser heraufklang, schnitt ihr schrill ins Herz. Der zornige Trotz, mit dem sie dem Helden geantwortet und ihn entlassen hatte, war längst verdrängt von einer demütigen Angst vor dem Scheiden des geliebten Mannes. Aller Groll, aller Stolz schmolz dahin; zu jeder Erniedrigung wäre sie mit Freuden bereit gewesen, hätte sie damit das unselige Verhängnis aufhalten können. Flehend rief sie ihre geliebte Schwester herbei, lenkte ihren Blick auf das Getümmel am Strande und bat sie unter Tränen, ihr beizustehen:

»O Schwester, hätte ich diesen schrecklichen Schlag schon früher kommen sehen, so würde ich vielleicht gelernt haben, ihn zu ertragen. Nun aber weiß ich mich nicht mehr zu fassen, und ich wäre zu allem bereit, um mir den Mann meiner Liebe zu erhalten. Versage der Unglücklichen nicht, um was sie dich bittet. Nur du kannst mir helfen, denn jener Treulose hat dich immer in Ehren gehalten und dir die verborgensten Regungen seines Herzens anvertraut. Du bist der Bote unserer Liebe gewesen und die freundliche Führerin zu den Stätten meiner Seligkeit. So gehe nun hin und versuche, ob du den trotzigen Mann zuletzt nicht doch mit demütigem Flehen erweichen kannst. Mich hat der Kummer völlig gebrochen, ich kann weder Zorn noch Stolz mehr aufbringen. So sehr ich mich meiner Schwäche schäme, will ich doch alles tun, was er gebietet, wenn er nur abläßt von dem furchtbaren Entschluß, mich zu verlassen. Rede ihm ins Gewissen und frage ihn, was ihn so grausam zu mir sein läßt. Habe ich den Griechen geholfen, Troja den Untergang zu bringen? Habe ich etwa das Andenken seines Vaters entweiht und dessen Asche in die Winde gestreut, daß er so rachgierig an mir handelt? Ein letztes möge er mir, seiner armen Geliebten, vergönnen. Ich will ihn nicht von Italien abhalten, aber er möge wenigstens den Winter mit seinen gefährlichen Stürmen hier abwarten und sich jetzt in dieser bösen Jahreszeit nicht in sicheren Tod stürzen. Nur eine kurze, eitle Frist erflehe ich für meine wahnsinnige Liebe, bis ich gelernt haben werde, mein Schicksal zu begreifen und Fassung für mein gemartertes Herz zu erlangen. Dies ist die einzige Gunst, um die ich ihn noch bitte, und ich will es dir und ihm bis zum Tode vergelten, wenn er einwilligt.«

Herzensangst erfaßte Didos Schwester, als sie die Königin so verzweifelt reden hörte. Ihr selbst strömten die Tränen aus den Augen, und sie wagte nicht zu widersprechen, obgleich sie alle Mühe für vergeblich hielt. Die hohe Frau suchte ihre Würde zu vergessen, eilte hinab und bestürmte noch einmal den Helden mit Didos flehentlichen Bitten. Aber kein Menschenwort vermochte Äneas zu bewegen. Sein Ohr war verschlossen durch die Forderung der Götter, die sein sonst so gütiges Herz hart und unzugänglich gemacht hatte. Wie eine mächtige Eiche stand der Held da, die der eisige Bergsturm brausend zu entwurzeln trachtet und doch nur die äußersten Zweige zu erschüttern vermag, während die Wurzeln fest

im Boden verankert bleiben. So ging auch der Sturm der Worte und Bitten über Äneas' Haupt dahin, ohne seinen einmal gefaßten Entschluß zu erschüttern, obwohl sein Herz dabei vor Qual zu zerspringen drohte.

Nach dem mißglückten Ausfall dieser Sendung fühlte sich Dido wie vom Tod getroffen. Jetzt war auch die letzte Hoffnung dahin. Das Licht des Tages verursachte ihr Schmerz, ihr graute vor allem, was hell und fröhlich war. Der finstere Entschluß, zu sterben, nahm

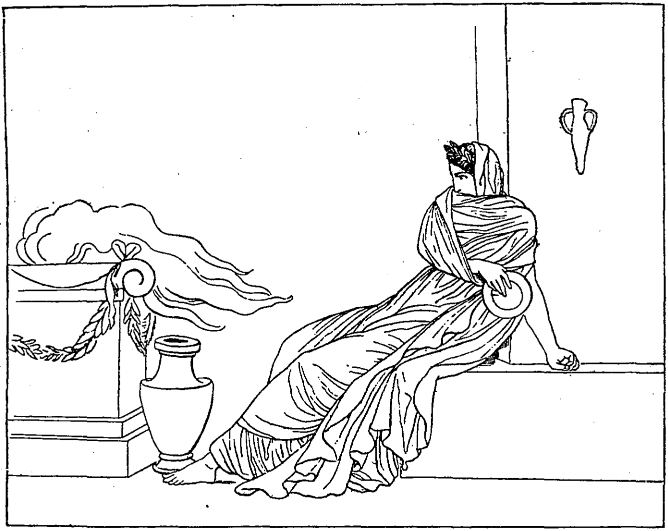


Abb. 26. Didos Opfer.

immer festere Gestalt in ihr an. Als sie bei heiligem Opfer Trost suchte (Abb. 26), glaubte sie in der goldenen Schale zu gewahren, wie sich der purpurne Wein in schwarzes Blut verwandelte. Da stand ihr der Weg deutlich vor Augen, den sie gehen wollte. Niemandem erzählte sie von dem schrecklichen Zeichen, auch ihrer geliebten Schwester nicht, denn sie wollte ihr Vorhaben vor jedermann verheimlichen, um es desto sicherer ausführen zu können. Auf der Höhe neben der Burg stand ein Marmortempel, den Manen ihres ersten Gemahls geweiht, den darum stets festliche Kränze schmückten. Sobald sich

die dunklen Schatten der Nacht über die Erde breiteten, glaubte sie von dort Rufe zu vernehmen, die sie in die Unterwelt hinablockten. Von dem First des Tempeldaches tönte der unheimliche Schrei einer Eule zu ihr, und wenn sich doch endlich bleierner Schlaf auf die Augen der verzweifelten Königin senkte, sah sie Äneas' Gestalt mit abweisender Gebärde vor sich stehen; sie fühlte sich so verlassen und einsam, daß sie von der stürzenden Flut ihrer Tränen erwachte. Wie von Wahnsinn fühlte sie sich gepeinigt, aber ihr blieb noch Besinnung genug, um mit einer heiteren Miene ihre fürchterliche Absicht zu verschleiern. Bedurfte sie doch der helfenden Hand ihrer Schwester, die nicht ahnen durfte, wozu die Vorbereitungen getroffen wurden, die Dido von ihr heischte.

»Schwester,« sprach Dido mit erheuchelter Ruhe, »preise mich glücklich, denn ich habe nun das Mittel gefunden, das mir Äneas wieder zurückgibt oder mich von dieser unseligen Liebe zu ihm befreit. Aus dem fernen Äthiopien, wo der riesige Atlas die Last des sternübersäten Himmels auf seinen Schultern trägt und in einem Tempel die Hesperiden die goldenen Äpfel der Götter hüten, hat eine Priesterin den Weg zu mir gefunden, die sich der Gabe rühmt, durch Zaubersang die Herzen zu leiten und mit Liebe zu erfüllen oder von brennender Sehnsucht zu heilen. Die Kräfte der Erde gehorchen ihr, und die Gestirne wandeln die Bahnen, die sie ihnen vorschreibt. Seltsame Bräuche befahl sie mir an, doch graut mir vor den magischen Künsten. Dir aber, der Reinen, werden sie nichts anhaben; darum hilf mir vorzubereiten, wozu ich selbst nicht den Mut und die Kraft habe. Türme mir heimlich im Innern des Hofes einen Scheiterhaufen und schmücke ihn mit den Waffen, die jener Frevler in unserem Gemache gelassen, und mit allen Pfändern seiner Liebe. Die Gewänder und das Lager schichte zu oberst, auf daß alles vertilgt werde, was mich später an den Treulosen erinnern könnte, denn das hat die Priesterin besonders geboten.«

Dido konnte nicht weiterreden, Totenblässe überzog ihr Antlitz. Ihre Schwester aber glaubte, daß nur die Erregung und die Furcht vor den seltsamen Bräuchen sie so ergriff. Daß Dido freiwillig in den Tod gehen wollte und all diese Vorbereitungen nur diesem einen Zweck dienen sollten, das mutmaßte ihr schwesterliches Herz nicht. Sie hatte schon einmal erlebt, wie Dido im Schmerz der hingemordeten Liebe zu ihrem ersten Gemahl Sichäus eine Totenfeier

angeordnet, und glaubte, daß sich auch jetzt nichts Schlimmeres ereignen werde. So vollzog sie den Wunsch der Königin arglos und nicht ahnend, daß sie damit ihrer Schwester das Ende bereiten half.

Als der mächtige Holzstoß im Palasthof errichtet war, bekränzte ihn die Königin eigenhändig mit düstern Zypressenzweigen und Blumengewinden. Das Schwert, das Äneas getragen, und auch sein Bildnis legte sie auf den Scheiterhaufen und ließ dann die fremde Priesterin herantreten. Das Haar dieser unheimlichen Frau flatterte im Wind, während sie die dreihundert Götter der Tiefe aus dem Chaos heraufrief. Mit einem Zaubertrank besprengte sie die Scheite und warf giftige Kräuter darauf, die bei Vollmondschein mit Sicheln abgemäht sein mußten. An den Altären stand, zum Tod entschlossen, die Königin und rief des Himmels Rache auf den herab, dessen Treulosigkeit sie zu diesem tragischen Ende trieb, während sie sich der Gnade jener Götter empfahl, die unglücklich Liebende in ihren Schutz nehmen.

Rasch sank die Nacht hernieder, die letzte, die der verzweifelten Fürstin beschieden war. Während die Wälder und das Meer in Schlaf versanken und alle Geschöpfe Ruhe fanden, hielt der Gram jeden erlösenden Schlummer von Didos Lager fern. In begreiflichem Grauen vor dem nahen Tod erwog sie noch einmal, ob ihr gar kein anderer Ausweg mehr bliebe; in ihrer Verlassenheit weiter zu leben, erschien ihr aber noch weit gräßlicher. Sie schauderte davor, dem wilden Numiderkönig die so oft verweigerte Hand zu reichen, und den Plan, selbst auf den troischen Schiffen mit Äneas dem karthagischen Land zu entfliehen, mußte sie als völlig unmöglich verwerfen. Nein, es blieb ihr nichts übrig als wegzugehen aus dieser Welt des Trugs und der Schlechtigkeit. Sie wollte den Tod auf sich nehmen wie eine gerechte Strafe dafür, daß sie sich ihrer Leidenschaft hemmungslos hingegeben und den Manen ihres ersten Gatten untreu geworden war. Geschüttelt von Schluchzen warf sie sich auf ihr Lager und sehnte den aufdämmernden Tag herbei, der ihr Erlösung bringen sollte.

Zu gleicher Zeit schlummerte, zur Abfahrt bereit, Äneas auf dem Steuerdeck des Königschiffes und ließ glückliche Winde und kostbare Zeit unausgenutzt verstreichen. Plötzlich glaubte er im Halbschlummer abermals den leuchtenden Götterboten Mercurius mit seinen goldenen Flügelschuhen vor sich zu sehen und vernahm deutlich

die mahnende Stimme des Gottes: »Sohn der Venus! Ahnst du nicht, in welcher Gefahr du schwebst, daß du dich hier so sorglos dem Schlummer hingibst? Trügerisch ist das Herz der Frauen, und verschmähte Liebe schlägt in furchtbaren Haß um und ist zu jeder Rachetat fähig. Kann nicht in der Seele der gekränkten Königin Fürchterliches aufkeimen zu deinem Verderb? Ihr ganzes Volk kann sie aufrufen, sich wütend mit der Brandfackel auf eure noch verankerten Schiffe zu stürzen, oder sie gibt sich selbst den Tod in ihrem Gram, und die erzürnten Sidonier werden dafür Rache an euch nehmen. Spürst du nicht, daß längst dir günstige Winde wehen und die Götter dir alles zur Abfahrt bereiten? Auf, noch ehe der Morgen graut und es vielleicht schon zu spät ist! Säume keine Stunde länger und steuere aus dem Bereich dieser dir feindlich gewordenen Küste.«

Der Gott schwieg, und das seltsame Licht, das ihn umgab, verblaßte. Erschrocken fuhr Äneas aus dem Schlaf empor und wußte nicht, ob er wachgelegen oder im Traume die Erscheinung geschaut hatte. Aber die göttliche Mahnung beflügelte seinen Entschluß. Er weckte seine Gefährten vom Lager auf und erteilte den Befehl zum Lösen der Taue und Hissen der Segel. Da es ihm zu langsam ging, riß er sein scharfes Schwert aus der Scheide und durchhieb die Seile. Seine drängende Begierde, hinaus auf die See zu gelangen, teilte sich den Mannschaften mit, alle Hände regten sich eifrig, und so stießen die Schiffe gar schnell vom Strand, noch ehe es die schlummernden Tyrier gewahrten, und erst als sie schon auf offenem Meer waren, wurde die beschleunigte Flucht der Dardaner bemerkt.

Vor allen andern aber sahen Didos brennende Augen von der Warte der Burg herab das Enteilen des einst so teuren, jetzt tödlich gehaßten Mannes (Abb. 27). In fahlem Schein erhob sich das Frühlicht über dem Horizont, das morgendliche Meer begann weit hinaus zu glänzen. Draußen aber, fern auf den Kämmen der Wogen, blähten sich wie bunte Vögel die geschwellten Segel der Troer, deren Kiele im günstigen Wind so rasch dahinglitten, daß gar bald der Dunst der See sie verhüllte und sie für immer den Blicken der gemarterten Fürstin entzog. Da wurde ihr erst die ganze Schwere des erlittenen Verlustes klar. Sie zerschlug sich den Busen und raufte verzweifelt ihr goldenes Haar. Wie Wahnsinn kam es über sie; sie war sich nicht mehr bewußt, was ihre irren Lippen stam-

melten und schrieen. Den flammenden Haß der Götter rief sie auf die Flüchtlinge herab, nach Waffen verlangte sie und Kriegsbarken, um den Troern nachzusetzen und ihre Fahrzeuge hohnlachend in die Tiefe zu bohren. Niemand hörte, wie die verratene Frau in ihrem einsamen Gemach zum Himmel schrie und in wilden Gebeten ihrem übervollen Herzen Luft zu machen suchte.

»Höre mich, Juno, du Schützerin der Treue! Höre mich, grauenvolle Hekate, die du die Kreuzwege umlauerst und dem Wanderer

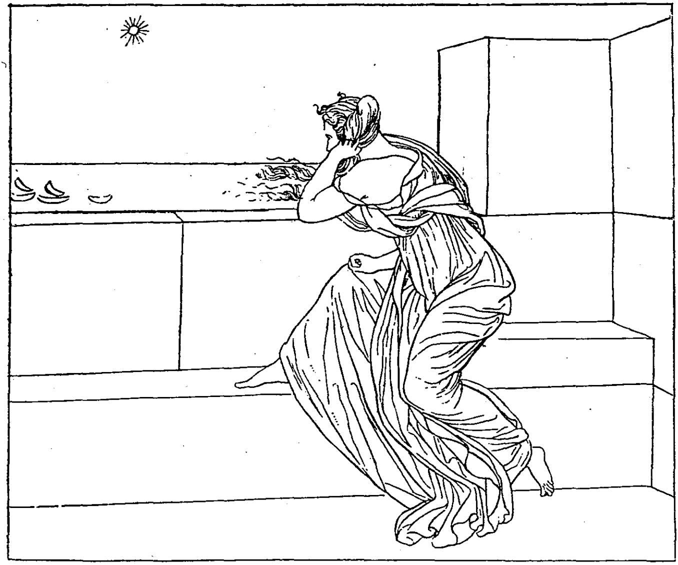


Abb. 27. Dido bemerkt die Abfahrt des Äneas.

unhold bist! Ihr Furien, vernehmt mich, die ihr stets rachegierig mit beflügelten Sohlen dem Frevler auf den Fersen seid, ihr alle steht mir bei und straft auf das Fürchterlichste diesen unerhörten, schwärzesten Undank und Verrat! In Stücke hätte ich diese Troer schlagen lassen sollen, ihre Schiffe verbrennen und diesen Äneas mit seinem Sohn zu Grunde richten! Und wäre es auch zu furchtbarem Kampf gekommen, und wäre ich mit den Meinen gar unterlegen, was hätte das gemacht, wo mir doch der Tod das Allerwill-

kommenste ist? Aber was rede ich! Zu spät ist es für solche Entschlüsse, zu spät zur Reue, zu spät zur Rache, aber Zeit ist noch für meinen Fluch! Er folge dem Verruchten sein ganzes Leben nach. Sollte er nach dem Ratschluß des allgewaltigen Zeus die neue Heimat finden, so werde er ihrer niemals froh. Fallen soll er, noch ehe seine Zeit erfüllt ist, und unbestattet im Sande verfaulen! Unversöhnlicher Haß bleibe zwischen unseren beiden Völkern für alle Zeiten; keine Freundschaft, kein Bündnis einige sie je. Ein Rächer soll auferstehen aus unseren Gebeinen, der mit Flammen und Schwert in jene latinischen Siedlungen einbricht, daß alle schreckerfüllt entfliehen. Noch unsere fernsten Enkel mögen im Kampfe gegeneinander stehen und sich zerfleischen. Dann erst wird mein wundes Herz Ruhe finden in der dunklen Tiefe.«

So brachen die schauerlichen Verwünschungen aus der Fürstin Brust und stiegen auf zum Himmel, um sich dereinst zu erfüllen. Dido aber hatte jetzt nur noch den einen Gedanken, zu scheiden von dem Licht dieser Welt, das ihr verhaßte Qual geworden. Sie rief die alte Pflegerin Barke, die schon ihren verstorbenen Gemahl aufgezogen, und schickte sie fort mit dem Geheiß, die treue Schwester Anna zur Vollendung der vorbereiteten Opfer herzuholen. Als sich die Königin allein sah, überkam sie der wilde Wunsch, sich den Tod zu geben, ehe sie jemand daran hindern konnte. Ihr Blick begann zu flackern, stoßweis ging ihr Atem, und Marmorblässe wechselte mit jäher Glut auf dem einst so schönen, jetzt schrecklich entstellten Antlitz. In den inneren Hof der Burg stürmte die unglückliche Frau wie von Wahnsinn gepeitscht, wo das gewaltige Holzgerüst blumengeschmückt ragte, beladen nach Didos Geheiß mit allem, was hier in Karthago noch an Äneas gemahnte und ihm gehört hatte. Sein Lager, sein Schwert, sein Bildnis lagen zu oberst, und durch einen Tränenschleier starrte Dido, als sie die Stufen zu dem Gerüst emporgestiegen, auf diese Überbleibsel ihres Glücks.

»Ihr Zeugen meiner Liebe,« rief sie aus, »nehmt dies Leben von mir, das mir verhaßt und nur eine Last ist. Ich habe den Lauf vollbracht, den das Schicksal mir anwies, und sinke gern zu den Schatten hinab. Nicht unwert und gering war mein Dasein; prächtig habe ich diese Stadt erbaut, habe Mauern um meine neue Heimat errichtet und so meinem ermordeten Gemahl Sühne verschafft. Stolz stehe ich vor meinem feindlichen Bruder da, und unge-

trübten Glückes könnte ich mich preisen, wären die unseligen Kiele der Dardaner niemals an diesem Strand gelandet.«

Schluchzen erstickte ihre Worte. Sie warf sich über den Pfühl und bedeckte Äneas' Andenken mit leidenschaftlichen Küssen. Dann riß sie das Schwert des geliebten Helden an sich und stieß es sich mit beiden Händen in die Brust, daß das rote Blut hoch aufspritzte (Abb. 28).

Ihr Todesschrei hatte die Sklavinnen herbeigerufen. In banger Ahnung stürzten sie angstvoll in den Hof und prallten erschrocken vor dem grausigen Anblick zurück. Wilde Klagerufe erhoben sie, die sich fortpflanzten und bald die ganze Stadt erfüllten. Es war, als wenn Karthago vor einem feindlichen Überfall zusammenbräche und das Gestöhn von Sterbenden sich zum Himmel wälzte. Unter den ersten hatte Didos Schwester die Schreckenskunde vernommen. Halbtot vor Entsetzen wankte sie herbei und zerriß sich mit den Nägeln das blühende Antlitz und

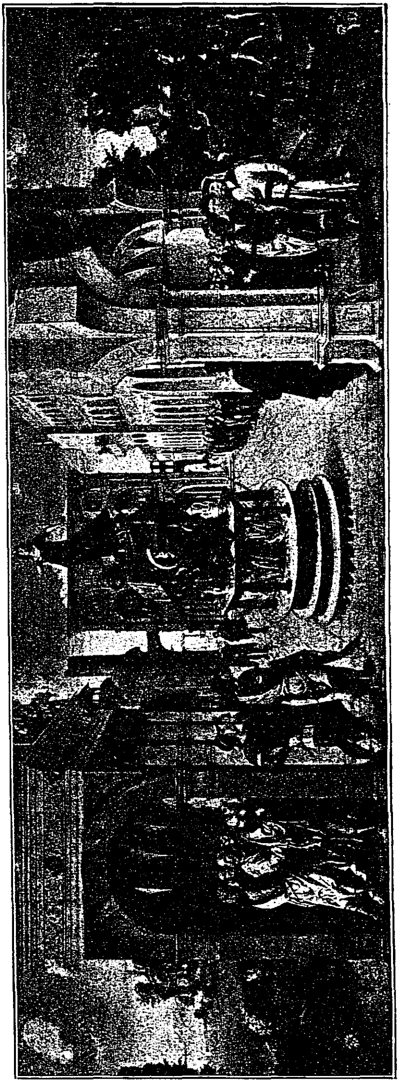


Abb. 28. Tod der Dido. Nach einem Gemälde von Liberale da Verona. Phot. Franz Hanfstaengl, München.

kommenste ist? Aber was rede ich! Zu spät ist es für solche Entschlüsse, zu spät zur Reue, zu spät zur Rache, aber Zeit ist noch für meinen Fluch! Er folge dem Verruchten sein ganzes Leben nach. Sollte er nach dem Ratschluß des allgewaltigen Zeus die neue Heimat finden, so werde er ihrer niemals froh. Fallen soll er, noch ehe seine Zeit erfüllt ist, und unbestattet im Sande verfaulen! Unversöhnlicher Haß bleibe zwischen unseren beiden Völkern für alle Zeiten; keine Freundschaft, kein Bündnis einige sie je. Ein Rächer soll auferstehen aus unseren Gebeinen, der mit Flammen und Schwert in jene latinischen Siedlungen einbricht, daß alle schreckerfüllt entfliehen. Noch unsere fernsten Enkel mögen im Kampfe gegeneinander stehen und sich zerfleischen. Dann erst wird mein wundes Herz Ruhe finden in der dunklen Tiefe.«

So brachen die schauerlichen Verwünschungen aus der Fürstin Brust und stiegen auf zum Himmel, um sich dereinst zu erfüllen. Dido aber hatte jetzt nur noch den einen Gedanken, zu scheiden von dem Licht dieser Welt, das ihr verhaßte Qual geworden. Sie rief die alte Pflegerin Barke, die schon ihren verstorbenen Gemahl aufgezogen, und schickte sie fort mit dem Geheiß, die treue Schwester Anna zur Vollendung der vorbereiteten Opfer herzuholen. Als sich die Königin allein sah, überkam sie der wilde Wunsch, sich den Tod zu geben, ehe sie jemand daran hindern konnte. Ihr Blick begann zu flackern, stoßweis ging ihr Atem, und Marmorblässe wechselte mit jäher Glut auf dem einst so schönen, jetzt schrecklich entstellten Antlitz. In den inneren Hof der Burg stürmte die unglückliche Frau wie von Wahnsinn gepeitscht, wo das gewaltige Holzgerüst blumengeschmückt ragte, beladen nach Didos Geheiß mit allem, was hier in Karthago noch an Äneas gemahnte und ihm gehört hatte. Sein Lager, sein Schwert, sein Bildnis lagen zu oberst, und durch einen Tränenschleier starrte Dido, als sie die Stufen zu dem Gerüst emporgestiegen, auf diese Überbleibsel ihres Glücks.

»Ihr Zeugen meiner Liebe,« rief sie aus, »nehmt dies Leben von mir, das mir verhaßt und nur eine Last ist. Ich habe den Lauf vollbracht, den das Schicksal mir anwies, und sinke gern zu den Schatten hinab. Nicht unwert und gering war mein Dasein; prächtig habe ich diese Stadt erbaut, habe Mauern um meine neue Heimat errichtet und so meinem ermordeten Gemahl Sühne verschafft. Stolz stehe ich vor meinem feindlichen Bruder da, und unge-

trübten Glückes könnte ich mich preisen, wären die unseligen Kiele der Dardaner niemals an diesem Strand gelandet.«

Schluchzen erstickte ihre Worte. Sie warf sich über den Pfühl und bedeckte Äneas' Andenken mit leidenschaftlichen Küssen. Dann riß sie das Schwert des geliebten Helden an sich und stieß es sich mit beiden Händen in die Brust, daß das rote Blut hoch aufspritzte (Abb. 28).

Ihr Todesschrei hatte die Sklavinnen herbeigerufen. In banger Ahnung stürzten sie angstvoll in den Hof und prallten erschrocken vor dem grausigen Anblick zurück. Wilde Klagerufe erhoben sie, die sich fortpflanzten und bald die ganze Stadt erfüllten. Es war, als wenn Karthago vor einem feindlichen Überfall zusammenbräche und das Gestöhn von Sterbenden sich zum Himmel wälzte. Unter den ersten hatte Didos Schwester die Schreckenskunde vernommen. Halbtot vor Entsetzen wankte sie herbei und zerriß sich mit den Nägeln das blühende Antlitz und

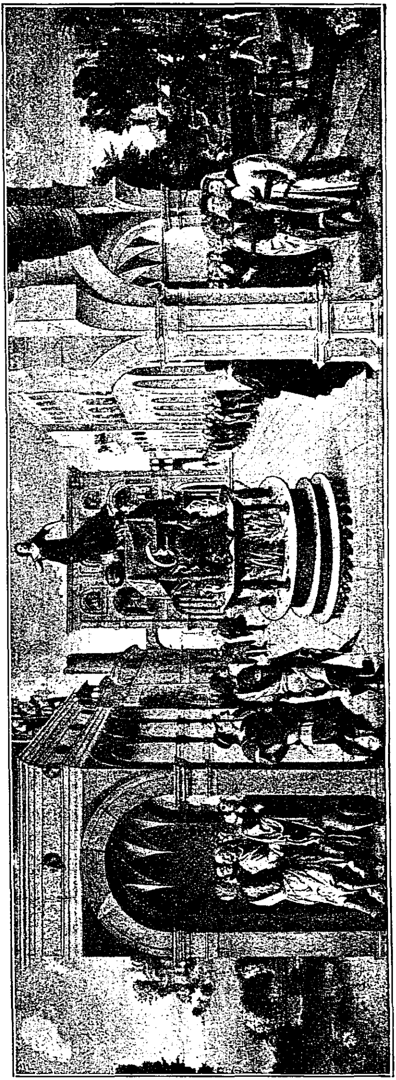


Abb. 28. Tod der Dido. Nach einem Gemälde von Liberale da Verona. Phot. Franz Hanfstaengl, München.

die Brust, als sie sah, was sich ereignet hatte. Sinnlos vor Schmerz durchbrach sie das Gedränge vor dem Scheiterhaufen und stürzte die Stufen zu dem Holzstoß hinauf. Mit jammervollen Schreien sank sie neben der sterbenden Schwester nieder, umarmte sie schluchzend und suchte mit Küssen das entfliehende Leben zurückzuhalten.

»Das also war es, geliebte Schwester,« rief sie, »warum du mir aufgetragen hast, diesen Holzstoß zu errichten. Arglistig hast du mich selbst zur Mitschuldigen deines Todes gemacht. Warum hast du mich nicht mit dir genommen, warum warst du so wenig zärtlich, mich hier einsam in der Welt zu lassen? Du ziehst ja auch mein Leben mit dir in das Grab, wie das deines armen Volkes! Reicht mir Wasser herauf,« rief sie den Untenstehenden zu, »damit ich die schreckliche Wunde wasche und das entfliehende Leben noch zurückhalte.«

Didos brechender Blick umfing noch einmal die Schwester. Aus ihrer Wunde strömte das Blut, und ihr Atem ging keuchend. Dreimal noch versuchte die Fürstin sich emporzuraffen, dreimal sank sie taumelnd wieder zurück, und ihre irren Augen suchten bang nach dem süßen Licht der Sonne.

Mit tiefem Mitleid sah die Göttermutter Juno von den Höhen des Olymp der Sterbenden Qual, und Erbarmen erfüllte ihr Herz. Schnell sandte sie die himmlische Botin Iris zu ihr hinab, um die ringende Seele aus den Fesseln des Körpers zu erlösen. Da der Tod der Königin weder durch das Schicksal beschlossen noch durch ein Verschulden verursacht war, sondern nur der wahnsinnige Schmerz ihrer getäuschten Liebe sie so gräßlich hingestreckt hatte, war Didos goldenes Haar noch nicht von der Todesgöttin abgeschnitten und den unterirdischen Mächten geweiht worden. Auf einem tausendfarbigen Lichtbogen glitt Iris goldschimmernd durch den betauten Himmel nieder zu der Sterbenden. Leise löste sie die herrlichen blonden Locken, und kaum war es geschehen, so schwang sich aus dem gequälten Leib die Seele der unglücklichen Frau in die lichten Lüfte empor.

Äneas auf der Fahrt nach Sizilien

Fern auf hoher See gewahrte Äneas von der entschwindenden Küste Libyens her den Flammenschein von Didos Scheiterhaufen, ohne sich den Grund dieses ungeheuren Feuers erklären zu können.

Trotzdem er die Abfahrt auf göttlichen Befehl unternommen, spürte er in seinem Herzen einen quälenden Stachel, wenn er an den fassungslosen Schmerz dachte, in dem er Dido zurückgelassen. Fühlte er sich doch nicht völlig schuldlos an diesem Verhängnis und mußte sich gestehen, daß seine eigene Leidenschaft hier ein fürchterliches Unglück herbeigeführt hatte. Eine Ahnung dämmerte ihm auf, daß er vieles zu sühnen habe und daß die Gerechtigkeit des Himmels ihm zur Strafe für seine Treulosigkeit noch manche Leiden und Irrfahrten auferlegen werde.

Schon begann der Unsegen, der auf ihm lastete, sich bemerkbar zu machen, denn über seinem Haupt verfinsterte sich rasch der erst so sonnenklare Himmel, die Wellen nahmen eine unheimliche, dunkle Färbung an, und schnell brach ein pfeifender Sturm und dichte Finsternis auf die mit den Wogen ringenden Schiffe herab. Diesmal aber sollte es den Troern nicht so schlimm ergehen wie vor einem Jahr, als sie an die afrikanische Küste geworfen wurden. Die Schiffe konnten sich mit eingezogenen Segeln gegen das Unwetter halten und näherten sich in rascher Fahrt nordwärts wieder jenem Punkte der Insel Sizilien, wo die Flüchtlinge früher bei Drepanum im Gebiete des Troerabkömmlings Acestes die Gebeine des alten Anchises bestattet hatten. Nachdem sie die zum Ufer stürmende Brandung überwunden hatten, landeten sie an dem wohlbekannten Gestade.

Von felsiger Warte aus hatte der Fürst Acestes staunend die ihm wohlbekannten Segel herannahen sehen. Er eilte mit den Seinen zum Ufer und empfing die Ermüdeten liebreich und gastfreundlich. Erquickungen wurden ihnen gebracht, und die Troer ließen es sich gern gefallen, daß sie in den Häusern des befreundeten Stammes sich von dem bösen Seesturm erholen konnten.

Am folgenden Tage begab sich Äneas mit den Seinen hinaus an das Grabmal seines Vaters und brachte den Manen des Anchises ein feierliches Opfer. Wie er noch am Altar damit beschäftigt war, ereignete sich plötzlich ein seltsames Wunder. Aus dem Heiligtum ringelte sich ein Lindwurm, grausig und schön zugleich, auf dessen meerblauem Rücken die Schuppen wie Gold leuchteten. In sieben Windungen schlang sich das riesige Reptil um den Altar, hob den Kopf zu der blinkenden Opferschale und trank von dem funkelnden Wein; dann zog sich der Drache wieder in das Heilig-

tum zurück. Staunend hatten alle dem seltsamen Vorgang zugeschaut und zweifelnd erwogen, ob sich in dem Lindwurm wohl der Schutzgeist des Heiligtums oder eine Sendung des alten Anchises gezeigt habe. Nachdenklich vollendete Äneas die begonnenen Opfer und fühlte deutlich eine höhere Macht, die über ihm waltete und seine Wege leitete.

Die Wettspiele

Als das Opfer beendet war, verkündete der troische Held für den neunten Tag die Abhaltung feierlicher Leichenspiele zu Ehren seines Vaters und versprach, die herrlichsten Preise für die Sieger zu stellen. Der angegebene Morgen kam, und bald füllte ein festliches Gedränge schaulustiger Leute den Strand. Überall herrschte Fröhlichkeit und Jauchzen, man bewunderte die herrlichen Preise, die Dreifüße, Waffengeschmeide und purpurnen Gewänder, die goldenen und silbernen Talente, die prächtigen Stiere und feurigen Hengste und dazwischen die Palmen und Lorbeerzweige, die den Siegern bestimmt waren.

Schon eröffnete lauter Trompetenschall das Wettrudern der Schiffe. Äneas hatte fern in der Flut einen wellenumschäumten Fels durch die Zweige einer Steineiche als Ziel bezeichnen lassen, das die Schiffe umfahren und dann wieder zum Strande zurückstreben sollten. Aus der troischen Flotte wurden die vier besten Fahrzeuge ausgewählt, deren Besatzungen vor Wetteifer glühten, wem wohl der heißbegehrte Sieg zufallen würde. Da lag der flüchtige »Walfisch« mit seinem kühnen Führer Mnestheus, daneben die mächtige, burghohe »Chimära« mit der dreifachen Ruderreihe der dardanischen Jugend, der der feurige Gyas vorstand. Ihr an Größe kam die »Centaurin« nah, die Sergestus lenkte, die blaue »Scylla« endlich befehligte der Held Chloanthus.

Lose bestimmten den Platz. Auf den Hinterverdecken standen die Führer in goldener Wehr mit dem Purpurmantel, während die rudernde Jugend, die mit entblößtem Oberkörper auf den Bänken Platz genommen, sich mit grünen Zweigen bekränzt hatte. Furcht und Hoffnung ließen die Herzen höher schlagen, als das Zeichen der Trompete erscholl. Laute Seemannsrufe tönten zum blauen Himmel auf, und die sehnigen, braunen Arme schwangen die

Ruder, daß die Flut hoch emporspritzte. Durch die Brandung schossen die Schiffe mit ihren gezähnten Schnäbeln dahin, daß blendender Schaum die tiefe Kielfurche im blauen Wasser umkränzte, und vom Ufer scholl über die Wogen der jubelnde Zuruf und das Händeklatschen der begeisterten Menge. Gyas gelang es bald mit seiner »Chimära« an die Spitze zu kommen. Chloanthus folgte ihm unmittelbar mit seiner »Scylla«, die zwar bessere Ruderer hatte, aber schwerer war. Dahinter rangen »Walfisch« und »Centaurin« wechselnd um den Vorsprung. Schon wähnte sich Gyas des Sieges sicher, als er hinter sich in bedrohlicher Nähe die »Scylla« gewahrte. Schnell schrie er seinem alten erprobten Steuermann Menötes zu, näher an den Fels der als Ziel gesetzten Insel zu halten, um den Kreis enger und kürzer zu machen. Aber der kundige Steuermann fürchtete nah dem Ufer die verborgenen Klippen und folgte dem Geheiß des Schiffsführers nicht. Dessen jugendliches Herz erfaßte eine rasende Wut. Seiner Würde und der Sicherheit des Schiffes nicht achtend, packte er den Alten und schleuderte ihn hinab ins Meer, während er selber das Steuerruder ergriff. Ein Schrei des Entsetzens erscholl, aber Menötes tauchte als vortrefflicher Schwimmer bald wieder aus der Flut empor, schwamm ans Ufer und erklomm einen Felsen, während er das salzige Meerwasser ausspie. Über diesem Zwist hatte jedoch die führende »Chimära« eine kostbare Minute verloren, und ehe es sich der stolze Gyas versah, schoß in mächtiger Fahrt die »Scylla« an ihm vorüber. Dicht dahinter folgten in heißem Ringen »Walfisch« und »Centaurin«. Beide Schiffe rangen Bord an Bord um den Vorsprung, man hörte das Keuchen der Mannschaften, die Ruder bogen sich fast bis zum Brechen. Sergestus wollte auf der »Centaurin« kühn den Gegner dadurch überholen, daß er, nicht achtend der Gefahr, den kürzeren Weg dicht am Ufer wählte. Da erfolgte ein entsetzliches Krachen, das Schiff war mit fürchterlichem Stoß auf einen unter dem Wasser befindlichen Felsen geprallt und saß fest. Schreiend fuhr das erschrockene Schiffsvolk empor, eisenbeschlagene Hebel und Stangen wurden ergriffen, und alle setzten sich mit voller Kraft ein, um das Schiff wieder flott zu machen. Der »Walfisch« des jubelnden Mnestheus überholte sogleich die »Centaurin«, und so groß war der Schwung seines Schiffes, daß es auch des Gyas »Chimära« zuvorkam, der nicht so kundig zu steuern vermochte wie der

alte, über Bord geworfene Menötes. Nur noch die »Scylla« war dem »Walfisch« voraus, der er näher und näher kam; Mnestheus hoffte schon, auch diesen Rivalen wie die beiden andern zu schlagen. Mit leidenschaftlichen Worten feuerte er die Seinen zu höchster Leistung an, und Chloanthus sah ihn bedrohlich heranfliegen. Das Ufer lag schon vor ihnen; Jubel und Zuruf hallten bereits hörbar über die Wogen zu den Schiffen herüber, es schien, als sollten beide zugleich den Strand erreichen. Da hob Chloanthus flehend die Hände und gelobte den Göttern des Meeres ein Opfer, wenn sie ihm und seinem Schiff zum Sieg verhelfen würden. Die Beherrscher der feuchten Flut vernahmen ihn gnädig. Sie beflügelten den Lauf der blauen »Scylla«, deren Kiel alsbald in pfeilschneller Fahrt siegreich am Strande auflief. Laut brauste der Beifall der Menge, und Äneas krönte Chloanthus' Stirn mit dem grünen Lorbeer und überreichte ihm als ersten Preis ein köstliches, goldstrahlendes Purpurgewand. Die andern Schiffe waren inzwischen herangekommen, und jeder der wackeren Rudermannschaften wurden drei mächtige Stiere als Belohnung zugewiesen. Auch die auf die Klippe geratene »Centaurin« erhielt ihr Teil, als sie endlich mit zerbrochenen Rudern und leck landete, und Äneas war froh, sein Fahrzeug gerettet zu sehen.

Nun ging's hinab zu einer grasigen Waldebene, um die sich ein Kranz von Hügeln zog. In der Mitte lag das Rund eines großen, offenen Amphitheaters, in dem sich zu neuen Wettkämpfen die Bewerber sammelten, während auf den Sitzen Tausende von erwartungsvollen Zuschauern Platz nahmen. Im Wettlauf sollten sich die schnellen Jünglinge messen, Troer und einheimische Sikuler gemeinsam; dem ersten Sieger war als Preis ein kostbar gezäumtes Roß bestimmt, während der zweite einen amazonischen Köcher mit thrazischen Pfeilen, der dritte aber einen argolischen Helm erhielt. Leer sollte niemand ausgehen, und so lagen für die andern Teilnehmer Speere und zweischneidige Äxte bereit. Das Freundespaar Nisus und Euryalus trat zuerst in den Kreis, wie auch Helymus und Panopes, beide aus Drepanum. Aus dem Geschlechte des Priamos bewarb sich Diores; die Troer Salius und Patron gesellten sich dazu.

Auf ein Zeichen stürmten die Läufer die Bahn dahin. Bald kam der rasche Nisus an die Spitze, Salius war ihm dicht auf den Fersen,

und als dritter folgte Euryalus. In einigem Abstand stürmte der Sikaner Helymus dahin, den Beschluß machte der Troer Diores. Schon schien sich Nisus als erster dem Ziel zu nähern, die klatschende Menge jubelte ihm zu, da glitt er plötzlich auf schlüpfrigem Opferblut aus und kam übel zu Fall. Aber obgleich er so des schon fast sicheren Sieges verlustig ging, vergaß er doch auch in dieser Lage nicht den geliebten Freund, und als Salius, unmittelbar gefolgt von Euryalus, heranstürmte, rollte sich Ninus rasch dem ersteren vor die Füße, so daß Salius niederstürzte und nun Euryalus an der Spitze von allen dahinflog. Unter rauschendem Beifall der Menge rannte er als erster durchs Ziel. Eben als er den Preis erhalten sollte, eilte Salius mit lautem Widerspruch herbei und beklagte sich bei den Richtern, daß er nur durch die Arglist des Nisus um den Sieg gekommen sei, da dieser seinem Freund heimtückisch und wider die Regeln geholfen habe. Äneas wußte klug und begütigend den Streit zu schlichten. Er beließ zwar Euryalus den Lorbeer des Sieges und den prächtig aufgezäumten Hengst, beschwichtigte jedoch Salius durch ein riesiges Löwenfell mit vergoldeten Klauen, während er dem besten Läufer, dem unglücklich gestürzten Nisus, einen wertvollen Schild überreichte.

Der dritte Wettstreit galt dem gefährlichen Faustkampf; ein gewaltiger Stier ward dem Sieger bereitgestellt, der Besiegte sollte Helm und Schild als Trost erhalten. Als die Bewerber aufgerufen wurden, erhob sich unter dem bewundernden Murmeln der Menge der riesenstarke Dares, der schon vor Troja bei den Spielen an Hektors Grabhügel alle Gegner niedergestreckt hatte. Niemand wagte, sich gegen ihn zu melden. Tiefes Schweigen herrschte unter den Kriegern, keiner trat zum Kampfe vor. Als so einige Zeit verstrichen war, packte Dares den Preisstier am Horn und forderte ihn von Äneas auch ohne Kampf, während von allen Seiten Beifall zu den Worten des unwiderstehlichen, tapferen Mannes erscholl.

Da aber wandte sich der König Acestes fast streng an den alten Entellus, der neben ihm auf der grünen Rasenbank saß: »O Entellus, du einst so hochgepriesener Heros, läßt du einen solchen Preis durch unsere Gastfreunde von dannen führen, ohne für die Ehre unseres Landes einzutreten? Wo bleibt denn dein früherer Ruhm? Hast du dich nicht immer als einen Schüler des Gottes Eryx gepriesen? Und nun, wo du deinen hohen Ruf verteidigen sollst,

bleibst du furchtsam sitzen!« »Nicht Furcht lähmt mich,« erwiderte der Alte, »aber in meinen Adern rinnt das Blut nicht mehr so heiß, und mein Herz giert nicht mehr nach neuem Ruhm wie einst in stürmischer Jugend. Damals wäre ich sogleich aufgesprungen, um den Frevler dort für seinen Übermut zu züchtigen, wie es ihm gebührt. An dem Stier oder sonst einer Ehrengabe liegt mir nichts, aber wenn du es befiehlst, mein König, so will ich auch jetzt im Alter noch meinen Mann stehen und dem Übermütigen zeigen, welche Kraft der betagte Entellus noch besitzt.«

Mit diesen zürnenden Worten schleuderte er die eisenbesetzten Faustriemen in die Mitte des Kampfplatzes, daß sogar der tapfere Dares einen Augenblick erbleichte und zurückwich. Aber Äneas griff schlichtend ein und sprach zu Entellus: »Nicht mit so ungleichen Waffen sollt ihr kämpfen, das da ist ein Faustriemen, wie ihn der gewaltige Herakles geführt, man würde damit ja jedem Gegner die Hirnschale einschlagen, und wir wollen doch nicht, daß dieser festliche Tag mit Tod und Trauer endet. Auf, mein Sohn Askanius, reiche mir zwei Paar gleiche Faustriemen, auf daß sich beide Helden damit rüsten!«

Diese weise Entscheidung fand überall Beifall, denn auch die neuen Kampfhandschuhe waren aus harter Stierhaut und eine furchtbare Waffe. Beide Gegner schritten in die Schranken, und der Kampf begann. Er schien sehr ungleich zu sein, denn wenn auch die muskelstrotzenden Körper der beiden riesigen Männer gleich gewaltige waren, so war die Art, in der jeder angriff und sich verteidigte, völlig anders. Wie ein Turm stand der alte Entellus mit seinem grauen Haar, doch der Atem ging ihm nicht so leicht wie dem jüngeren Dares. Dieser schien viel gewandter und beweglicher; er sprang hin und her und versuchte mit blitzschnellen, unerwarteten Schlägen den schwerfälligeren Gegner zu ermüden. Von beiden Seiten hagelte es Fausthiebe; man hörte das Klatschen der Riemen auf den Leibern, daß manchem Zuschauer das Herz erbebte. Schon hatte es den Anschein, als sollte der Alte dem Jüngeren erliegen, da holte Entellus mit der Faust zu furchtbarem Schlag aus. Dares war jedoch auf der Hut; er hatte die drohende Bewegung bemerkt, und als der Schlag, der ihn vernichten sollte, niedersauste, wich er ihm blitzschnell aus, daß Entellus keinen Halt fand und, von der Wucht seines eigenen Hiebes fortgerissen, das Gleichgewicht verlor

und wie eine entwurzelte Eiche vornüberstürzte. Ein lauter Schrekkensschrei ging durch die Reihen der Zuschauer. Doch König Acestes war sogleich hinzugesprungen und half dem Genossen seiner Jugend sich nach dem schweren Fall zu erheben, um ihn aus dem Kampfring fortzuführen. Kaum aber stand Entellus wieder auf den Füßen, so flammten Beschämung, Stolz und Wut in ihm auf, da der Ruhm seiner Unbesiegbarkeit auf dem Spiel stand. Unerschrocken forderte er die Fortsetzung des Kampfes, und jetzt schien er völlig verwandelt zu sein. Aus dem schwerfälligen, trotzigen Alten, der bisher wie verwurzelt mit dem Erdboden dagestanden hatte, war ein angriffsfreudiger, behender Kämpfer geworden, der in der Arena ebenso gewandt wie Dares hin und her sprang und den Gegner durch die unerwartetsten Wendungen zu ermatten verstand. Mit der Rechten und mit der Linken versetzte er dem überraschten Dares Schlag auf Schlag, daß die Streiche wie ein Hagelwetter auf diesen niederprasselten. Schon sah man auf beiden Seiten Blut fließen, als ein wohlgezielter Hieb des greisen Sikulers den Troer derart gegen den Kiefer traf, daß ihm das Blut aus dem Munde schoß. Seitwärts wankte er an die Schranken, wo ihn Äneas mit Mühe aufrecht hielt, den Kampf abbrach und Entellus den wohlverdienten Sieg zuerkannte. Bekränzt mit dem Lorbeer trat der Alte dicht an den mächtigen Stier heran, den sich seine Kraft und Gewandtheit errungen hatte. Dräuend und stolz richtete er sich auf und rief: »Jetzt habt ihr, Troer, gesehen, was ich trotz meines Alters noch vermag. Ihr habt euren Landsmann vom sicheren Tod errettet, denn wenn er mir noch länger widerstanden hätte, wäre er ein Opfer meiner Hiebe geworden, wie dieses hier, das ich den Göttern weihe, um dann auf immer dem Faustkampf zu entsagen.« Damit holte er mit der lederbewehrten Rechten gewaltig aus und schmetterte sie dem Stier derart zwischen die Hörner, daß dieser mit dumpfem Brüllen und klaffendem Schädel tot zusammenstürzte. Brausender Beifall durchtobte die Menge, während Entellus gemessen und stolz wieder an die Seite seines Königs trat.

Nun rief Äneas zu einem minder gefährlichen Wettkampf auf. Hoch auf einem Schiffsmast war eine Taube mit einem schmalen Band gefesselt; als Sieger sollte gelten, wer imstande war, mit dem Pfeil den Vogel zu treffen. Sofort meldeten sich die vier besten Bogenschützen. Darunter auch Mnestheus, der Führer des »Wal-

fisch«, und der alte König Acestes selbst. Das Los wurde geworfen, wer zuerst zu Schuß kommen sollte. Es traf den Jüngling Hippochoon, der sogleich seinen Bogen spannte und den Pfeil durch die Lüfte entsandte. Er hatte gut gezielt, das Geschoß drang dicht unter der Taube in die Spitze des Mastbaumes ein. Nun trat Mnestheus vor; er übertraf seinen Vorgänger, denn sein Pfeil durchschnitt das Band und die Taube flatterte befreit davon. Da riß Eurytion blitzschnell einen Pfeil aus dem Köcher, und nach kurzem Gebet an die Götter schickte er ihn dem entschwebenden Vogel nach. Durchbohrt stürzte dieser mit klatschendem Aufschlag aus der Luft zu Boden, und alle jubelten staunend über den trefflichen Meisterschuß. Noch stand aber König Acestes wartend mit seinem Bogen da, obwohl der Preis schon einem anderen zugefallen war. Da gewahrte die Menge plötzlich, wie der König einen Pfeil auf die Sehne legte und so hoch zu den Wolken hinauf entsandte, daß er droben sich entzündete und mit einer Flammenbahn gleich einem Kometen am Himmel entschwand. Erschrocken starrten die Zuschauer auf das unbegreifliche Wunder und glaubten darin ein Vorzeichen zu erblicken, das sich zunächst keiner deuten konnte. Äneas aber umarmte unter dem Jubel der Sikuler den greisen Herrscher und rief: »Heil dir, edler König, die Götter wollten dir auch ohne Kampf die höchste Ehre gewähren! Sie haben gezeigt, daß du der größte Schütze auf Erden bist, und so nimm als mein Gastfreund diesen herrlichen goldverzierten Krug, den der Thrazier Cisseus einst meinem Vater Anchises gewidmet. Der grüne Lorbeer aber kröne die Siegerstirn Eurytions, der seinem Herrscher gern die größere Ehre gönnt.«

Als Fürsten und Volk vom Schießplatz in die Rennbahn zurückkehrten, bot sich ihnen ein unerwarteter Anblick. Auf einen Trompetenstoß sprengte auf herrlichen Rossen die einheimische und die troische Jugend mit funkelnden Lanzen, die frischen Häupter blumenbekränzt, in die Schranken, geführt von dem jugendlichen Askanius. Es war ein blendendes Schauspiel, wie die schlanken Knaben auf ihren Rennern die kühnsten Reiterstücke vollführten, ihre Geschwader im Scheinkampf gegeneinander warfen und immer wieder aufs neue in schön geschwungenen Volten zum Spiel sich ordneten. Askanius tummelte ein Roß von sidonischer Rasse, das ihm noch Dido in den Tagen der Freundschaft geschenkt

hatte, während neben ihm ein zarter Enkel des Priamos, der den gleichen Namen wie sein Großvater trug, einen getigerten Thrazierschimmel bändigte. Die Zuschauer konnten sich nicht satt sehen an dem wechselnden Spiel der frohen Jugend; dem Sohn des Äneas prägte sich der Glanz dieses Festspieles, das er selbst leitete, so sehr ein, daß er es später als Mann vor den Mauern des von ihm gegründeten Alba Longa wieder erneuerte und dem mächtigen Rom als ständige Feier hinterließ, die unter dem Namen »troisches Spiel« noch lange Jahrhunderte fortblühte.

Der Flottenbrand

Während so Acestes mit all seinem Volk und den troischen Kriegern sich an den Spielen vor den Toren der Stadt ergötzte und die Aufmerksamkeit aller von dem fesselnden Schauspiel völlig in Anspruch genommen wurde, bereitete sich am Hafen der Feste ein ungeahntes Unheil vor, bei dem die Göttermutter Juno in ihrem unauslöschlichen Haß gegen die Troer wieder ihre Hände im Spiel hatte.

Am Ufer sah sie die Schar der troischen Frauen trauerversunken sitzen, auf das ruhelose Meer hinausstarrend, das sie nun sieben lange Jahre auf banger Irrfahrt, umgeben von Gefahren, durchfurcht hatten, ohne bisher die ihnen immer neu verheißene Heimat zu finden. Dunkel und ungewiß schien ihnen die Zukunft, die stets vorwärts drängende Abenteurerlust der Männer war ihnen fremd und unverständlich. Klagend gedachten sie jener schönen vergangenen Zeiten, da sie auf fester Scholle Haus und Heim verwaltet, ihre Kinder groß gezogen und den Heiligtümern der Herdgötter geopfert hatten. All das lag nun in einem blutdurchsetzten Nebel hinter ihnen. Sie fühlten sich ziellos fortgehetzt durch die Weiten einer ihnen unbekannten Welt und wähnten, daß dies rastlose, stets erneute Wechseln fremder Völker und Städte nie zu Ende kommen werde. So sahen sie gerade jetzt wieder aus wildem Sturm nur mit geraumer Not ihr Leben an diesen Strand gerettet und blickten mit Neid auf die blühenden Fluren und die behäbige Ruhe der friedlichen Bewohner. Wenn schon die alte geliebte Heimat verloren war, so konnten sie nicht begreifen, warum sie stets wieder

ins Ungewisse hinaus sollten, kaum daß sie einen Ort der Ruhe gefunden hatten. Ein Murren ging durch ihre Herzen, sie fühlten beinahe Haß gegen die schaukelnden Schiffe am Ufer, die sie wie mit Mäulern hinabzuschlingen und stets in neue Wirrnisse zu bringen trachteten. Wären diese entsetzlichen ruderbewehrten Fahrzeuge nicht, so würde das unstete Umherschweifen, das ja doch nie zum Ziel führte, ein Ende haben und sie endlich wieder das Glück der Seßhaftigkeit genießen können. Statt dessen sahen sie vor sich schon die Mastbäume und Segel zu neuer Fahrt bereit, und ein Grauen kroch durch ihr Herz, wenn sie an den bevorstehenden Aufbruch dachten. So saßen die Frauen, abgesondert von der kriegerischen Fröhlichkeit der Männer, versonnen und mit dem Schicksal hadernd, um die Feuer am Ufer, sprachen von der neuen Heimat, weinten um die verlorene und bereiteten dabei müde und verdrossen die Speisen über den flackernden Flammen. Das klagende Gebet, das dabei aus manchem bangen Herzen aufstieg, drang bis zu Junos Ohr. Sie sah den Unmut und die Hoffnungslosigkeit da unten, und ein tückischer Plan durchzuckte wie ein Blitzstrahl den Sinn der Göttermutter. Die Gedanken und Wünsche der Frauen lagen klar vor dem Blick der Göttin, und so beschloß sie, die düstere Stimmung ihrer bösen Absicht dienstbar zu machen. Wieder winkte sie die dienstfertige Himmelsbotin Iris heran und sandte sie mit dem Hauch der Winde auf dem Farbenbogen ungesehen hinab zu dem von den Männern verlassenen Hafen.

Ihr heimlicher Auftrag lautete, den Frauen den von Trauer beschwerten Sinn zu verwirren und sie zu einer wahnsinnigen Tat gegen die verhaßte Flotte zu verleiten, als ob sie dann dem Schicksal weiterer Irrfahrten enthoben wären.

Die Götterbotin nahm die Gestalt der alten Troerin Beroë an und schlich sich unerkannt durch die Schar der Weiber. Mit stichelnden Worten reizte sie deren Widerwillen gegen die Seefahrt noch mehr, äußerte sich heftig gegen die grausamen Männer, die kein Mitleid mit den zarten Frauen und Kindern kennen und nur toll und sinnlos ihrer kriegerischen Abenteurerlust frönen wollten.

»Alle Lockungen des schönen Italiens«, flüsterte sie bald der einen, bald der andern zu, »sind nichts weiter als Lug und Trug. Besser haben es fürwahr eure Freundinnen, die in der geliebten Heimat unter dem Mordstahl der Griechen dahinsanken. Sie fanden

wenigstens Ruhe, während ihr nun schon sieben Jahre, Winter und Sommer, über die unwirtlichen Fluten unter der Ungunst der Gestirne fahren müßt, bis euch schließlich die Wellen doch noch verschlingen oder an ein unwirtliches Barbarenufer werfen, wo ihr von den Händen der Feinde den blutigen Tod finden werdet.«

Alles drängte sich dicht um die Alte und lauschte mit einem Gemisch von Entsetzen und Zustimmung den verführerischen Worten. »Seht dort auf das Land hinaus,« fuhr Iris in der Gestalt der Beroë fort, »da haben auch Flüchtlinge Ruhe und Frieden auf prächtigen Fluren gefunden. Seht, wie ihre Felder blühen, die Früchte reifen, die Stadt glücklich an der blauen Bucht liegt und ihren Bewohnern dauernde Zuflucht bietet. Sie haben ihre Hausgötter und Penaten aufgestellt und denken nicht daran, stets nach Besserem zu suchen. Warum können wir nicht ein Gleiches tun? Schon drüben in Karthago hätte man uns gerne behalten und die verlorenen heimatlichen Fluren durch ebenso schöne ersetzt. Auch hier würde uns Acestes nicht von dannen weisen, sondern gern behalten, uns Äcker und Herden anweisen zu neuer froher Siedelung. Wozu also abermals auf jenen schwarzen Schiffen dort von dannen segeln, als ob wir wahrhaftig nicht schon genug die unsicheren Pfade des Meeres durchfurcht hätten! Daß doch ein mächtiger Sturm die unseligen Fahrzeuge hier an der Küste vernichten würde, die uns immer wieder erbarmungslos fortschleppen! Wie aber, wenn wir sie selbst zerstörten? Unsere Männer sind fort und achten drüben bei ihren Kampfspielen nicht auf unser Tun, wie wir ja immer nur die Mühe und Arbeit haben, während jene sich ergötzen! Hört, ihr Weiber,« flüsterte die falsche Beroë, »im Traum ist mir die Seherin Kassandra erschienen und drückte mir lodernde Brandfackeln in die Hände. Sie in die Schiffe schleudern hieß sie mich und verkündete, daß einzig dies unsere und unserer Männer wahre Rettung sei. Leibhaftig stand in der Nacht die Priamostochter vor mir und drängte mich, keinen Augenblick zu säumen, denn nie wieder werde die Gelegenheit so günstig sein. Scheint nicht die Gottheit selbst uns hier die Feuerbrände zu liefern? Da liegen sie, ihr braucht sie nur zu packen. Auf ans heilige Werk, uns allen zur Rettung!«

Zögernd und erstaunt starrten die Frauen das rasende Weib an, das wie von einem Dämon beseelt auf sie einsprach, und kopf-

schüttelnd raunte die älteste unter ihnen: »Das ist nicht Beroë, ihr Mütter! Solch flammende Augen hat die Greisin nie gehabt. Diese hoheitsvollen Gebärden, diese stolze Stimme haben wir nie an ihr bemerkt. Auch habe ich eben, als ich wegging, Beroë krank und verdrießlich zurückgelassen, weil sie zu schwach war, um mitzukommen.«

Unschlüssig hörten die Frauen der Alten zu und schauten bald zweifelnd zur Flotte, bald zu der Verführerin, die ihnen freilich unheimlich und wie aus einer anderen Welt vorkam. Plötzlich sahen sie, wie die alte Beroë sich wandelte; ein seltsames Licht umglänzte sie, und allmählich verschwand ihre Gestalt, wie von den Lüften emporgehoben. Nun zweifelte keines der Weiber mehr, daß eine Gottheit sie zur Verbrennung der Schiffe aufgefordert habe. Ein Wahnsinn erfaßte alle; sie rissen die brennenden Scheite aus den Feuern und schwangen sie durch die Luft, um ihre Glut noch mehr zu entfachen. Dann stürzten sie wie Besessene an das Wasser und warfen sie in weitem Schwunge auf die vor Anker liegenden Schiffe. Ein irrer Taumel hatte alle ergriffen, sie gaben sich keine Rechenschaft über ihr Tun und dessen Folgen; sie wußten nicht, was sie da begingen. Die von der Sonne ausgetrockneten Planken der Schiffe fingen noch viel rascher Feuer, als die Frauen gedacht. Das Tannengebälk des Verdecks, die leichten Ruderbänke begannen im Augenblick zu lodern; schon leckte die Flamme an den bereits aufgerichteten Mastbäumen empor, und ein weithin sichtbares Leuchten schoß zum Himmel.

Auf der Arena gewahrten die Männer zu Tod erschrocken den Feuerschein, der aus der Hafengegend kam, obwohl sich im Augenblick keiner erklären konnte, was dort in Brand geraten war. Die berittene Jugend, allen voran Askanius, jagte in der Richtung davon, wo Rauch und Glut am stärksten zu wüten schienen, und nahm gar bald mit Entsetzen das Geschehene wahr.

»Unglückselige Weiber, seid ihr von Sinnen?« schrie Askanius den wenigen zu, die bei dem plötzlichen Erscheinen der Reiter noch nicht angstvoll, in Erkenntnis ihrer frevelhaften Tat, schleunigst geflohen waren. »Welch rasender Dämon treibt euch an, unser aller Rettung den Flammen preiszugeben! Seid ihr denn eure eigenen Feinde geworden?«

In flammendem Zorn riß er seinen Helm vom Haupt und warf ihn den Weibern vor die Füße. Da stürzten auch schon Äneas und

die anderen Troer herbei; entsetzt mußten sie gewahren, daß Menschenmacht hier nichts mehr zu retten vermochte. Zwar legten alle sofort Hand an, das brennende Gebälk auseinanderzureißen und Ströme von Wasser in die brennenden Schiffe zu schütten, aber das wütende Element hatte zu weit um sich gegriffen, alle Anstrengungen waren vergebens. Verzweifelt reckte Äneas seine Hände zum Himmel und bat den allwaltenden Zeus, das Feuer zu dämpfen und nicht die ganze Flotte mit der Habe der Troer zu vernichten. »Ehe du uns, o himmlischer Vater, jede Möglichkeit nimmst, dein eigenes Gebot auszuführen und die Bahn zu ziehen, die uns das Schicksal bestimmt, schmettere lieber deinen Blitz hernieder und laß uns gleich hier den Tod finden!«

Kaum war dieses Gebet verklungen, als vom Himmel ein heftiger Wolkenbruch auf die flammenden Schiffe sich ergoß und furchtbarer Donner die Berghöhen im Umkreis erbeben ließ. Das schwarze Gewölk schüttete immer neue Güsse herab und überschwemmte die Verdecke der Fahrzeuge. Die Flammen waren bald erstickt, und nur das wassertriefende, verkohlte Gebälk blieb als Zeuge der frevelhaften Zerstörung. Vier Schiffe waren gänzlich vernichtet, die andern waren durch Zeus' Hilfe in einem Zustand errettet, der eine baldige Wiederherstellung möglich machte. Dennoch war Äneas ganz gebrochen. Er wußte nicht, was er beschließen sollte, denn der Rest der Flotte reichte nicht hin, sein gesamtes Volk nach Latium zu tragen. Die Versuchung lag nahe, das auszuführen, was die verblendeten Frauen erzwingen wollten: hier auf den blühenden Fluren von Sizilien dauernd zu bleiben. Der Himmel selbst schien die Weiterfahrt verhindern zu wollen, und König Acestes würde sicher mit Freuden einwilligen, die Gastfreunde unter sein Volk aufzunehmen. Sorgenvoll besprach der Troerfürst diesen Plan mit dem alten Nautes, dem wackersten der Seeleute, der ebenso weise wie mutig war. Der aber wollte nichts davon wissen, die weitere Fahrt aufzugeben. Er schalt den Dardaniden kleinmütig und tadelte sein mangelndes Vertrauen zu den Göttern.

»Nachdem wir soviel durchgemacht und dennoch dem Verhängnis entronnen sind, wird uns der Himmel auch weiter helfen. Es gibt einen Ausweg, der es auch mit der verminderten Schiffszahl möglich macht, das verheißene Latium zu erreichen. Besprich dich, großer

Fürst, mit deinem Gastfreund Acestes. Er wird deiner Not gern Gehör schenken, zumal du ihm etwas bieten kannst, das seinem eigenen Land förderlich sein wird. Erbitte von ihm die Erlaubnis, die Bemannung der verbrannten Schiffe hier zurücklassen zu dürfen. Wähle sodann die gebrechlichen, greisen und müden Leute deiner Schar gleichfalls zum Hierbleiben aus und laß außerdem in einer Versammlung entscheiden, wer entschlossen ist, dir aus freien Stücken zu folgen, und wer feige und verzagt es vorzieht, hier zu bleiben. Acestes gewinnt auf diese Weise eine Vermehrung seines Volkes, und deine Schar ist dann auf jene Leute beschränkt, die todesmutig entschlossen sind, alle weiteren Gefahren mit dir zu teilen. Hat der König dir deine Bitte bewilligt, so gründe dem zurückbleibenden Teil eine neue Siedelung, die du dem Herrscher zu Ehren Acesta nennst und die das zerstörte Ilion auch hier wieder aufleben lassen möge!«

Diese klugen Worte waren Balsam für Äneas' wundes Herz. Er sah sofort, wie vorteilhaft dieser Rat war und daß allein auf diese Art die Weisungen des Orakels erfüllt werden konnten. Aber die Trennung von so vielen seiner Gefährten fiel ihm doch schwer. So legte er sich nach den Anstrengungen des Tages ermüdet nieder, um die Lage nochmals zu durchdenken und den Vorschlag des Freundes eingehend zu prüfen. Schon drohten dem ermatteten Helden die Augen zuzufallen, als er am Fußende der Ruhestatt nebelähnlich die Gestalt seines Vaters zu gewahren glaubte, die mit seltsam fernen Worten ihm riet, den Ausweg, zu dem der weise Nautes geraten, mutvoll zu beschreiten. Äneas erfuhr von der Erscheinung noch weiter, daß er in Latium einen wilden und kriegerischen Volksstamm antreffen werde, den er erst nach schweren Kämpfen bezwingen werde. Umso wertvoller war es daher, wenn die Schiffsmannschaft auf bewährte, tüchtige und junge Leute beschränkt blieb. Noch ein anderer Befehl wurde Äneas zuteil: Auf dem Weg nach der neuen Heimat sollte er an dem Schlund des Avernus haltmachen, wo die weissagende Sibylle in schauerlichen Höhlen unter dem Schutz des Gottes Apollo ihre Sehersprüche sang. Es war ein gefährliches und schreckensreiches Unterfangen, dem Eingang zu den Gefilden der Unterwelt zu nahen, denn wenn auch Sterbliche unter besonderen Umständen dort eindringen und hinabsteigen konnten, so blieb

ihnen doch fast immer die Rückkehr an das Licht des Tages versagt.

Als Äneas im Halbschlummer bemerkte, wie das Nebelbild seines Vaters wieder zerrinnen wollte, streckte er unwillkürlich die Arme aus, um die geliebte Gestalt zu halten. Aber schon war sie verschwunden, und der Held fand sich plötzlich wach und einsam in der Dunkelheit seines Gemaches. Doch sein Herz war wundersam getröstet; er wußte, was zu geschehen hatte, und kaum leuchtete der junge Morgen, so begab er sich zu Acestes, mit dem er vertrauensvoll die schwierige Lage besprach. Der Herrscher hatte volles Einsehen mit der Bedrängnis seines Gastfreundes und willigte gern ein, den schwächeren Teil der Troer in seinem Land aufzunehmen. In rasch berufener Versammlung vollzog sich die Scheidung der Troer, und jener Teil, der, tapfer und wagemutig gesonnen, bei seinem Führer verharrte, machte sich sofort ans Werk, den Feuerschaden der weniger mitgenommenen Schiffe auszubessern. Die Ruderbänke wurden erneuert, frische Balken eingezogen, Segel- und Tauwerk herangeschafft.

Äneas widmete indessen ernst, aber ohne Groll, seine Kraft und seinen Rat denen, die zurückbleiben wollten. Mit dem Pflug umgrenzte er den Platz für die neue Siedelung, bezeichnete, wo Straßen und Häuser errichtet und wie die zu bauenden Wohnungen verteilt werden sollten. Er gab der neuen Pflanzstadt zu Ehren des Herrschers den Namen Acesta und befahl den Zurückbleibenden, sich künftig dessen Geboten zu fügen.

Nach Italien

Während für die neue Siedlung alles vorsorglich geordnet und bestimmt wurde, war die Flotte wieder seetüchtig hergestellt. Ein festliches Abschiedsmahl vereinigte noch einmal alle, die nun sieben Jahre lang die gefahrenreiche Irrfahrt von Troja bis hierher bestanden hatten. Noch einmal vollzog Äneas am Grabe seines Vaters ein feierliches Opfer, besprengte den Hügel mit Wein und bekränzte ihn mit roten Blumen. Nachdem auch diese Pflicht vollzogen, war die Stunde des Abschieds gekommen. Als die rüstige Jugend an Bord ging, erhoben die andern, die doch aus freiem

Entschluß zurückbleiben wollten, lautes Wehklagen und Jammergeschrei; sie waren auf einmal so verzweifelt und untröstlich, daß all ihre Angst und Zaghaftigkeit vor den mit der Weiterfahrt verbundenen Gefahren plötzlich vergessen zu sein schien. Jetzt wollten sie auf einmal doch lieber alle Mühsal ertragen und alle Fährnisse neuer Wanderung auf sich nehmen, um nur nicht von den andern getrennt zu werden. Die alten Mütter, die in ihrer törichten Verblendung die flammenden Scheite in die Schiffe geworfen, klammerten sich an ihre jungen Söhne und Töchter, um sie abzuhalten, von dannen zu ziehen, oder um mit ihnen sich an Bord zu begeben. Äneas hatte Mühe genug, die Verzweifelten zu trösten und ihr Gedränge von seiner Mannschaft abzuhalten. Er suchte die immer neuen Ausbrüche des Jammers zu beschwichtigen und mit ermunternden Worten beiden Teilen seines Volkes die Zukunft hoffnungsvoll darzustellen.

Die letzten Opfer waren vollzogen, die Seile gelöst, und die bekränzten Krieger hißten jauchzend die Segel zu neuer Meerfahrt. Eine günstige, frische Brise blähte die schwellenden Segel, und rasch entglitten die Fahrzeuge den Blicken der Zurückbleibenden über die Fluten. Blau und ruhig wie kaum jemals lag vor der tapferen Schar die endlose See. Es schien, als hätten alle Götter sich vereinigt, um die Flotte in glücklicher Fahrt rasch und ungefährdet ihrem fernen Ziel zuzuführen. Hoffnungsvoll lachte die sonnenbeglänzte Ferne den Dahineilenden entgegen, kein Wölkchen trübte die schimmernde Bläue des Himmels.

Nicht ohne den Einfluß der sorgenden Göttin Venus hatten sich diese günstigen Umstände zum Vorteil der Schiffer vereinigt. Mit schmeichelnder Klage hatte sich Äneas' Mutter an den dunkelgelockten Meergott Neptunus gewandt und ihn gebeten, ihr gegen den tückischen Grimm der Juno, der immer wieder hervorbrach, beizustehen und die Troer unbehelligt in das Land ihrer Sehnsucht gelangen zu lassen. Sie stellte dem mächtigen Beherrscher der Fluten vor, daß das Volk von Ilion nun wahrlich genug alle erdenkbaren Qualen erlitten habe. Mit nie besiegtem Mut führten die Unglücklichen ihre so mühsam geretteten Hausgötter über die unergründlichen Wogen von Küste zu Küste dahin, und die Gerechtigkeit des Himmels verlange, daß auch ihnen endlich das so tapfer erstrittene Ziel zuteil werde. Klug suchte Venus auf den

Stolz und den Herrscherwillen des Meergottes einzuwirken, indem sie ihm ausmalte, wie schlecht es seiner Macht anstünde, auch hier, in seinem ureigenen Element, die ränkereiche Juno nach Gutdünken schalten und walten zu lassen.

Der Beherrscher der Meere war den Schmeichelworten der schönen Göttin, die ja selbst aus dem Schaum der Wellen geboren war, nicht unzugänglich. Wohl hatte er auf Seite der Griechen gegen die Troer gekämpft, aber nicht mit unbezähmbarer Wut wie die andern; vor allem war er Äneas gewogen und hatte ihn schon einige Male vom Tod errettet. So ging er auch diesmal gern auf den Wunsch der Liebesgöttin ein und wollte die ganze Troerflotte ruhig über die abgründige Tiefe dahingleiten lassen, wenn das Opfer eines einzigen Hauptes für alle gebracht würde. Dies Schicksal sollte gerade einen der Besten treffen.

Die wunderbare Stille der blauen Luft, in der nur leise der günstige Zephir wehte, das Leuchten der schimmernden Sterne in den klaren Nächten machten die Troer bald so sorglos, daß ihnen die Fahrt wie frohe Erholung, nicht wie schwere Arbeit erschien. Die Ruder brauchten kaum in Tätigkeit zu treten, denn die stete Luftströmung, die sich in den Segeln fing, trieb die Schiffer ganz von selbst in der gewünschten Richtung vorwärts. So gönnten sie sich häufig Ruhe, dehnten die Glieder schlafend neben den Ruderbänken und überließen einzig und allein dem Steuermann die sorgliche Führung der dunklen Fahrzeuge. Die warme, milde Luft ließ aber auch diesen oft schläfrig sein Haupt senken.

An der Spitze der Flotte segelte das Königsschiff des Äneas, gesteuert von dem weitgerühmten Palinurus. Die lauen Lüfte hatten das Schiffsvolk in sanften Schlummer gelullt. Durch die warme Sommernacht glitt das Schiff lautlos dahin, nichts war zu hören als der Atem der Schlafenden. Palinurus' Auge haftete sinnend an den goldenen Sternbildern in dunkler Höhe, die ihm alle so vertraut waren und nach deren Lauf er das Steuer seines Schiffes lenkte. Der edle Mann wußte nicht, daß gerade ihn das dunkle, verhängnisvolle Schicksal zum Opfer für das unersättliche Meer heischte, damit seine Gefährten unbehelligt von bösen Gewalten das ersehnte Ufer erreichen konnten. Der Gott des Schlafes hatte sich unmerklich auf dem Steuerdeck niedergelassen und die Gestalt des Troers Phorbas angenommen; so trat er leise an den

einsamen Steuermann heran und sprach: »Palinurus, sieh, wie ruhig das Meer liegt und wie lind die Lüfte atmen! Was sollte in dieser sommerlichen Nacht Übles begegnen? Lege auch du gleich den andern dein Haupt nieder und raste ein wenig von deiner verantwortungsreichen Arbeit. Mich selbst hält die Schönheit der Sterne und der Zauber dieser blauen Nacht wach, ich werde das Ruder führen, solange du ruhst, und du magst dich sorglos eine Stunde dem Schlaf hingeben.«

Palinurus aber schüttelte das Haupt: »Meinst du, Phorbas, ich alter Mann kenne nicht die unerwarteten Tücken des Meeres? Wie oft habe ich erfahren, wie heuchlerisch sein sanftes Antlitz ist und welchen Trug seine Tiefe birgt! Wer möchte dem unholden Element nur eine Stunde trauen, und wäre der Himmel auch noch so klar und der Glanz der Sterne von keiner drohenden Wolke getrübt! Äneas hat mir das Steuer anvertraut, drum muß ich den Schlaf mir fernhalten und für unser aller Heil wachen, auch wenn der Schleier des Traums mir auf das Haupt zu sinken droht!«

Da trat der Schlafgott noch näher an den wackern Mann, der sich gegen ihn sträubte, heran. Unheilvoll hielt er in der Hand einen Zweig, der von Lethe, dem Strom der Vergessenheit, betaut war und einen seltsamen, einschläfernden Duft ausströmte. Leise strich der Gott dem Steuermann damit über die Schläfen und löste allen Widerstand gegen das Gespinst der Träume und die Macht des Schlummers. Wohl ließ Palinurus' Hand das Steuer nicht los, aber sein Haupt sank schlaftrunken auf die Brust, und der schwere Mann lehnte sich müde gegen das schon etwas morsche Geländer. Als ihn der Schlafgott fest in seinen Banden wußte, stemmte auch er sich gegen die Schutzwehr des Verdecks, bis sie brach und Palinurus in die Tiefe stürzte. Niemand hörte den schrecklichen Fall und den Hilferuf des armen Mannes, der in der kalten Flut seine Besinnung wieder fand. Lautlos glitt das Schiff durch die Nacht hin, während jener als Opfer des unersättlichen Meeres in der Tiefe versank. Erst als der leuchtende Tag im Osten emporstieg und das freudige Licht die Schläfer aus den Banden der Träume weckte, sahen sie erschrocken das Steuerruder verwaist, und die Bruchstelle im Geländer verriet ihnen, welche Schicksalsmacht hier lautlos und schrecklich gewaltet hatte.

Tief betrauerte Äneas den Verlust des teuren Freundes, dessen

kluger Rat und kundige Führung ihm in den vielen Jahren der Not so oft geholfen hatte. Wohl spähte er rings auf dem Meer umher, ob noch irgendwo eine Spur des Verschwundenen zu finden sei, aber soweit das Auge reichte, verbarg die lachende, spiegelglatte Flut ihr schauerliches Geheimnis. So mußte Äneas selbst die Führung des Schiffes übernehmen. Ohne weiter von finstern Mächten gefährdet zu werden, sahen sie nach wenigen Tagen schon den blauen Küstenstrich Italiens vor sich auftauchen, wo einst die sagenumwobenen Sirenen manchen ins Verderben gelockt. Deutlich war das Donnern der nahen Brandung zu vernehmen, und bald glitten die Kiele der Schiffe in der Nähe von Cumä an den jubelnd begrüßten Strand. Die Anker wurden ausgeworfen, und freudig stiegen die Schiffer ans Land. Trotz der glücklichen Fahrt waren alle froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, umso mehr, als er zu dem Land gehörte, in dessen entlegener Ferne sie ihre neue Heimat wußten.

Die Unterwelt

Während ein Teil des Schiffsvolkes Feuer zu machen suchte und ein anderer Teil auf der Jagd nach Wild die Uferwälder durchstrich, stieg Äneas zu der geheimnisvollen Kluft der Sibylle hinan, durch deren Mund der Delische Gott die Zukunft verkündete. Als er die Höhle mühselig gefunden, erfuhr er, daß er zuerst ein Opfer bringen müsse. Dann senkte sich die Gottheit auf die Seherin herab; sie wechselte ihre Farbe, bekam ein wildes Aussehen und war wie von einem Dämon besessen. Dem Troer klopfte das Herz, und mit bebenden Lippen begann er zu Apollo zu flehen: »Erhabene Gottheit, die du stets uns Troern gnädig warst, die du den Pfeil des Paris gegen den wilden Achilleus gelenkt, laß uns das Ende der strafenden Mühsal finden, die uns Dardaner seit so vielen Jahren verfolgt! Betrachte uns, die wir endlich auf dem verheißenen Boden glücklich landeten, als neues Volk, dessen Jugend Schonung verdient. Einen Tempel will ich dir und der Göttin Trivia, die hier verehrt wird, aus leuchtendem Marmor bauen, sobald das neue Pergamos gegründet. Auch dir, große Seherin, soll darin ein Gemach geweiht sein, wo die geheimen

Weisungen verwahrt werden, die du mir und meinen Troern hier erteilst. Doch schreibe sie nicht auf Blätter, die der Wind durcheinander wirbelt und so den Sinn verwirrt, sondern künde mir, was dir der Gott eingibt!«

Noch schien die Seherin wie rasend und von fremder Macht geschüttelt; ihre Augen starrten abwesend in die Ferne, und ihre Lippen zuckten. Endlich rang sich eine Stimme aus ihrer Brust und schallte gewaltig in den hundert Ausgängen dieser Grotte: »Wohl hast du, Held, des Meeres Mühsal überwunden und tausend dräuende Gefahren tapfer bestanden. Aber noch weit Schwereres wartet deiner! Die Dardaner werden einst in Laviniums Reich gelangen, aber sie werden verwünschen, daß sie dorthin gekommen! Nur Kriege schaut mein Auge, furchtbare Kämpfe und Ströme von Blut, die den Tiberstrom färben. Ein Feind aus Göttergeschlecht wird euch dort erstehen wie damals den Troern Achilleus. Auch Juno wird euch in unstillbarem Zorn lange noch verfolgen, ehe sie besänftigt euch endlich ihre Huld angedeihen läßt. Doch schrick nicht zurück vor der Not! Begegne ihr umso mutiger, je schlimmer sie wird. Wo du am wenigsten erwartest, wird sich dir der Weg zum Heil öffnen!«

So klangen die dunklen Sprüche aus der Tiefe des sibyllinischen Heiligtums fast brüllend empor und deuteten die Wahrheit zugleich verschleiernd an. Sinnend vernahm Äneas die Prophezeiung und wandte sich aufs neue an die gottentrückte Seherin. Er bat sie, hier am heiligen Eingang in die Unterwelt ihn hinabzugeleiten in das Totenreich, damit er dort seinen geliebten Vater Anchises sehen könne. Ihm, dem Enkel Jupiters, dürfe sie diese Gunst nicht versagen. Flehend hielt er den Altar umklammert und vernahm den Geisterlaut aus dem Innern der Höhle also: »Leicht, mein Sohn, steigt man zu den Toten hinab; aber schwer, ja fast unmöglich ist es für Sterbliche, wieder an das Licht der Sonne zurückzukehren. Nur wenige können sich rühmen, durch die Gnade Jupiters den schrecklichen Gang glücklich überstanden zu haben. Ist aber deines Herzens Verlangen so groß, die Gefilde der Toten schon vor deinem Ende zu gewahren, so höre, was du zuvor vollbringen mußt! Tief im schattigen Wald trägt ein Baum einen Zweig mit goldenen Blättern, der göttlichen Beherrscherin der Tiefe geheiligt. Wem es nicht gelang, diesen Zweig zu finden und

das Opfergeschenk der Göttin Proserpina hinabzubringen, der kann die Tore des Hades nicht durchschreiten. Ist es dir vom Schicksal bestimmt, so wirst du den Zweig finden. Du darfst jedoch hier nicht länger weilen, denn von deinen Gefährten hat während deiner Abwesenheit einen der Tod ereilt, und ehe du ihm nicht mit heiligen Opfern die letzte Ehre erwiesen, bleibt dir die dunkle Tiefe der Erde verschlossen!«

Die Sibylle war im Innern der Höhle verschwunden, und so blieb Äneas nichts anderes übrig, als sinnend über das Gehörte



Abb. 29. Äneas pflückt den goldenen Zweig.

zu den Seinen zurückzukehren, voll banger Sorge, wer wohl von seinen Freunden dahingerafft worden sei. Am Strand angekommen, fand er den treuen Misenus entseelt am Boden hingestreckt. Um ihn standen klagend die Genossen, die sich nun auf Äneas' Befehl sofort daranmachten, einen mächtigen Scheiterhaufen aufzurichten und alles für die Totenfeier vorzubereiten.

Der Wald, aus dem die Stämme geholt wurden, dehnte sich undurchdringlich und schier endlos in das Innere des Landes, und Äneas' Auge ruhte auf dem weiten Wipfelmeer voll zweifelnden Bangens, wie es ihm wohl glücken könne, hier in der uner-

meßlichen Wildnis und dem Gewirr dunkler Schluchten den goldenen Zweig der Proserpina zu finden, der sicher an verborgenster Stelle wuchs. Halb unbewußt stieg ein Flehen aus seinem Herzen zum Himmel auf, ihm den rechten Weg zu weisen, als er plötzlich zwei leichtbeschwingte Tauben gewahrte, die Vögel seiner göttlichen Mutter, die sich nicht allzu fern auf das grüne Laubgewoge niederließen. Sogleich erkannte der Held dies als himmlisches Zeichen, dem er folgen solle, um den Zweig zu finden. Äneas eilte also dem Flug der Tauben nach und wurde von ihnen tiefer und tiefer in das Waldinnere geführt. Schließlich ließen sich die Vögel auf einen hohen Wipfel nieder, und richtig gewahrte hier Äneas das Leuchten der goldenen Blätter. Froh brach er den Zweig (Abb. 29) und fand mit seinem Schatz bald wieder durch das Gewirr der Stämme den Rückweg zum Lager seiner Gefährten.

Dort war inzwischen der mächtige Holzstoß vollendet und des Toten Körper im Schmuck seiner hellglänzenden Waffen obenauf gelegt. Dann wurde nach der Väter Brauch der Entseelte in den Flammen verbrannt, und nachdem man die zusammengesunkene Asche mit funkelndem Wein gelöscht, sammelte man in einer ehernen Urne das teure Gebein und bestattete es unter einem mächtig aufgeschütteten Grabmal.

Nachdem dies vollbracht, eilte Äneas, den goldenen Zweig in der Hand, zur Grotte der Sibylle zurück, wo der finstere Eingang ins Reich der Schatten klaffte. Erst verrichtete die Seherin ein feierliches Opfer von vier schwarzen Stieren und rief dann die vielgestaltige Hekate herauf, die die Schatten der Tiefe mit ihrem fürchterlichen Gefolge durchjagt. Dann schien die Seherin selbst in den Schlund hinabzuschweben, und Äneas folgte ihr unerschrocken in die grausige Einsamkeit des mächtigen Totenreiches nach.

An schauererregenden Bildern und Gestalten ging es vorüber. Äneas sah die abgezehrte Gestalt des Grams und die grauen Sorgen, das traurige Alter schlich gebeugt umher, die Angst und das Elend drückten sich scheu in versteckte Winkel. In einer andern Ecke lauerte der Tod, während neben ihm sein Bruder, der Schlaf, sich hingestreckt hatte. Mit eisernen Klammern wurden die Göttinnen der Rache und der Zwietracht festgehalten, und Äneas gewahrte, wie ihre Häupter von blutigen Binden und von giftigen

Nattern umschlungen waren. An einer ungeheuren Ulme schritt das Paar vorüber, an deren Blättern die Träume hingen. Ungezählte Bilder, seltsam anzuschauen, tauchten immer aufs neue auf, und die Schatten der schrecklichsten Untiere, von den berühmten Helden der Vorzeit erlegt, kreuzten ihren Weg so nahe, daß Äneas mit dem Schwerte auf sie losgegangen wäre, wenn ihn nicht die Sibylle von dem zwecklosen Kampf mit diesem Nebeltrug abgehalten hätte.

Immer tiefer ging es, und schon hörte man die Fluten des Acheron rauschen, über die der finstere Fährmann Charon auf weitem Boot die Toten in die Unermeßlichkeit der Unterwelt übersetzte. Zahllos wie die welken Blätter des herbstlichen Waldes sah man hier Menschenschatten trauervoll in Scharen hinabdrängen, wie von Geisterhänden sehnsuchtsvoll in den unergründlichen Schlund getrieben. Aber nicht alle nahm Charon in seine Fähre auf, so sehr sie ihn auch anflehten; viele wies er ernst und streng zurück. Äneas konnte sich dies sonderbare Verhalten nicht erklären und wandte sich fragend an seine Begleiterin: »Die da die Fähre nicht betreten dürfen,« murmelte die Sibylle, »das sind jene, die ohne Bestattung tot daliegen, die niemand begraben hat, denen keine Opfer und letzten Ehren erwiesen wurden. Hundert Jahre müssen sie an diesem Ufer umherirren, ehe auch ihnen der Eintritt in die ewige Ruhe der Tiefe gestattet ist.«

Dann gewahrte Äneas voll Gram den Schatten seines wackeren Steuermanns Palinurus, der ja erst jüngst in dunkler Nacht durch den Schlafgott vom Steuer des Schiffes in die Tiefe gestoßen worden war und so zunächst ruhelos herumirren mußte.

Charon näherte sich gerade mit seinem Boot der Uferstelle und erblickte zu seinem zornigen Erstaunen den waffengeschmückten Äneas in Begleitung der Sibylle. Scheltend fuhr der Totenschiffer sie an, da er wohl merkte, daß hier lebende Wesen und keine entseelten Schatten auf seiner Fähre in das Totenreich vordringen wollten. Er fürchtete, es könne hier wieder ein Held, gleich Herakles oder Theseus, gewaltsam das Totenreich zu belästigen trachten. Aber die Sibylle beschwichtigte rasch seinen Grimm und erklärte ihm, daß der Jupiterenkel Äneas nur den Schatten seines Vaters zu schauen komme. Als auch das noch nichts half, ließ sie Äneas den leuchtenden Goldzweig vorweisen. Seit Urzeiten hatte der finstere Fähr-

mann die Wunderblätter nicht mehr gesehen. Stumm beugte er das Haupt und ließ den Helden mit der Seherin in seinen Nachen steigen, der unter der ungewohnten Last lebender Wesen in allen Fugen krachte und schier zusammenbrach.

Als das jenseitige Ufer erreicht war, mußten sie an dem heulenden Untier Zerberus, dem unheimlichen Wächter der Tore des Hades, vorüber. Die Sibylle warf ihm Zauberkräuter vor die drei fletschenden Rachen, daß das Scheusal sich winselnd niederstreckte. Dann öffneten sich die Behausungen der ewigen Finsternis. Leidgebeugte, gewaltsam getötete und schuldbeladene Schatten wandelten durch die unterirdischen Gefilde. Didos Geist schwebte heran; in innerster Seele ergriffen, erkannte Äneas die unglückselige Frau und wußte nun, welch trauriges Los sie seinetwegen auf sich genommen. Er versuchte sie anzurufen, wollte ihre Verzeihung erflehen, doch Dido heftete ihren Blick starr zu Boden und verschwand unversöhnlich in dem undurchdringlichen Dunkel (Abb. 30), während Äneas fühlte, wie heiße Reue in seinem Herzen emporstieg und ihm Tränen niederrannen. Weiter schritten sie und gelangten in das Reich der Helden. Viele Kriegergestalten, die das blutige Ringen vor Troja hinweggerafft, wurden sichtbar und schienen zu dem Mann in den leuchtenden Waffen sprechen zu wollen, ohne daß aus ihrer Kehle ein Laut hervordrang. Äneas wollte zögernd verweilen, aber die Sibylle trieb ihn zur Eile an, da die nächtliche Frist zu verstreichen drohte. Dann näherten sie sich den fürchterlichen Giganten, die hier, von Jupiter mit Höllenstrafen belegt, stöhnend und tobend ihre Fesseln zu sprengen trachteten. Die Sibylle erklärte ihm alles, zeigte ihm in der Ferne den berühmtesten aller Titanen, den Tityos, und Heroen wie den Ixion, Peirithoos, Theseus und noch manch andern. Aber die Eindringlinge mußten eilen. Endlich war die Schwelle der Proserpina erreicht, an die Äneas den goldenen Zauberzweig zum Opfer für die Beherrscherin der Toten anheftete.

Nun erst konnten die beiden Wanderer unbehelligt zu den Gefilden der Seligen gelangen, wo zwischen duftenden Hainen und blühenden Wiesen die Geister jener Abgeschiedenen wohnten, die sich ein glückliches Leben in der Unterwelt verdient hatten. Goldener leuchtete hier das Licht vom Himmel, eine eigene Sonne besaß diese heilige Flur, und nie gesehene Sterne zogen dort nächtens ihre



Abb. 30. Äneas begegnet dem Schatten der Dido.



Abb. 31. Äneas und der Schatten des Anchises.

Bahn. Die Heroen und die Urväter der großen Geschlechter hausten hier und ergötzten sich wie in früheren Tagen an fröhlichen Kampfspielen. Lieder der Lust und des Heldenpreises erklangen durch Lorbeerhecken den Tapferen, die für ihre Heimat gefallen waren oder als Priester den Göttern ihr Leben geweiht hatten. Die großen Sänger sah man hier, deren Laute zum Preis der Himmlischen erklungen war, die klugen Erfinder, Weisen und alle, die sich wahres Verdienst um die Menschheit erworben hatten.

Hier gewahrte Äneas auch endlich den Geist seines Vaters Anchises, der ihm in freudiger Rührung die Hände entgegenstreckte (Abb. 31). Gleich begann der Schatten zu dem Helden zu sprechen: »Bist du gekommen, mein teurer Sohn, hat deine Liebe zu mir dir den fürchterlichen Weg hier herunter gewiesen? Meine Ahnung hat mich also nicht getäuscht, und mein Sehnen, dich hier nach meinem Tod zu erblicken, hat mich nicht betrogen. Mein Geist wußte, durch welche Länder und Meere du leidvoll dahinirrtest, und bang fürchtete ich, daß das libysche Reich dich dauernd in seinen Netzen fesseln würde.«

»O mein geliebter Vater!« versetzte Äneas. »Immer schwebte mir, im Wachen und Träumen, dein teures Bild vor Augen, das mich bis hierher geführt, um dich endlich wieder umarmen zu dürfen.« Mit Tränen versuchte Äneas dreimal den Schatten zu ergreifen, aber jedesmal entfloh ihm dieser wie ein flüchtiger Hauch.

Weiter in der Tiefe, auf einer grünen Aue, an der der Strom der Vergessenheit entlangrauschte, sah Äneas seinen Vater auf einem Hügel haltmachen und ihm wieder das Antlitz zuwenden. Hier tat ihm nun der selige Geist in prophetischen Worten kund, wie das Schicksal des dardanischen Stammes im Lauf der Jahrhunderte sich gestalten werde, und eine lange Reihe ruhmreicher Geschlechter zog vor dem staunenden Auge des Helden vorüber. Äneas gewann Gewißheit über die Herrlichkeit und die weltbeherrschende Macht, der sein Stamm entgegenging, wenn auch die furchtbare Not bevorstehender blutiger Kriege nicht verschwiegen wurde. Mauern mächtiger Städte sah Äneas wie goldene Bilder vor sich entstehen, und er schaute sein eigenes Volk in ihnen wandeln und gebieten.

Als so der Vater, noch nach seinem Tode, das Herz seines Helden-

sohnes wieder mit Hoffnung und froher Zuversicht erfüllt hatte, ließ er ihn mit der Sibylle durch die Tore des Schlafs wieder an die lichte Oberwelt emporsteigen. Aus dem Zauberbezirk fand Äneas allein den Pfad zurück zum Lagerplatz seiner Genossen. Alsbald ließ er die Anker wieder lichten, und in dem frischen Luftzug des sonnenbeleuchteten Meeres lag die Erinnerung an die unheimlichen Schattenbilder der Unterwelt hinter ihm wie ein unbegreiflicher Traum.

Ankunft in Latium

Nach kurzer Fahrt legte die Flotte in Cajeta an. Diesen Namen gaben nämlich die Troer der Bucht, in der sie ankerten, weil sie hier die treue Amme ihres Fürsten, Cajeta, bestatten wollten, die unterwegs verschieden war. Mit feierlichen Opfern wurde ihre Asche beigesetzt, dann aber ging es ohne Aufenthalt nordwärts, und der Meergott Neptunus trieb die Schiffe getreu seiner Zusage, die er der Göttin Venus gegeben, an den gefährlichen Gefilden der Göttin Circe wohlbehalten vorüber. Nur fern auf ragenden Felsen sahen die Troer die unnahbaren Haine der zauberischen Heliostochter. Dort sang sie am Webstuhl in ihrem prunkenden Palast, während ringsum die laubigen Gärten und Wälder von Löwen, Wölfen und anderm Getier bevölkert waren, das ursprünglich Menschengestalt besessen hatte, durch böse Kräuter der Göttin jedoch grausam in solche Gestalten verwandelt worden war.

Auf einmal ruhte der günstige Wind, der bis dahin die Segel geschwellt und die Fahrzeuge in der gewünschten Richtung vorwärts getrieben hatte, völlig, und als die Troer erstaunt über das plötzliche Nachlassen der fördernden Luftströmung die Küste musterten, an der sie entlangfuhren, gewahrten sie die Mündung eines mächtigen Stromes, der seine gelben, mit Sand und Schlamm durchsetzten Wellen ins blaue Meer wälzte. Seine Ufer waren von lieblichen Hainen bestanden, und über blühenden Auen tummelten sich eine Menge schillernder Vögel, die mit fröhlichem Gesang die Luft erfüllten. Die Flotte bog mit schlaffen Segeln in die Mündung ein, und alsbald begab sich das Schiffsvolk an Land, ohne zu wissen, welches Gebiet ihnen diesmal gastliche Rast gewährte. Auch Äneas ahnte nicht, daß er hier das verheißene Latium, seine künftige Heimat, endlich erreicht hatte.

Über das Land gebot zu jener Zeit der greise König Latinus, der von dem Herrscher Faunus und der Nymphe Marica abstammte. Seinen Ursprung leitete dieses Geschlecht von den Göttern ab und nannte Saturnus seinen Urvater. Dem König Latinus hatte das Schicksal einen Sohn und Erben versagt. Nur eine wunderschöne Tochter, Lavinia mit Namen, war ihm herangewachsen und stand bereits in reiferen Jahren. Viele Machthaber der benachbarten Reiche bewarben sich um die Hand dieser reichen Erbin des latinischen Thrones, allen voran der stolze und schöne Rutulerfürst Turnus, und gerade diesen begünstigte Lavinias Mutter, die alte Königin Amata, als künftigen Eidam.

Götterzeichen hatten aber bisher die geplante Verbindung vereitelt. Mitten in dem Königspalast stand ein heiliger Lorbeerbaum, der voll Ehrfurcht geschont wurde, da seine Zweige schon gen Himmel ragten, als im Kreis um ihn der alte Latinus die Burg erbaute. Nach diesem Baume nannte sich das Volk Laurenter und die Stadt Laurentum. Als nun bei der Werbung des Rutulerfürsten um die Hand Lavinias die Gottheit auf einem Altar unter dem Baum um Rat befragt wurde, kam plötzlich mit lautem Summen ein mächtiger Bienenschwarm durch die Luft gezogen und ließ sich auf dem Wipfel des Lorbeerbaumes nieder, wo er wie eine goldene Dolde schwer herabhing. Verwundert fragte der König die Seher seines Landes nach der Deutung dieses Zeichens. Entrückt starrte das Auge des obersten Wahrsagers in die Ferne, als schaue er ein Traumgesicht. Endlich verkündete er wie geistesabwesend: »In weiter Ferne sehe ich einen stolzen Helden an der Spitze eines starken Heeres heranrücken und die Himmelsgegend seiner Heimat mit einer neuen Himmelsgegend wechseln. In den Hof unserer Burg tritt er ein und streckt seine Hand nach der königlichen Jungfrau. Er wird sich die Krone aufs Haupt setzen und hier herrschen.«

War der König schon hierdurch über die Verbindung seiner Tochter mit dem Rutulerfürsten beunruhigt, so vermehrten sich seine Bedenken, als bald darauf bei einem feierlichen Opfer, dem die ganze Königsfamilie beiwohnte, plötzlich das lange, schöne Haar Lavinias Feuer zu fangen schien und ihr goldenes, edelsteinbesetztes Diadem glühend aufleuchtete, sodaß der Schein durch den ganzen Palast strahlte. Als man erkannte, daß es nicht natürliche Glut, sondern ein überirdisches Leuchten war, mußte der alte Seher aber-

mals die Deutung verkünden; er sah in dem Zeichen großen Ruhm für Lavinia selbst, aber auch den sich heranwälzenden Brand schrecklicher Kriege. Der erschrockene König suchte nun noch auf andere Weise die Absicht der Schicksalsmächte zu erfahren. Am Grabe seines Vaters Faunus brachte er ein feierliches Opfer von Schafen und streckte sich auf deren Fellen zum Schlummer hin, um so im Traum von den Geistern Bescheid zu erhalten. Da glaubte er aus dem heiligen Hain eine Stimme zu vernehmen, die ihm mit ernster Mahnung abriet, den Eidam aus dem eigenen Land zu erwählen. Einem Fremden sollte er seine Tochter vermählen, der aus königlichem Geschlecht über das Meer heranziehen und mit Lavinia ein Geschlecht erzeugen werde, dem im Schoß der Zukunft die Herrschaft über den ganzen Erdball bestimmt war.

Mit dieser seltsamen Kunde kehrte Latinus wieder in seinen Palast zurück und verweigerte künftig allen Bewerbern die Hand seiner Tochter. Er traute der Stimme der Götter und war der festen Überzeugung, daß sie ihm Wahres verkündet hatten. Überall im Lande war das seltsame Orakel bekannt geworden, und es gab viele, besonders unter den umwohnenden Fürsten, die es grollend vernahmen und jetzt schon den unbekannten Fremdling haßten, durch den sie um das erhoffte Reich kommen sollten.

Äneas war dies alles unbekannt, als er in der Strommündung Anker werfen ließ. Zunächst dachte das Schiffsvolk nur daran, sich endlich wieder an einem warmen Mahl zu stärken. Der Hunger war groß, und so wurden im Schatten der Bäume rasch Speisen bereitet, ohne daß man sich die Zeit nahm, erst alles Gerät auszuschiffen; war es doch allzu ungewiß, wie lange man an dieser Stätte verweilen würde. Die Weiber buken aus Weizenmehl, das man reichlich aus Drepanum mitgenommen, breite, flache Kuchen, auf denen sie die Speisen wie auf riesigen Platten auftischten. Heißhungrig machte sich alles über die Mahlzeit her, und die Speisen waren nur allzu rasch verzehrt. So griffen die Hände zum Schluß auch zu den flachen Weizenkuchen, brachen sie in Stücke und suchten durch diesen Genuß das Mahl zu verlängern. Der junge Askanius freute sich darüber und rief lachend, daß das Volk ja seine eigenen Tische vertilge. Tiefe, erstaunte Stille folgte dem harmlosen Scherzwort. Wie von einem plötzlichen Lichte wurde es hell vor Äneas' Augen. Sein Herz pochte zum Zerspringen, und er fuhr halb bestürzt, halb freudig empor.

»Kind, was spricht dein Mund!« rief er. »Bedient sich die Gottheit deiner Stimme, um mir zu zeigen, daß wir am Ziele angelangt? Das also ist Italien, das Land, das uns verheißen ist! Du fremde Erde, die wir dich kaum betreten haben, auf dir soll sich nun unser Geschick erfüllen! Dich soll ich als unsere neue Heimat begrüßen, hier unsern heiligen Penaten neue Herde gründen. Wißt ihr es nicht mehr, ihr Freunde, was uns die Harpyie Celäno geifernd geweissagt: erst dort würden wir das neue Troja gründen, wo wir, vom Hunger gepeinigt, sogar unsere eigenen Tische verzehren würden? Hier erfüllt sich nun, auf mildere Weise, als wir gehofft, das unheimliche Wort! Schon Helenus, der Seher, hatte uns getröstet und uns die Furcht vor dem grausigen Wort der Harpyie genommen. Sagt den Göttern Dank und Preis, ihr Freunde! Nun ist die Not unserer langen Irrfahrt zu Ende, wir haben die Stätte gefunden, die uns vom Schicksal zu neuer Siedelung bestimmt ist. Laßt uns, sobald der Morgen sich rötet, Kundschafter in das Land schicken, um auszuspähen, wo wir uns befinden! Dann wollen wir hier eine neue Stadt erbauen und so nach dem unruhigen Schweifen so vieler Jahre wieder zu friedsamen Behausungen zurückkehren.«

So rief der Fürst, und nachdem er seine Schläfe mit jungem Grün umkränzt, flehte er zu dem Schutzgott des Ortes, zu den Nymphen seiner Quellen und zu dem Herrscher des mächtigen Stromes, an dem die Flüchtlinge nunmehr dauernde Rast gefunden. Jubel durchbrauste das ganze Volk, als es die Kunde vernahm, und als nun auf das Gebet des Fürsten dreimal der zustimmende Donner Jupiters aus dem wolkenlosen Blau krachend herabschallte, waren die letzten Zweifel entschwunden. Mit Tanz und Gesang feierten die Troer freudig bis in die späte Nacht, daß sie die neue Heimat endlich gefunden.

Die Gesandtschaft

Als der Morgen leuchtend über den Uferwäldern emporstieg, erwählte Äneas eine Gesandtschaft von hundert der tapfersten und besten Männer seines Volkes. Einige Kundschafter, die in nächster Nähe nach dem Namen des Landes und seines Herrschers geforscht hatten, brachten die Nachricht, daß König Latinus hier das Reich

Latium regiere und daß es der Tiberstrom sei, in dessen Mündung die Flotte eingelaufen. Redekundige Männer an der Spitze, zog die Gesandtschaft mit kostbaren Geschenken zur Feste des fremden Königs, bändergeschmückte Ölzweige als Zeichen des Friedens in der Hand. Sie sollten um gastlichen Empfang für das fremde Volk bitten und die Erlaubnis einholen, sich hier anzusiedeln. Während aber die Gesandtschaft der Stadt nahte, ließ Äneas vorsorglich auch jetzt schon sein Schiffslager mit einem zinnengekrönten Wall umringen und eine Mauer nebst Graben anlegen, da es ungewiß war, wie der König Latinus die Bitte der Gesandten aufnehmen und ob er nicht etwa mit starker Heeresmacht das Häuflein der landflüchtigen Troer angreifen würde.

Als vor den Abgesandten in der Ferne die Türme und Dächer der Stadt Laurentum aufragten, gewahrten sie vor den Mauern die Jugend des Landes bei allerhand Waffenspiel. Blühende Jünglinge tummelten Roß und Wagen, andere übten sich im zielsicheren Lanzenwurf und Bogenschuß, während wieder andere im Faustkampf und Ringen ihre Kraft erprobten.

Mit Erstaunen gewahrten diese, wie plötzlich die fremdartig gekleideten Männer aus dem Wald hervortraten und sich der Stadt näherten. Solche Tracht und solche Waffen hatte man hierzulande noch nicht gesehen, dazu flößte die stattliche Haltung der Krieger Ehrfurcht ein. Sofort wandte einer der edlen latinischen Jünglinge sein Roß und jagte in die Stadt zurück, um dem König Mitteilung von dem Herannahen der Fremden zu machen. Dieser hatte bereits geheime Kunde von der Ankunft der troischen Flotte erhalten und war darum nicht allzu erstaunt über die Botschaft. Sofort begab er sich in seinen herrlichen Palast, der neben dem heiligen Götterhain, getragen von hundert Säulen, emporragte. Hier ließ er sich auf dem Thron nieder und berief die Großen seines Reiches zu eiliger Versammlung.

Inzwischen war die troische Gesandtschaft vor dem Palast angelangt und wurde alsbald vor den König geführt. Mit Staunen sahen die Latiner auf die herrlichen und stattlichen Krieger, die da in den Saal traten. Noch ehe ihr Führer das Wort ergreifen konnte, redete der Herrscher Latinus sie bereits freundlich an und bot ihnen so gütigen Willkomm, wie die dardanischen Männer nicht erwartet hatten.

»Euer Geschick ist mir wohlbekannt, ihr Männer von Troja,« sprach der Herrscher, »und das Gerücht von eurer Landung ist bereits zu mir gedrungen. Wer wüßte nicht von dem Heldenkampf um eure Vaterstadt! Aber sagt mir, ob euch auf der Flucht ein Zufall gerade an diesen entfernten Strand getrieben hat, ob ihr am Ende auf anderen Wegen vor Stürmen hier an der Küste Zuflucht suchtet, oder ob es Wille und Absicht von euch war, hierher zu meinem Volk in die Gefilde Latiums zu gelangen. Wir stammen von dem Geschlecht des Saturnus und sind durch fromme Sitte gewöhnt, Fremdlingen gastlich zu begegnen, wenn sie friedlich unseren Behausungen nahen. Auch geht seit uralter Zeit hier eine dunkle Sage, daß euer Urvater Dardanus ursprünglich diesem Land entstammte und von hier aus den Tiber hinab weit über das wilde Meer geschifft ist, bis er endlich an Asiens ferner Küste auf der Stätte von Troja eine neue Heimat fand. Verkündet mir nun, was ihr begehrt, an meiner Hilfe soll es euch nicht fehlen!«

Erfreut über so edle Worte trat aus der troischen Schar der hochgemute Ilioneus hervor, der zum Sprecher ersehen worden war, und begann: »Mächtiger König! Nicht Seesturm hat uns gezwungen, aus dem Schwall der Wogen an dein Land zu flüchten, kein täuschendes Gestirn hat uns hierhergelockt und vom gewünschten Wege abgebracht. Nein, seit vielen Jahren streben wir voll Sehnsucht nach diesen Gefilden. Eine Gottheit hat uns geboten, sie aufzusuchen, und keine Lockung anderer noch so schöner Küsten und Länder hat vermocht, uns zu fesseln. Stets aufs neue strebten wir dem himmlischen Gebot gemäß vorwärts, bis es uns jetzt endlich geglückt ist, Latium und den Tiberstrom zu erreichen. Unsere herrliche, geliebte Heimat, aus der uns der grimme Feind vertrieben, haben wir in Trümmern und Asche hinter uns gelassen. Auch unser Herrscherhaus stammt von den Göttern, vom Allvater Jupiter selbst, und unser Fürst, der uns auf der langen Fahrt hierher Führer war, ist ein Sohn der großen Göttin Venus. Äneas ist sein Name; die Kunde von seinen Heldentaten wird mit der Nachricht von dem großen Krieg vor Troja auch zu euch gedrungen sein. Du selbst sagst, daß dir unser Schicksal nicht fremd ist. Wo wäre aber auch eine Stätte auf Erden bis zu den äußersten Grenzen des Ozeanus, die nicht gehört hätte von dem Sturm der wilden Kriegsfurie, die von Argos über Ilion dahingebraust. Aus der Vernich-

tung hat unsere kleine Schar ihre heiligen Herdgötter gerettet, um ihnen eine neue Stätte in friedvoller Siedlung zu suchen. So sind wir gekommen, dich um Land zu bitten, um so viel nur, daß wir uns Häuser bauen können. Laßt uns Erschöpfte hier in Frieden und Ruhe eine neue Heimat gründen. Nie soll es euch gereuen, uns aufgenommen zu haben; Troja mit Italien vereint bringe diesen Gefilden Glück und Macht! Unsere Dankbarkeit für eure Gastlichkeit wird nie erlöschen, und unsere Treue soll sich euch bewähren in Wohlstand oder in Kampf und Not. Du selbst hast die alte Kunde bewahrt, daß Dardanus von hier in grauer Vorzeit auszog; nun kehrt sein Geschlecht nach dem Willen der Himmlischen in sein altes Mutterland zurück. Damit du erkennest, o König, daß wir in Wahrheit die sind, für die wir uns ausgeben, und zum Beweise für unseres Fürsten Äneas freundschaftlichen Gruß, nimm hier die Geschenke, die er dir sendet: es sind kostbare Kleinodien, die wir dem Brand von Troja entrissen. Aus diesem Goldpokal pflegte Äneas' Vater, Anchises, die Weihespende zu sprengen; dies reichgestickte Gewand umhüllte die Glieder des erhabenen Priamos, wenn er rechtsprechend auf dem Thron saß. Sein Zepter und seinen geweihten Kopfschmuck legen wir zu deinen Füßen. Deiner Gattin und Tochter breiten wir hier Tücher und Schleier, kunstvolle Arbeiten troischer Frauen, aus!«

Während Ilioneus so sprach, hielt König Latinus sein Auge zu Boden gesenkt und schaute unbeweglich vor sich nieder, ohne der kostbaren Geschenke zu achten. Sein Geist war nach innen gekehrt; tief versonnen erwog er in seinem Herzen die alten Orakelsprüche, die ihm verheißen hatten, er solle seine Tochter nur einem aus der Ferne hergewanderten Mann zur Gattin geben. Mit unwiderstehlicher Gewalt drängte sich ihm der Gedanke auf, daß jetzt die Erfüllung des Orakels herannahe und Äneas jener Held sei, aus dessen Verbindung mit Lavinia das erlauchte Geschlecht entstehen solle, dem einst der ganze Erdkreis untertan sein werde. Tief im Herzen fühlte der greise König, daß hier das Walten der Götter ihm den Weg vorschreibe, den er zu gehen habe. Als diese Erkenntnis in ihm zur Klarheit gereift war, hob er langsam das gesenkte Haupt empor und richtete, wie aus einem Traum erwacht, den Blick auf die troischen Gesandten. Güte und Freude strahlten aus seinem Auge, als er zu reden begann: »Ihr Himmlischen da droben, schaut

gnädig auf unser Tun herab und führt zu einem guten Ende, was ihr begonnen und beschlossen habt! Euch Troern sei euer Wunsch voll gewährt, und eure freundschaftlichen Geschenke nehme ich gern an. Meines Reiches Fluren sind weit und üppig genug, daß ihr an ihrem Segen teilhaben könnt. Aber euer Führer Äneas, der dies Bündnis mit mir so sehnlich begehrt, möge selber vor unser Angesicht treten und den Bund der Gastfreundschaft mit uns schließen, denn erst dann ist diese wirklich besiegelt, wenn ich die Hand des Herrschers mit meiner eigenen umschlossen hielt. Meldet eurem König, daß ich ihm freundlich gesonnen bin und daß nach alten Orakelsprüchen uns eine noch viel engere Verbindung einst vereinen wird. Durch einen fremden Helden soll einst Latiums Los bestimmt sein, und da der Himmel mir einen Sohn versagt und nur eine Tochter geschenkt hat, ist mir verheißen, durch jenen Helden werde mein Geschlecht hier fortblühen. In meinem Herzen spricht eine Stimme, daß Äneas mir und meinem Hause zum Heil von der Gottheit gesandt ist.«

Nach diesen Worten befahl der König, für seine Gäste hundert prächtige Rosse herbeizuführen, die mit purpurnen Decken und Zäumen aus funkelndem Gold geschmückt waren. Für den Fürsten Äneas aber war ein Wagen mit einem schnaubenden Doppelgespann herrlicher Hengste bestimmt, die von unsterblicher Abkunft waren. Beglückt zog die troische Gesandtschaft als stolze Reiterschar von dannen, um ihrem Fürsten die gütige Botschaft des Königs Latinus zu überbringen.

Juno entfesselt Zwietracht

Als die Göttermutter Juno, Äneas' alte Feindin, vom Olymp herab bemerkte, daß das Geschick der Troer eine günstige Wendung zu nehmen schien und das geweissagte Schicksal ihnen wirklich eine friedliche Neugründung an Stelle der verlorenen Heimat gewähren wollte, ergrimmte sie in ihrem Herzen und fühlte durch die Durchkreuzung ihrer Rachepläne ihren Stolz so tief verletzt, daß sie beschloß, noch einmal ihre ganze Macht aufzubieten, um die Troer zu vernichten, und sich zu diesem Zweck sogar die verhaßten Mächte der finsteren Tiefe zu Bundesgenossen zu machen. Sie wußte wohl,

daß es auch einer Gottheit unmöglich ist, das unabänderliche Schicksal zu beugen; aber es hinauszuzögern und möglichst zu erschweren, war wohl erreichbar, sollten dabei auch Ströme von Blut fließen.

So ließ sich denn die Göttin auf die Erde nieder und rief aus der finstern Tiefe die Furie Alekto, die Bringerin alles Grams und Elends, herauf. Grausig war sie von Gestalt: ihre Züge verzerrt, giftige Nattern umringelten ihr Haupt, und zwei häßliche, schwarze Schwingen hafteten an ihren Schultern.

»Erweise mir«, sprach Juno zu der Unholdin, »einen Dienst, du dunkle Tochter der Nacht; freut es dich doch selbst, soviel Leid und Schmerz wie möglich zu verbreiten! Diesmal mußt du meine Ehre wahren, auf daß mir nicht der verhaßte Äneas, dem ich den Untergang geschworen, ungehindert zu Glück und Ehre gelangt. Errege in Italien wilde Wut aller Völker und Herzen gegen den Fremdling, trage in alle Häuser die Geißel des Zorns und die Fackel des Todes. Du hast ja viele Namen und bist in tausend Künsten Meisterin, um Jammer und Weh unter das elende Menschengeschlecht zu bringen. Schüttle deine Schlangen, entfessele die Greuel des Krieges, laß den Ruf nach Waffen ertönen und peitsche die Jugend auf zu Streit und Kampf.«

Froh über einen solchen Auftrag schwebte giftgeschwollen die Furie Alekto nach Latium und drang zuerst in das Haus des Herrschers Latinus. Hier schlich sie sich in das stille Gemach der Königin Amata, die bereits von Sorgen über die Vermählung ihrer Tochter Lavinia gequält wurde. Amata hatte von Anbeginn die Bewerbung des Rutulerfürsten um die Hand der latinischen Erbin sehr begünstigt, und der ablehnende Bescheid bei Befragung der Orakel hatte sie mit Zorn erfüllt. Wie sie nun gar den Entschluß ihres Gemahls vernahm, Lavinia dem fremden, eben erst gelandeten Helden zu vermählen, hatte sich ihre bange Sorge zu heißem Ingrimm gesteigert, und zornig erwog sie, wie sie Latinus' Pläne durchkreuzen könne.

Heimlich und ihr unsichtbar ließ die Furie Alekto eine ihrer Schlangen auf die Königin los, die sich rasch in den goldenen Halsring der Herrscherin, in das Band ihres Schleiers und in das Geschmeide ihrer Locken verwandelte und von dort aus unmerkbar das Gift des Haders und der Zwietracht der Königin einhauchte. Schon ehe es voll zu wirken begann, spürte Amata bereits ihre

zornige Abneigung gegen die Pläne ihres Gemahls bis zur Wildheit gesteigert. Scheltend eilte sie im Palast umher und setzte dem greisen Herrscher mit Schmähungen zu.

»Einem hergelaufenen Abenteurer«, schrie sie, »willst du unsere einzige Tochter geben und deinen Thron einem Betrüger überlassen. Kannst du wissen, ob er die Jungfrau nicht nur entführen will, wie es sein Vetter Paris vor Jahren mit der schönen Helena schon gemacht? Erinnerst du dich denn nicht, daß du des Turnus Bewerbung schon halb angenommen hast? Wenn das Orakel deines Vaters es wirklich verbietet, Lavinia einem Einheimischen als Gemahlin zu geben, so ist doch Turnus damit nicht gemeint, der sein eigenes Reich neben dem deinen besitzt. Auch er ist ein Fremdling, denn der Ursprung seines Stammes führt auf das hellenische Mykenä zurück.«

Aber ihre wütenden Worte prallten an der Entschlossenheit des alten Herrschers wirkungslos ab. Latinus hatte den Willen der Götter so deutlich in sich gespürt, daß er auf seinem Entschluß beharren wollte trotz allem Widerstand, den er längst vorausgesehen. Aber erst jetzt, als die Königin merkte, daß sie nichts auszurichten vermochte, drang ihr das Furiengift bis ins innerste Mark und verwandelte sie zu einer rasenden Mänade, die in wahnsinniger Erregung die Straßen der Stadt durchtobte und ihrem Zorn gegen die Beschlüsse des Herrschers überall aufwiegelnd Ausdruck gab. Ja, sie riß die Weiber der Stadt zu wilden Götterkulten fort in die umliegenden Wälder und verbreitete das ihr eingeträufelte Gift wie eine ansteckende Krankheit auf die bisher so ruhigen Gemüter der friedlichen Bewohner.

Als Alekto mit Befriedigung wahrnahm, daß sie hier in der Stadt ihren Zweck voll erreicht hatte, entfaltete sie aufs neue ihr ekles, schwarzes Gefieder und drang in die Hauptstadt der Rutuler ein, die einst des Zeus Geliebte, Danaë, gegründet und ihr den Namen Ardea gegeben haben soll. Hier lag der jugendliche, kühne König Turnus mitternächtig in seinem Palast in tiefem Schlummer. Alekto erschien dem Jüngling in Gestalt der greisen Priesterin Kalybe, die im Tempel der Juno ihres Amtes waltete. Mit flatterndem, grauem Haar, einen Olivenzweig um den Schleier geschlungen, trat sie an das Lager des Fürsten und flüsterte ihm die Kunde zu, daß die Dardaner in der Mündung des Tiber gelandet seien, sich

durch eine Gesandtschaft dem Hof des Königs Latinus genähert hätten und im Begriff wären, sich hier die Vorteile anzueignen, die sich Turnus selbst von einer Ehe mit Lavinia versprochen hatte.

»Juno selbst schickt mich zu dir, du Saumseliger,« murmelte die verkappte Priesterin. »Schläfst du hier friedlich die ganze Nacht durch, während fremde Abenteurer deine Macht verhöhnen und den greisen Herrscher von Latium ihren betrügerischen Absichten dienstbar machen? Auf! wappne deine Krieger zum Kampf. Eile an die Ufer des Tiber und vertilge dort mit Brand jene feindliche Flotte. König Latinus setzt deine eigene Ehre aufs Spiel und ist bereit, sein dir gegebenes Wort zu brechen. Ziehe gerüstet nach der Hauptstadt Latiums und zeige ihrem König, daß er deinem Stolz nicht solche Behandlung bieten darf.«

Lachend und spottend erwiderte der Jüngling im Traum: »Alte, geh schlafen oder kümmere dich um deine Tempelgeschäfte, statt um die Waffen der Könige. Die Kunde von der dardanischen Flotte hat mein Ohr längst erreicht. Sonst aber wird schon die Göttin Juno unserer gedenken. Und was du von Latinus' Untreue faselst, ist nur eitles Geschwätz.«

Wütend über diesen Spott zeigte Alekto sich in ihrer wahren Gestalt. Ihr flammender Blick schoß auf den Schlafenden nieder und erfüllte auch ihn mit dem Gift jener rasenden Wut, das die Furie der Königin Amata eingeträufelt. »Du wagst es, Unseliger,« schrie sie, »mich ein altes Weib zu schmähen! Willst du meine wohlmeinende Warnung als eitel Trug und Träumerei hinstellen? Erkenne mich denn, ich bin die Rachegöttin selbst, die Krieg und Tod in ihren Armen hält und dich zum Kampfe ruft!«

Die grausige Erscheinung schleuderte ihre Fackel auf die Brust des Schlafenden, der sofort seine Adern von furchtbarem Brand durchtobt fühlte. Schweißgebadet schreckte er aus dem entsetzlichen Traum auf und war plötzlich zu einem wilden, blutdürstigen Mann geworden. Wie sinnlos schrie er durch den Palast nach Wehr und Waffen, und sein Zorn wider den König Latinus flammte so leidenschaftlich auf, als hätte man einen Feuerbrand in dürres Reisig geworfen. Die gesamte Rutulerjugend trieb sein Ruf zusammen und entfachte in ihr Zorn gegen die fremden Eindringlinge an der Küste. Aber auch die Latiner schilderte Turnus als treulose Feinde

seines Volkes und erklärte sich stark genug, die Troer selbst im Verein mit diesem nachbarlichen Stamm rächend zu besiegen.

Auch hier hatte also die Furie Alekto ihr schändliches Werk so weit gefördert, wie Juno es wünschte. Nun war ihr Wirken nur noch bei den Troern selbst vonnöten, um die erregten Leidenschaften von allen Seiten in grausigem Kampf aufeinanderplatzen zu lassen. Hier spürte die Unholdin bald den schönen Julus auf, wie der Knabe Askanius, Äneas' Sohn, seit der Landung auf italischem Boden auch genannt zu werden pflegte. Er vergnügte sich gerade mit fröhlicher Jagd und stellte in den Uferwäldern eifrig dem flüchtigen Wild nach. Da ließ Alekto die Nasen seiner Spürhunde Wind bekommen, der sie in wilder Wut auf die Fährte eines Hirsches hetzte, der mit stolzem Geweih dem kühlen Tiberstrom zustrebte.

Mit diesem Hirsch hatte es eine besondere Bewandtnis. Ganz jung war er lebend im Walde erbeutet und von Tyrrhus, dem Oberhirten des Königs, großgezogen worden. Besonders Silvia, des Tyrrhus Tochter, hatte sich seiner angenommen und hing mit leidenschaftlicher Liebe an dem schönen Tier, das ihr ganz zahm folgte und so herrlich aufwuchs, wie man noch nie einen Hirsch gesehen hatte. Silvia pflegte sein weiches Fell zu bürsten und ihn an der silbernen Quelle des Waldes zu waschen. Mit besonderer Vorliebe schmückte sie das weitausladende, prangende Geweih des Tieres mit weichen Blumenkränzen. So schweifte der Hirsch, der zahm an den Tisch seiner Herrschaft gewöhnt war, frei in den Wäldern umher und kehrte von selbst abends zur heimischen Quelle zurück. Das ganze Volk kannte und liebte diesen prächtigen König der Wälder, der dem Tyrrhus und seiner Tochter so lieb war, und kein Jäger hätte es gewagt, frevelnd sein Geschoß auf den Hirsch zu richten.

Die Tücke der Alekto trieb nun Julus und seine Meute gerade auf dieses Tier, dessen besondere Schonung der junge Troer nicht ahnen konnte. Sein Jägerblut wallte hoch auf, als er das herrliche Wild gewahrte, das sich, keine Gefahr witternd, der Kühlung des Stromes anvertraute und mit stolz erhobenem Haupt die Wellen schwimmend durchquerte. Flammend vor Begierde setzte Julus ihm nach und entsandte zielsicher vom gekrümmten Bogen den scharfen Pfeil. Juno selbst lenkte seinen Flug sicher ins Ziel, daß das Geschoß tief in die Weichen des Hirsches drang. Klagend und

schweißend gewann das wunde Tier mühsam das Ufer und erreichte gerade noch den Hof seines Herrn, wo es tot zusammenbrach. Silvia schlang verzweifelt die Hände um ihren gemordeten Liebling. Ihr Geschrei rief die Familie und das Gesinde zusammen und entfachte das kräftige Landvolk zu bitterm Haß und Wut gegen die neuen Ankömmlinge, die diesen Unfrieden und Jammer in das Land gebracht, das sie gastfreundlich und friedlich aufgenommen. Tyrrhus selbst rief die Bauern in Scharen zusammen, alle griffen in ihrer Empörung nach Prügeln, Ästen und Keulen, wie es jedem gerade zur Hand war. Von Gehöft zu Gehöft verbreitete sich der aufrührerische Zorn gegen die Fremden, und Alekto selbst sorgte dafür, daß die feindliche Stimmung immer weiter um sich griff.

So zog gegen Askanius und die troische Jugend ein zorniger Haufen heran, den Jagdfrevel zu rächen. Aber auch der Äneassohn und seine Genossen waren nicht gesonnen, sich widerstandslos dem tobenden Bauernvolk zu fügen. So entstand eine richtige Schlacht mit Schwert und Pfeil.

Da schwirrte im vordersten Treffen dem ältesten Tyrrhussohne Almo ein Pfeil in die Kehle, daß mit dem Blut zugleich sein Leben ausströmte. Auch andere sanken auf beiden Seiten tot nieder, bis sich endlich der greise Galäsus als Friedensvermittler zwischen die wütenden Gegner warf. Er war bekannt ob seiner Gerechtigkeit und der reichste und angesehenste Mann weit im Umkreis, der fünf Rinderherden und fünf Schafherden sein eigen nannte und hundert Pflüge seine Äcker furchen ließ. Aber die Erbitterung war schon so weit gestiegen, daß niemand auf die vernünftigen und maßvollen Mahnungen des Alten achtete. Ein Pfeilregen überschüttete ihn, und tot sank auch er zu Boden. Nun war es mit dem Widerstand der Hirten vorbei. Sie zogen sich vom Kampf zurück und schleppten trauernd und klagend die Leiber der Erschlagenen mit sich. Allen voran den jugendlich schönen Almo und den ehrwürdigen Greis Galäsus. Flehende Gebete zu den Göttern stiegen aus den Reihen der Hirten empor, um Hilfe und Rache der Himmlischen wegen der unverschuldet erlittenen Unbill auf die Fremden herabzurufen. Der Jammer und Hilferuf des Landvolks erfüllte die Mauern von Laurentum und verlangte vom König, die Troer mit Waffengewalt aus dem Land zu treiben.

Zur selben Zeit nahte Turnus mit seinen Scharen und unter-

stützte ungestüm die Forderung der Landleute. Auch die von der Königin Amata aufgestachelten Weiber mischten sich schreiend ein, und von allen Seiten erscholl der Ruf nach Krieg.

Ein wildes Gedränge umgab den Königspalast, man schrie nach dem Herrscher Latinus, wollte ihn zwingen, dem allgemeinen Begehren nachzugeben und sofort einen Rachefeldzug gegen die Troer zu unternehmen, denen Latinus doch eben erst Worte der Huld und das Angebot eines Bündnisses gesandt hatte. Der greise Herrscher stand in dem allgemeinen Toben wie ein Fels in der wütenden Brandung unerschüttert. Mit seiner Ehre und der geahnten Bestimmung des Schicksals schien es unvereinbar, dem verblendeten Geschrei nachzugeben. Wohl spürte er, daß eine ihm feindliche Gottheit mit im Spiele war, doch suchte er noch einmal das verhetzte Volk zur Vernunft zurückzubringen.

»Wehe!« rief er, »was laßt ihr euch fortreißen von eurem Grimm! Glaubt meinem Alter: euer Beginnen ist frevelhaft und gegen den Willen der Götter. Aufs bitterste werdet ihr euer Tun büßen. Schon sehe ich euer Blut fließen, und auch deiner, o Turnus, harrt Entsetzliches. Ein Strafgericht des Himmels zieht sich über deinem Haupte zusammen, weil du mich gewaltsam zwingen willst, ruchlos gegen meine Gastfreunde zu handeln, die nur aus Unkenntnis und nicht mit Vorsatz euch geschädigt haben. Schon wähnte ich, daß mein Leben in den sichern Hafen des Alters eingelaufen sei und vor allen Stürmen Ruhe gefunden habe. Nun soll ich nicht einmal mehr in Frieden sterben dürfen!« Mit diesen Worten zog sich der König in seinen Palast zurück und ließ sich auf nichts weiter ein.

So leicht gab aber die Götterkönigin ihre Wünsche nicht auf. In der Latinerstadt herrschte ein uralter heiliger Brauch: ein Tempel des Städtegottes Janus stand dort mit zwiefachen, gewaltigen Pforten aus Erz, die von hundert Riegeln fest verschlossen waren. So sollte es zuzeiten des Friedens sein; hatten jedoch die Väter des Landes Krieg beschlossen, so mußte der König feierlich im Kriegsgewand die Pforten öffnen lassen und die Jugend unter Hörnergeschmetter zum Streite rufen. Einstimmig verlangte nun das verblendete Volk von Latinus das Aufstoßen der verriegelten Tempelpforten zum Zeichen des Feldzuges gegen Äneas und seine Scharen. Der König weigerte sich schroff und zog sich in die entlegensten Räume seiner Burg zurück, um der unseligen Zumutung zu ent-

gehen. Da geschah ein Wunder: Die Göttermutter Juno hatte sich vom Himmel herabgeschwungen und stieß mit eigener Hand die widerstrebenden Pforten auf. Dröhnend drehten sie sich in ihren ehernen Angeln, und offen gähnte der furchtbare Kriegstempel wie ein riesiger finsterer Mund, der gellend zu unerbittlichem Kampfe rief.

Der Auszug zum Krieg

Ganz Italien, aus Ruhe und Frieden aufgeschreckt, stand in Flammen. Überall rüstete man erbittert zum Feldzug. Die verrosteten Waffen wurden instandgesetzt, die verstaubten Schilde blank geputzt, die Schwerter und Beile geschärft. Der vorhandene Vorrat genügte für den unerwarteten Bedarf bei weitem nicht, und so wurde allerorts geschmiedet und gehämmert, Helme wurden angefertigt, geflochtene Schilde überzogen, Panzer gefügt. Die sorgsam gehüteten Geräte des Feldes wurden verächtlich beiseite geschoben, die Liebe zur Pflugschar war verraucht. Die Kriegsdrommeten schallten durchs Land, hastig raffte man die Wehr auf, führte die schnaubenden Rosse unter das Joch der Kampfwagen und gürtete die schimmernden Schwerter um.

Die Erde dröhnte unter dem Schritt der gewappneten Männer, und hell von Gold und Eisen leuchteten die Ebenen, über die die Streitwagen dahinrasten. Von allen Seiten strömten die Scharen zusammen, an der Spitze die Häupter der alten Heldengeschlechter, die sich rühmten von den Göttern herzustammen. Allen voran, blendend an Schönheit und selbst die Größten noch um Hauptes-länge überragend, schritt der stolze Rutulerfürst Turnus. Ein dreifacher Busch wehte von seinem goldenen Helm, auf dem das Bild der gräßlichen Chimära dräute. Auf seinem blitzenden Schild war die in eine Kuh verwandelte Io zu sehen mit ihrem Hüter Argos und dem Vater Inachus, der den Strom aus der Urne gießt. Dicht drängten sich hinter dem Führer die unübersehbaren Scharen des Fußvolkes, neben den Rutulern und Latinern die Aurunker, Sikaner und viele andere ausonische Völkerschaften. Mezentius, der schlimme Tyrann von Agylla, der, aus seinem etruskischen Reich vertrieben, mit seinem heldenmütigen Sohn Lausus die Gastfreundschaft des Turnus genoß, zog an der Spitze von tausend Kriegern herbei;

Aventinus, der Sohn des Herkules und der Rhea, schloß sich mit seinen siegreichen Rossen ihm an. Auf seinem Schild sah man das gräßliche Schlangengeringel der Hydra, die einst sein Vater erschlagen. Das Brüderpaar des Tiburtus, Coras und Catillus, sprengte gleich zwei wolkengeborenen Kentauren dem Heer voran. Vom Sabinergebirge rückte mit wilden Haufen Clausus vor, aus dessen uraltem Stamm später die Claudier in Rom ihr Geschlecht ableiteten. Noch manch anderer Held schloß sich mit seinen Scharen dem Rutulerfürsten Turnus und den Latinern an, alle von dem glühenden Wunsch beseelt, die verhaßten Troer zu vernichten; selbst die Priester der Tempel verschmähten nicht, die göttliche Binde mit dem Helm zu vertauschen und ihn mit den Zweigen des glückbringenden Ölbaums zu umwinden. Mehr aber als all die kriegerischen Fürsten erregte eine andere heldenhafte Erscheinung Staunen und Bewunderung: an der Spitze der erzschimmernden volskischen Reiterei ritt die kriegerische Fürstin Camilla. Nie hatten ihre Hände sich an den Spinnrocken Minervas und weibliche Handarbeit gewöhnt; die wilde Jungfrau liebte nur die harten Geschäfte der Männer, den Kampf, die jauchzende Jagd und das Tummeln der flüchtigen Rosse. Wie der Sturmwind pflegte sie auf dem Rücken ihres Hengstes dahinzustürmen, so schnell, daß die Hufe im Flug keine Ähre knickten. Überall starrte ihr verwundert die Jugend nach, wie über ihren stolzen Schultern der königliche Purpur strahlte und die goldene Binde ihr reiches, offenes Haar gefesselt hielt. Die Pfeile klirrten in silbernem Köcher auf ihrer Achsel, und die eherne Spitze der scharfen Lanze leuchtete hell in der Hand der kriegerischen Jungfrau.

Aber nicht genug, daß sich die einheimischen Fürsten Italiens zur Vernichtung der Troer vereinigten. Turnus schickte sogar Botschaft an den großen Diomedes aus dem hellenischen Argos, der jetzt in Süditalien herrschte, um ihn zur Hilfe aufzufordern und ihm mitteilen zu lassen, daß die Reste der Troer, dieses griechischen Erbfeindes, flüchtig unter Äneas' Führung in Italien gelandet seien und sich dort anschickten, räuberisch die Herrschaft über Latium zu erringen und auf dem fremden Boden die Macht des alten Ilion zu erneuern.

Äneas bei Evandrus

Drohende Wolken zogen sich so über den Häuptern der Troer zusammen; mit banger Sorge hörte Äneas fast stündlich von neuen feindlichen Rüstungen und Bündnisschlüssen einheimischer Stämme gegen ihn und die Seinen. Wohl hatte er durch seine Gesandtschaft die Kunde von den freundlichen Vorschlägen des greisen Königs Latinus vernommen. Aber noch ehe er sich anschicken konnte, der Aufforderung des Herrschers zu folgen und selbst zur Besiegelung der freundschaftlichen Beziehungen nach der Latinerstadt aufzubrechen, brachten ihm seine Kundschafter die schlimme Nachricht, wie furchtbar sich die Stimmung des Volkes durch das unglückliche Gefecht der troischen Jugend mit dem bewaffneten Landvolk zu seinen Ungunsten gewandt hatte, und daß wilde Empörung dem edlen Herrscher von Latium die Zügel der Regierung aus den Händen gerissen. So war Äneas wohl unterrichtet von dem feindlichen Zusammenschluß, der ihn rings umdräute, und blickte zwar zuversichtlich, doch nicht ohne Sorge auf die im Verhältnis zu den vielen Feinden recht geringe Schar der Seinen. Lange freilich konnte er selbst im befestigten Schiffslager einer solchen Übermacht nicht standhalten, und es bedurfte großen Mutes und festen Vertrauens auf göttliche Hilfe, um nicht kleinmütig zu verzagen.

Prüfend und wägend, welcher Entschluß wohl der beste wäre und wie er seinem schon so bedrängten Volke Rettung bringen könnte, erging sich Äneas unter dem Laubdach am kühlen Ufer des Tiberstromes. Die Sorgen der letzten Zeit hatten den schwergeprüften Mann so ermüdet, daß er sich auf der Uferböschung niederstreckte und unversehens in tiefen Schlummer sank. Da erschien ihm im Traum, aufsteigend aus den Wellen zwischen den Pappelstauden, der greise Schutzgott des Stromes, Tiberinus. Ein meerblaues Gewand umhüllte seine Gestalt, und ein Schilfkranz umflocht das lange Haar. Äneas vernahm folgende Worte aus dem Mund des Gottes: »Hehrer Held, der du die Reste deines Volkes aus der Feinde Gewalt wieder hierher in ihre Urheimat zurückführtest, laß den Mut nicht sinken und vertraue weiter auf die Hilfe der Himmlischen. Ihr Grimm gegen euer Geschlecht ist erloschen. So sehr sich der Boden dieses Landes gegen dich zu wehren scheint, wird er dir doch zur

neuen Heimat werden, denn du bist der Held, den Latium seit langem herbeisehnt. So zahlreich auch die Feinde dich umlagern, so ist der Tag deines Triumphes doch nah. Ein Zeichen will ich dir nennen, an dem du erkennen kannst, daß ich Wahrheit geredet: unter den Ufereichen wirst du ein riesiges weißes Wildschwein liegen sehen, das eben dreißig Frischlinge geworfen. Hier siedle dich an, und dreißig Jahre später wird von hier aus dein Sohn Askanius die glänzende Feste Alba Longa errichten, und sie wird die Mutterstadt der gewaltigen Roma werden, die im rollenden Kreislauf der Jahre die ganze Welt beherrschen soll. Vernimm nun meinen Rat, was du tun mußt, um deine kleine Kriegsmacht zu stärken und dich siegreich gegen die Überzahl der Feinde zu behaupten. Nicht allzu weit von hier, stromaufwärts, hat sich unter dem König Evandrus ein Stamm der arkadischen Pelasger angesiedelt, der von dem alten König Pallas abstammt. Pallanteum heißt ihre Stadt, und obwohl es Griechen sind, die sie gegründet, brauchst du in ihnen keine Feinde zu sehen; sie selbst sind auf das höchste gegen die Latiner erbittert und in endlose Fehden mit ihnen verwickelt. Eile auf meinen Fluten zu diesem Volk und suche es zum Bundesgenossen zu gewinnen. Du wirst gütige Aufnahme finden, wenn der Zweck deines Kommens kund wird. Vorher aber überwinde dein Herz und demütige dich und deinen Stolz vor deiner alten Feindin, der Göttermutter Juno. Sende ein Gebet zu ihr empor, um ihren Ingrimm auf immer zu besänftigen, und bringe ihr als Opfer jenes weiße Wildschwein mit seinen Jungen dar. Vielleicht wirst du die Göttin so auf immer versöhnen und sie aus einer Feindin deines Volkes zu seiner Freundin machen. Kehrst du dann siegreich aus dem Kampf zurück und hast dir heldenhaft die heimatliche Stätte errungen, die dir vom Schicksal bestimmt ist, dann gedenke auch meiner, der dir wohlwollend geraten hat. Ich bin der Gott dieser wallenden Fluten, die du die üppigen Marken meerwärts durchschneiden siehst. Als Tiberinus ströme ich bläulich schimmernd dahin und weiß, daß durch dein Geschlecht an meinen Ufern einst die Königin der Städte entstehen wird!«

Mit diesen Worten verschwand der Gott wieder in den Tiefen des Wassers und tauchte bis zum Grunde hinab. Äneas fuhr aus dem Schlaf empor und sah im Osten das kühle Dämmerlicht des Morgens heraufsteigen. Er fühlte sich durch den Zuspruch des

göttlichen Traumbildes wunderbar gestärkt und schöpfte mit der hohlen Hand Wasser aus der Flut, bevor er laut zu dem Flußgott und den Wassernymphen von Latium zu beten begann. Er flehte sie um ihre Gunst und ihren Schutz vor allen Fährnissen an und versprach ihnen feierliche Ehren für alle Tage der Zukunft, wenn sich die Weissagung von seinem Sieg erfüllen würde.

Dann wählte der Held zwei der bestberuderten Schiffe, bemannte sie mit einer erlesenen Schar von Gefährten und wollte eben das Zeichen geben, stromaufwärts zu rudern, um den Sitz des Königs Evandrus zu erreichen, als sich seinen Augen plötzlich ein seltsames Bild zeigte. Nicht weit vom Uferrand, bei einer Waldlichtung, sah er das riesige weiße Wildschwein mit den dreißig eben geworfenen Jungen liegen. Gehorsam dem Gebot des Tiberinus bemächtigte sich Äneas des seltsamen Wildes und brachte es mit flehenden Gebeten der Göttermutter Juno zum Opfer, um ihren Groll damit auf immer zu versöhnen. Als dann die Schiffe sich langsam vom Ufer lösten und stromaufwärts fuhren, ebnete der Flußgott seine meerwärts strömenden Wellen; die Wasserfläche glättete sich und lag friedlich da wie der Spiegel eines Sees. Mit Jubel nahm die Schiffsmannschaft das gute Zeichen auf und warf sich frohgemut in die Ruder. Staunend schauten die Uferhaine, staunend selbst die Wogen des Tiber auf den Glanz der kriegerischen Männer, die da auf bunten Fahrzeugen im Schmuck der schillernden Schilde und Helme dahinglitten. Spielend, fast ohne Ruderschlag, folgten die Schiffe den Krümmungen des Ufers, über das fast überall dichtes Laub niederhing.

Als Tag und Nacht dahingegangen und die Sonne aufs neue zu mittaglicher Höhe stieg, gewahrten die Troer in der Ferne auf den Uferhügeln Mauern und Häuser, überragt von einer Burg. Die Siedlung schien nicht groß und reich zu sein, aber es war doch anzunehmen, daß hier die Stadt des Arkadierkönigs Evandrus vor ihnen liege. Noch außerhalb der Stadt erhob sich eine Höhe, durch einen heiligen Hain gekrönt, wo das Volk unter Führung seines Fürsten den Göttern feierliche Opfer zu bringen schien. Es war Evandrus selbst, der hier das Jahresfest des großen Herkules beging, und sein ganzes Volk war um die weihrauchduftenden Altäre versammelt. Die Dankgebete waren bereits beendet, und das köstliche Mahl hatte begonnen.

Vom Hügel aus gewahrten die Arkadier mit Staunen, wie den Strom hinauf zwei wunderliche Barken glitten, auf denen nie gesehene Waffen fremder Männer glänzten, die sicher nicht aus diesem Lande stammten. Schon wollten sie erschrocken das Opfermahl unterbrechen und zu den Waffen greifen, als Pallas, der mutige Sohn des Königs, aufsprang und allen zu verweilen gebot, bis er selbst erkundet, wer die Fremdlinge seien und was sie hier wollten. Kühn eilte er mit der Lanze dem Ufer zu und rief die Schiffer an, Zweck und Ziel ihrer Fahrt bekanntzugeben. Äneas selbst hob einen Olivenzweig zum Zeichen des Friedens empor und rief zu dem jungen Krieger hinüber: »Vom Geschlechte der Troer sind wir, und in uns erblickst du den trauernden Rest eines einst stolzen Volkes. Zu König Evandrus strebt unser Kiel, um ihn um Hilfe und Freundschaft zu bitten. Denn wie uns Waffengewalt aus der alten, heiligen Heimat vertrieben, so wollen uns auch hier trotzig die Latiner und ihre Bundesgenossen bekämpfen und uns nicht Raum zu neuer friedlicher Stätte gönnen.«

Kaum hatte Pallas den berühmten Namen Troer vernommen, so ergriff ihn freudiges Staunen, denn der Ruhmesglanz der Kämpfe von Ilion war bis in dieses entlegene Land gedrungen. »Wer du auch seiest, fremder Gast,« rief er erfreut, »laß deine Schiffe landen und eile mit mir zu meinem Vater Evandrus, der dich gastlich an seinem Herd aufnehmen wird!« Sobald die Schiffe gelandet waren, reichte er Äneas seine Rechte und geleitete ihn und sein Gefolge zu der Festversammlung auf dem Opferhügel. Droben angelangt, wiederholte der Troerfürst sein Anliegen und bekannte sich offen als Dardaner, obgleich er hier einem Griechenstamm gegenüberstand.

Seinen eigenen Namen hatte Äneas nicht genannt. Evandrus sah den Ankömmling lange prüfend mit forschenden Augen an und erwiderte: »Sei willkommen, tapferer Troer, und scheue dich nicht, an den gastlichen Herd eines Griechen zu treten. Wir haben nicht mitgeholfen, deine Heimat zu zerstören, und keine Feindschaft steht zwischen uns. Erinnerungen aus meiner Jugendzeit wachen mir auf, wenn ich dich betrachte und dein troisches Gefolge. Wie wohl entsinne ich mich noch des großen Priamos, als er nach Salamis gezogen kam, um seine Schwester Hesione, die Gemahlin des Helden Telamon, zu besuchen. Auch zu uns, nach den kühlen Hängen des

gebirgigen Arkadiens, führte ihn damals sein Weg. Ich selbst war eben erst zum Jüngling erblüht und staunte vor der edlen Erscheinung des berühmten troischen Herrschers. Aber einen noch gewaltigeren Eindruck machte mir eine andere Heldengestalt. Es war der stolze Anchises, der hocherhaben vor allen dahinschritt. Das Feuer meiner Jugend trieb mich zu dem Mann hin, ich reichte ihm die Rechte und führte ihn als Gastfreund in unsere Behausung. Beim Scheiden schenkte er mir seinen schönsten Köcher, gefüllt mit lykischen Pfeilen, dazu ein golddurchwobenes Kriegskleid und zwei goldene Zäume, die jetzt mein Sohn Pallas besitzt. In dir, o Held, sehe ich jugendlich und neu verkörpert jenen stolzen Recken. Sicher bist du Äneas, der berühmte Sohn des Anchises, von dessen Taten auch wir hier so vielerlei Kunde besitzen. Einen neuen Bund brauchen wir nicht zu schließen, längst ist dein Haus dem meinen in Treue verbunden! Seid unseres Beistandes sicher, wir werden euch kräftige Hilfe leisten, wie wir nur können. Feiert zunächst heute mit uns unser Fest, für das kein Aufschub gestattet ist. Wenn morgen dann das Frühlicht wieder die Fluren begrüßt, sollt ihr froh mit dem Versprechen unserer Freundschaft heimkehren, nachdem wir zuvor gemeinsam erwogen, was gegen die Überzahl der Feinde zu tun ist.«

Nach diesen Worten gebot der König, das Mahl zu erneuern und wiederum die weingefüllten Becher kreisen zu lassen. Den Ehrenplatz neben sich wies er auf einem Sessel aus Ahorn, über den ein mächtiges Löwenfell gebreitet war, dem Helden Äneas an. Schöne Jünglinge, die im Dienste der Priester standen, tischten die gerösteten Fleischstücke der geopferten Rinder auf und reichten in Körben das frische Brot. Fröhlich über den gütigen Empfang erquickte sich die troische Mannschaft, während lebhafte Gespräche über die Ereignisse vor Ilion und die Verhältnisse des italischen Landes ausgetauscht wurden. König Evandrus erklärte seinem Gast die Veranlassung zu der Opferfeier, die gerade stattfand. Sie galt dem allgewaltigen Heros Herkules, der durch diese Gegend gekommen, als er für den König Eurystheus die Rinderherden des Geryon heimtrieb. Dabei stieß er in den Waldschluchten auf den greulichen Riesen Kakus, der vier Stiere aus der Herde geraubt und in seinen Klüften verborgen hatte. In furchtbarem Kampf mit dem feuerschnaubenden, zottigen Unhold siegte endlich Herkules und befreite dadurch die ganze Gegend von langjähriger Schrecknis. Ganze

Teile des Gebirges waren bei dem entsetzlichen Kampf in Trümmer gegangen, und überall sah man noch an den zerborstenen und niedergestürzten Felswänden die alles verderbende Wut, mit der die Kämpfer einander zugesetzt hatten. Als endlich das grausige Halbtier, das jahrelang das Land verheert hatte, erdrosselt am Boden lag, jubelten alle Bewohner auf und feierten seitdem den Jahrestag ihrer Befreiung mit einem heiligen Fest zu Ehren des siegreichen Heros.

So erklangen auch jetzt wieder beim sinkenden Abendlicht die Gesänge, während die mit Pappellaub umkränzten Priester die flammenden Opferaltäre umschritten. Als ihre Lieder, die vielfachen Taten jenes mächtigen Zeussohnes preisend, im Dämmer der sinkenden Nacht verhallt waren und die brennenden Flammenscheite in Asche zusammensanken, gab der König das Zeichen zur Beendigung des Festes und schritt unter mancherlei Gesprächen mit seinem neugewonnenen Gastfreund der nahen Stadt zu, die sich damals noch klein und ärmlich auf jenen Hügeln erhob, die später das stolze Rom in schimmernder Macht und Herrlichkeit für alle Zeiten krönen sollte. Dabei erfuhr Äneas, daß hier in grauer Vorzeit, als noch Faune und Nymphen die beforsteten Hügel innehatten, ein ganz rohes Volk, ohne jegliche Kultur, gehaust hatte. In diesen Berghöhen verbarg sich der alte Gott Saturnus vor den Nachstellungen seines Sohnes Zeus, wovon das Land den Namen Latium erhielt, der so viel wie Verborgenheit bedeuten sollte. Die Anwesenheit dieses Gottes brachte den Völkern Ruhe und Frieden und ließ ein goldenes Zeitalter aufblühen, bis wieder die rauhen und kriegerischen Instinkte der Menschen die Oberhand gewannen und das von neuen streitbaren Scharen überflutete Land abermals in unaufhörliche Drangsal stürzten. Eine Reihe gewalttätiger Herrscher folgte, unter ihnen der riesige Thybris, nach dem der Tiberstrom, der ursprünglich Albula geheißen, später seinen Namen erhielt.

Aufmerksam lauschte Äneas, der ja wußte, daß er selbst in diesem Lande heimisch werden sollte, den Sagen aus grauer Vorzeit. Über die Hügel schritten die beiden Wanderer hin, die später Tempel und Paläste schmücken sollten, und wo jetzt die arkadische Hirtenstadt sich nur mit ländlich einfachen Hütten erhob. Bei dem tarpejischen Felsen wucherte an Stelle des späteren Kapitols wildes Strauch-

werk, während von gegenüberliegenden Hügelkuppen zerfallene Reste einstiger Burgen und Siedlungen herüberschimmerten, darunter die Burg des alten Urvaters Janus, wonach der Berg den Namen Janiculus trug.

Als die Behausung des Königs erreicht war, die fast ärmlich erschien und in nichts dem Palast eines Herrschers ähnlich sah, bat Evandrus seinen Gast, die Schwelle nicht zu mißachten, die einst auch der siegreiche Herkules überschritten. Äneas aber hatte längst empfunden, daß die kernhafte Treue und Einfachheit dieses arkadischen Hirtenstammes wertvoller war als gleißende Schätze und die üppige Pracht marmorner Säulen. Hier herrschte noch ungebundene Kraft und ein vor nichts zurückschreckender Mut, der allein die Arkadier befähigt hatte, sich in dieser Wildnis zu behaupten und sie zu einem kleinen Staatswesen umzugestalten. Auf dem einfachen Lager aus weichem Laub, über das die Felle wilder Bären gebreitet waren, sank Äneas bald in erquickenden Schlummer, freudig bewegt, hier endlich wahre Freunde und hilfreichen Beistand gefunden zu haben.

Während der Held schlummerte, wachte über ihm das besorgte Auge seiner göttlichen Mutter. Zärtlich schmiegte sie sich an ihren Gemahl, den kunstvollen Schmiedegott Vulcanus, dessen Hand schon so manche weitgepriesene Waffe berühmter Helden gefertigt hatte. Solche wollte Venus nun auch für ihren Sohn erschmeicheln und wußte mit allen Listen der Liebe den rußigen Gott der Schmiedeesse allmählich zu umgarnen, daß er willfährig seiner Gemahlin alles zusagte, was sie wünschte. Noch ehe die Göttin der Morgenröte rosig am Himmel emporstieg, schwang sich Vulcanus nieder auf die rauchenden Klippen bei Sizilien, wo ihm in den Feuerklüften des Ätna die Kyklopen mit donnerndem Getön bei Amboß und Blasebalg dienstbar waren. Hier wurden die Blitze des himmlischen Vaters geschmiedet, die Waffen und Streitwagen des Kriegsgottes Mars und der Minerva kunstvoll verfertigt. Als Vulcanus die von mächtigen Hammerschlägen durchdröhnten Höhlen betreten hatte, rief er seine riesigen Gehilfen zu neuem Werk und schmolz in gewaltigen Tiegeln das Metall für die schimmernden Waffen, die er seiner Gemahlin Venus für Äneas versprochen.

Der Troerheld ahnte von all dem nichts. Er schlummerte tief und fest, bis ihn das Morgenlied der Vögel weckte. Als er die Behausung

verließ, die ihm mit seinem Gefolge zur Nachtruhe angewiesen, kam ihm auch schon der alte König Evandrus entgegen mit einem tegeischen Schwert über der Schulter und mit dem scheckigen Fell eines Panthers geschmückt. Ihm zur Seite schritt sein starker, jugendschöner Sohn Pallas, wie auch Äneas von seinem besten Freunde Achates begleitet war. Die Helden reichten sich die Hände zum Morgengruß, und Evandrus nahm zuerst das Wort: »Stolzer Sproß aus Dardanos' Geschlecht, nie werde ich wähnen, Troja sei endgültig untergegangen, solange ich dich in deiner Heldenkraft vor mir sehe. Zwar ist der Feind stark an Zahl, der uns beide bedrängen will, aber ein günstiges Geschick läßt mich dir den Weg weisen, neue starke Bundesgenossen zu erwerben. Scheint es doch, als hätte der Wille des Himmels dich selbst hierher geführt. Nicht weit von hier erhebt sich im Etrurierland die Felsenstadt Agylla, die einst lydisches Volk dort gegründet hat. Ihr letzter Herrscher Mezentius war ein frevelhafter Wüterich, dessen Schandtaten und Morde sein armes Volk derart peinigten, daß sich die verzweifelten Bürger endlich einmütig erhoben und den schändlichen Tyrannen vertrieben. Jetzt sitzt er mit seinem besser gearteten Sohn Lausus bei seinem Gastfreund Turnus drüben im Rutulerlande und zieht mit der Schar deiner Feinde gegen dich. Herrenlos ist so das stolze Volk der Etrurier und gehorcht zurzeit den Befehlen des wackeren Tarcho. Der nun hat Gesandte zu mir geschickt und mir Krone und Zepter des Landes angeboten, da die Priester von Agylla aus den Opfern erkannten, daß kein einheimischer Fürst jenem Thron bestimmt ist. Ich selbst bin zu alt, und die Jahre haben meine frühere Manneskraft erschöpft. Den furchtbaren Kämpfen, die dem Etruriervolk gegen seinen racheschnaubenden vertriebenen Herrscher Mezentius und andere Feinde bevorstehen, bin ich nicht mehr gewachsen. Gerne würde ich meinen jungen Sohn Pallas, der sich stets heldenmütig bewährte, an meiner Stelle senden, aber er kann nicht der vom Orakel Erkorene sein, denn seine Mutter entstammt den Töchtern jenes Landes, und so ist er ihm kein Fremdling. Eile nun du, o Troerheld, nach Agylla und erbiete dich der Jugend Etruriens als Herrscher und Führer. Es ist nicht zu bezweifeln, daß sie dich jubelnd begrüßen. Deine Macht aber wird durch diesen Zuwachs sehr erstarken, denn das etruskische Volk ist tapfer und streitbar und gerade jetzt von erbitterter Wut entflammt, daß es alle

Kräfte daran setzen wird, den Sieg zu erringen. Von meinen Arkadiern kann ich dir dazu noch zweihundert erlesene Reiter stellen, und mein Sohn Pallas wird dir weitere zweihundert zuführen. Mit glühender Bewunderung blickt er zu dir auf und hat keinen größeren Wunsch, als unter deiner Leitung das Kriegshandwerk zu lernen.«

Schweigend hatte Äneas den unerwarteten Vorschlag angehört. Sein Blick war zu Boden gesenkt, und er erwog mit schwerem Bedenken, ob der angeratene Schritt wohl richtig wäre, ihn gegen seine Feinde zu stärken. Noch schwankte er, ob es wohl klug sei, den Brand des Krieges so weit auszudehnen und seine eigene gerechte Sache mit der der Etrusker zu vermischen, als plötzlich aus heiterm Himmel ein blendender Blitzstrahl niederzuckte und ein fürchterlicher Donnerschlag vom Himmel krachte. Erschrocken blickten alle empor, als ein zweiter Donner, wie durchmischt vom Schmettern heller Trompeten, durch die Lüfte hallte, während blendend am Firmament ein Glanz wie von Lanzenspitzen und goldenen Helmen dahinzog.

Da wurde es Äneas plötzlich klar, daß seine göttliche Mutter ihm dies Zeichen sandte und ihn zum Kampf aufrief. Leuchtenden Auges sprang er empor und erklärte seine Bereitschaft, nach Agylla zu ziehen und die vierhundert Reiter der Arkadier, unter Pallas' Befehl, dem eigenen Heere zuzuführen. Während die junge Mannschaft in der Feste zusammengerufen wurde, schritt Äneas hinab zu seinen Schiffen am Tiberstrand und teilte dort seine Begleiter in zwei Haufen. Die Tüchtigsten wählte er zu seiner Begleitung auf dem Marsche nach Agylla aus, den andern befahl er, die Kiele wieder stromabwärts zum Lager zu lenken, um dort dem Askanius und den andern Troern zu melden, was sich begeben und was der Fürst zu weiterem Heil beschlossen habe. Der König Evandrus ließ seinem Gastfreund und dem tapfern Gefolge prächtige Rosse herbeiführen, die schon kriegsmutig und ungeduldig den Boden stampften. Der herrlichste Hengst war für Äneas bestimmt, ein mächtiges Löwenfell mit vergoldeten Klauen war über den Rücken des edlen Tieres gebreitet.

Schwer wurde den Müttern und Frauen der Stadt das plötzliche Scheiden von ihren Söhnen und Männern; wußte doch niemand, wieviele aus dem entsetzlichen Kampf, der mit Sicherheit

bevorstand, wiederkehren würden. Auch dem alten Evandrus schmolz bei aller Heldenstärke das Herz, als er seinen geliebten Sohn Pallas zum Abschied umarmte. Sein Gebet flehte inbrünstig Ruhm und Sieg auf das jugendliche Haupt herab, zugleich in schwerer Bangnis die Götter um Schutz für den ihm so teuren Erben bittend. Seine Gemütsbewegung war so stark, daß er zusammensank und ohnmächtig von seinen Dienern in die Behausung zurückgetragen werden mußte.

Dann zogen die reisigen Scharen aus den Toren; voran sprengte der Held Äneas auf dem prachtvollen Hengst, ihm zur Seite der treue Achates. Inmitten des Zuges lenkte der junge Pallas seinen Renner und glänzte im Schimmer seiner Waffen jugendfrisch und schön wie der dem Meer entstiegene Morgenstern. Auf den Mauern von Pallanteum standen, Tränen in den Augen, die Mütter der dahinziehenden Jünglinge. Zu überraschend war der Abschied über sie gekommen, und mit schwerem Herzen vernahmen sie das Jauchzen, mit dem da unten die kampfbegeisterte Schar dem blutigen Streite entgegenzog.

Bald verhüllte der von den Hufen aufgewirbelte Staub die Reiter, die in den Schatten der Wälder tauchten und frohgemut in der Richtung auf Agylla davoneilten. Nach langem Ritt machten sie in einem Tale halt und lagerten sich zur verdienten Erquickung bei dem heiligen Hain von Cäre, den schon vor Urzeiten die alten Pelasger dem heimischen Flur- und Herdengott Silvanus geweiht hatten. Die kurze Rast konnte Äneas den Seinen nach dem anstrengenden Marsch ruhig gönnen, denn schon sah man von den Waldhöhen fern in der Tiefe das verschanzte Lager, wo Tarcho mit seinen Etruskern stand und das in wenigen Stunden zu erreichen war.

So ließ denn Äneas die Leute an einer Quelle lagern und Roß und Mann an dem frischen Naß erquicken. Er selbst schritt tiefer in die Einsamkeit des Waldes, um mit seinen sorgenvollen Gedanken allein zu sein. Diesen Augenblick ersah seine Mutter Venus und ließ sich aus den Wolken des Himmels in das schattige Dunkel des Waldes herab. Plötzlich wurde sie vor den erstaunten Augen ihres Sohnes sichtbar und breitete vor ihm die herrlich schimmernden Waffen des Gottes Vulcanus aus.

»Nimm hin, mein Sohn,« sprach sie, »was ich dir von meinem

Gemahl erwirkt habe. Diese Wehr soll dich in dem furchtbaren Kampf schützen, der dir mit den Latinern und dem wilden Turnus bevorsteht. Nun kannst du alle deine Feinde herausfordern, der Sieg wird dir sicher sein!«

In ehrfurchtsvoller Liebe sah Äneas auf die lichtumstrahlte Erscheinung seiner göttlichen Mutter, und mit Entzücken betrachtete er die glänzenden Waffen, die so herrlich waren, wie er noch nie welche gesehen hatte. Bei diesem Anblick fühlte er sein Heldenherz noch einmal so hochgemut schlagen und spürte brennendes Verlangen nach Schlachtenlärm und Kampf. Einzeln hob er die köstlichen Stücke empor und weidete sein Auge an ihrem Schimmer, ihrer stählernen Härte und der vollendet schönen Form. Den Helm mit dem drohenden goldenen Busch, der wie Flammen aufblitzte, wog er in seinen Händen und drehte ihn bewundernd hin und her; das mächtige Schwert mit der scharfen Schneide, den ehernen Panzer, der wie rote Abendwolken glühte, die goldenen Beinschienen und den schlanken Speer, an all dem konnte er sich nicht satt sehen. Am längsten und voll höchsten Staunens weilte sein Blick auf dem Wunderwerk des prachtvollen Schildes. Herrliche Bildwerke waren auf ihm in unerschöpflicher Fülle geschmiedet; prophetisch hatte der kunstgeübte Gott hier die wichtigsten und glorreichsten Ereignisse aus der römischen Geschichte der kommenden Jahrhunderte dargestellt, und Äneas hätte auf dem ehernen Rund das ganze Schicksal seines Stammes und Volkes ablesen können, wenn sein Auge dafür kundig gewesen wäre. So aber legte er keinen tieferen Sinn in die Herrlichkeit der Gebilde und freute sich ahnungslos an ihrer Mannigfaltigkeit und Schönheit, ohne sie deuten zu wollen. Wie sollte er auch auf den Gedanken kommen, daß die säugende Wölfin in der Mitte des Schildes jene Wölfin darstellte, die die Zwillingsknaben aufzog, von denen die stolze Roma einst gegründet werden sollte. Auch die Stadt daneben mit den prächtigen Zinnen kannte er nicht, er sah Frauengestalten von wilden Männerhänden geraubt, feierliche Bündnisse, heilige Opfer und blutige Verbrechen. Wie die Bilder eines Buches, wunderbar und bedeutungsvoll, muteten die Darstellungen in den Kreisen des Schildes an, in dem Äneas freilich nur die prächtig geschmiedete Wehr sah, die ihresgleichen nicht auf Erden hatte. Als die Lichtgestalt seiner Mutter ebenso plötzlich verschwunden war, wie sie gekommen,

rüstete sich der Troerfürst froh und stolz mit den göttlichen Waffen und kehrte so zu den in der Nähe lagernden Gefährten zurück, die mit erschrockenem Staunen die glänzende Heldengestalt gewahrten. Nun lebte in Äneas' Brust die feste Zuversicht, daß er unter göttlichem Schutz stehe, und gestärkt von dieser Gewißheit gab er dem Troß das Zeichen zum Aufbruch und Abmarsch in der Richtung auf das etruskische Lager. Sein Herz brannte vor Kampflust, und er konnte kaum den Augenblick erwarten, wo er mit Tarcho geeinigt über den Feind herfallen durfte.

Der Überfall des Lagers

Trotz des großen Opfers konnte die Göttin Juno von ihrem Groll gegen Äneas nicht so rasch lassen. Ihr Grimm flammte noch einmal auf und nahm die Gelegenheit wahr, um eine furchtbare Gefahr über die Troer heraufzubeschwören. Sie sah Äneas fern vom Schiffslager im Land der Arkadier und Etrurier, und der tückische Gedanke blitzte in ihr auf, wie günstig gerade jetzt der Augenblick für die Feinde zu einem Überfall auf das ahnungslose und um die halbe Mannschaft geschwächte Lager wäre. Schnell winkte sie daher die ihr stets ergebene Botin Iris heran und sprach zu ihr: »Günstiger konnte niemand die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches vorbereiten. Eile hinab zu Turnus und verkünde ihm, daß Äneas Flotte und Genossen verlassen hat und fern vom Lager bei dem palatinischen Herrscher weilt, um die Unterstützung der Lydier und Arkadier zu gewinnen. Der Sieg ist leicht, wenn Turnus ungesäumt aufbricht und mit seinen Scharen die führerlosen Troer an der Tibermündung angreift. Keine Stunde soll er verlieren, um im Sturm über die Feinde herzufallen!«

In farbenprächtigem Bogen senkte sich Iris vor Turnus herab und richtete ihren Auftrag aus. Freudig sah der Rutulerfürst die himmlische Erscheinung und hörte die verheißungsvolle Botschaft. Sofort sprang er auf die Füße und trieb seine Leute zu raschem Abmarsch an. Das ganze Kriegsheer zog durch das offene Gelände im Glanz der Waffen prangend dahin. Hoch zu Roß in golddurchwirktem Gewand sah man an der Spitze den Helden Messapus und als schützende Nachhut den Oberhirten Tyrrhus mit seinen

blühenden Söhnen, in der Mitte aber ragte Turnus über alle um Haupteslänge hervor, vom Scheitel bis zur Sohle in funkelndes Erz gekleidet. So wälzte sich der gewaffnete Zug, wild anzusehen, durch die Ebene. Die Troer ahnten in ihrem Lager noch nicht, welch verderbenbringende Wolke unheilschwanger gegen sie heranrückte.

Die Wächter auf den Lagertürmen aber waren wachsam und hatten ihres Amtes wohl acht. Kaikus gewahrte am Horizont das dunkle Gewirr, das dort in der Ferne sichtbar wurde und schwarz wie die Nacht immer näher kam. Dazwischen blitzten eherne Lanzenspitzen und goldene Helmbüsche, und rasch wurde es dem Häuflein im Lager klar, daß der Feind mit seiner ganzen Streitmacht heranrückte. Warnend stieß Kaikus in sein riesiges Horn. Der Schall rief alle Teukrer, die sich außerhalb der Wälle befanden, in deren Schutz zurück, und rasch gerüstet besetzen die Krieger die Zinnen, nachdem die Tore fest verrammelt waren. Äneas hatte beim Scheiden die Möglichkeit eines solchen Überfalls in seiner Abwesenheit vorausgesehen und als kundiger Kriegsheld den Befehl hinterlassen, sich unter keinen Umständen in eine offene Feldschlacht einzulassen, so bitter das auch dem Heldenmut der Troer fallen sollte. Mit aller Macht dagegen sollten sie die Schanzen und Türme verteidigen und sich in dieser gedeckten Stellung bis zum letzten Blutstropfen wehren. Gehorsam befolgten die Troer das Gebot, wenn auch Unmut und Erbitterung in ihren Herzen kochte und sie sich lieber in offenem Kampf den übermütigen Feinden entgegengeworfen hätten.

Als der feindliche Heereszug in den Bereich der Befestigung gelangt war, ritt der Rutulerfürst Turnus mit zwanzig erlesenen Reitern seines Gefolges vor bis dicht an den Wall des Lagers. Dort zügelte er seinen prachtvollen, getigerten Thrazierschimmel, der vor Kampflust schnaubte und stolz die schimmernde Gestalt seines Herrn mit dem flatternden roten Busch des Goldhelms auf seinem Rücken trug.

»Wer wagt es, ihr Jünglinge,« rief Turnus mit schallender Stimme nach rückwärts, »wer wirft sich mit mir zuerst gegen den Feind?« Mit diesen Worten schwang er wirbelnd seinen blinkenden Speer hoch über dem Haupt, und aufjauchzend stürmten seine Krieger mit schreckenerregendem Kampfgeschrei ihrem mutvollen

Führer nach. Mit höhnendem Erstaunen gewahrten sie, daß die Troer die offene Feldschlacht vermieden und sich zur Abwehr hinter den Schanzen bargen. Wie ein gieriger Wolf, der nachts in die Schafhürden eindringen will und sie rings umschleicht, um die beste Gelegenheit zu erspähen, an den blökenden Lämmern und Schafen seinen Hunger zu stillen, so galoppierte auch Turnus in loderndem Zorn um die Lagerwälle, um für seine Kampflust offene Bahn zu suchen; doch nirgends boten Mauern und Schanzen eine ungedeckte Stelle zu erfolgreichem Angriff.

Da gewahrte der Rutuler, halb verdeckt vom Lager, am Ufer die Flotte, die man nur durch schwache Dämme zu schützen versucht hatte. Ein Jubelschrei brach aus seiner Brust, und glühend vor Eifer schrie er nach Feuerbränden und flammenden Fackeln, um die Fahrzeuge mit fressender Lohe zu vernichten und so die Eindringlinge jeder Möglichkeit eines Rückzuges aus dem Latinerland zu berauben. Unfehlbar wäre sein Unternehmen geglückt, indem die Troer Schiffe und Lager nicht zugleich beschützen konnten; da begab sich aber vor den staunenden Augen der Feinde ein göttliches Wunder: Schon damals, als Äneas auf den Hängen des phrygischen Idagebirges die mächtigen Stämme zum Bau seiner Flotte fällen ließ, die ihn zu neuen Heimatgestaden tragen sollte, hatte sich die uralte Göttermutter Kybele zu dem allwaltenden Jupiter gebeugt und von dem Herrn des Olymp die Gunst erbeten: jene Kiefern und Ahornstämme, die die Troer unter Opfern und Gebeten an die Göttin zum Schiffsbau gefällt, möchten niemals in tosenden Stürmen untergehen oder sonst vernichtet werden. Gern hatte die Göttin die ihr heiligen Bäume dem Dardanerfürsten hingegeben, um ihm in seiner Not zu helfen; sie wollte aber auch, daß es ihm zum Heil geschehe, daß der heimatliche Schmuck des Idagebirges seinen Zweck voll erfülle und dem schwergeprüften Mann zur Gründung seiner neuen Vaterstadt verhelfe.

Sinnend hatte der Herr der Götter und Menschen versetzt: »Himmlische Mutter, mehr verlangst du von mir, als ich vermag. Nicht kann ich Unsterblichkeit einem Dinge verleihen, das von sterblichen Händen geschaffen wurde. Aber ich will dir deinen Wunsch gewähren, soweit ich vermag. Alle Schiffe dieser Flotte, die den Stürmen und Gefahren des Meeres entronnen am Latinergestade landen werden, die den Helden in die ihm bestimmte Heimat geführt

und ihm somit ausgedient haben, will ich dort von ihrer Vergänglichkeit befreien und sie zu Göttinnen der Flut machen, daß sie gleich den Töchtern des Nereus in den Tiefen der Wellen ein seliges Dasein führen!« So sprach der allmächtige Vater und senkte zur Bestätigung die dunklen Brauen, daß von dem unsterblichen Haupte das ambrosische Haar niederwallte und die Höhen des Olympos erbebten.

Jetzt nun war der Tag gekommen, an dem der göttliche Schwur seine Erfüllung fand. Als der Rutulerfürst und seine Krieger die flammenden Fackeln gegen die Schiffe schleuderten, rief diese Untat die göttliche Urmutter zum Schutz herbei. Über den Himmel verbreitete sich von Morgen her ein seltsames Strahlenlicht, und eine furchtbare Stimme schallte aus der Höhe den weiten Raum hinab bis zu den Scharen der Troer und Rutuler.

»Weichet zurück von den heiligen Schiffen! Erhebt nicht die Hand, ihr Krieger von Ilion, diese Kiele zu schützen, die euch hergebracht. Aus meinen Bäumen sind sie erbaut, und eher wird Turnus die Meeresflut in Brand zu stecken vermögen, als daß die Glut diese geweihten Stämme verzehrt. Ihr aber, Schiffe, schwimmt hin, erlöst von der irdischen Form eurer Leiber. Werdet zu Göttern des Meeres, wie ich, eure göttliche Mutter, euch gebiete!«

Auf einmal lösten sich die Ankertaue, mit denen die Fahrzeuge am Ufer befestigt waren, und wie von Leben erfüllt tauchten die Kiele gleich Delphinen in die Flut unter. Vor den entsetzten Augen der Rutuler kamen sie in einiger Entfernung wieder hoch in Gestalt von schönen Meerjungfrauen, die sich lächelnd auf den Wellen wiegten. Ein Grausen erfaßte die Krieger am Ufer; selbst der Tiberstrom erschauerte vor dem niegesehenen Wunder und zog seine Fluten scheu vom Meer zurück. Nur dem tollkühnen Turnus stand das Herz nicht still; mit trotzigem Hohn suchte er sich Mut zu machen und die Erscheinung zu seinen eigenen Gunsten umzudeuten.

»Was zagt ihr Männer,« so rief er überlaut, »das Wunder, das Jupiter uns hier zeigt, bedroht nicht uns, sondern die Troer! Was brauchen wir Feuer und Flammen! Der Gott selbst hat den Feinden jede Hoffnung auf Rettung entrissen. Jetzt ist ihnen die Flucht über den Seeweg versperrt, auf kein Entkommen können sie mehr hoffen; auf Gnade und Ungnade sind sie uns ausgeliefert! Die Männer von ganz Italien strömen hier zusammen, den Boden der Heimat

von den fremden Eindringlingen zu säubern; das Land wird für alle Zeiten unser bleiben. Schicksalssprüche schrecken mich nicht. Dieses Otterngezücht mag sich brüsten, so viel es will, und drohen, die mir bestimmte Gattin zu rauben! Auch meine Wege sind von Götterwillen geleitet, und meine Bestimmung ist der Sieg. Nicht zehn Jahre lang werden wir vor diesen Wällen liegen wie einst die Griechen vor Troja. Die Troer sollen erfahren, daß hier größere Heldenkraft gegen sie steht und daß kein Bündnis und keine noch so verzweifelte Gegenwehr ihnen helfen wird!«

Unverzagt gab der Rutulerfürst darauf seine Befehle und ordnete zunächst an, daß Messapus vor die Tore größere Kriegerhaufen stellen und die Türme mit Feuerbränden umzingeln solle. Vierzehn erlesene Hauptleute führten zu diesem Zweck je hundert mutige Jünglinge heran mit roten Helmbüschen und goldenen Harnischen. Während diese sich ablösend die Runde machten und Wache hielten, lagerte sich das Heer bei flackernden Feuern in der Ebene zu nächtiger Ruhe. Noch lange kreisten dann die Becher bei Kriegsgesängen und üppigem Gelage, bis die meisten in vorzeitigem Siegestaumel berauscht am Boden lagen.

Die Troer hielten in vorsichtiger Besorgnis alle Zinnen und Türme mit Posten besetzt, die gespannt, stets eines Überfalls gewärtig, in die von Waffen starrende Ebene spähten. Schwere Geschosse und Felsblöcke waren auf dem Mauerfirst zusammengeschleppt, um den unvermeidlichen Sturm abzuwehren; Brücken verbanden die einzelnen Bollwerke miteinander. Mnestheus und der feurige Sergestus, die Äneas während seiner Abwesenheit als Führer bestellt hatte, leiteten die Vorbereitungen zur Verteidigung und suchten durch klugen Zuspruch ihren Leuten Mut und Vertrauen einzuflößen. Keiner blieb säumig, alle versahen gewissenhaft ihren Dienst und harrten des Morgens, der unzweifelhaft den furchtbaren Angriff bringen würde.

Nisus und Euryalus

Unter den Wächtern des Haupttores befand sich ein junger Krieger mit Namen Nisus, der sich stets durch besondere Entschlossenheit ausgezeichnet hatte. Ihn verband eine innige Freundschaft mit einem noch jüngeren Kameraden, der fast noch Knabe

war und weit und breit als der Schönste unter der troischen Jugend galt. Nie sah man die beiden getrennt; bei Kämpfen suchte stets einer den andern zu schützen und wetteiferte mit ihm an Tapferkeit. So steigerte einer des andern Begeisterung, und ihre Kraft verdoppelte sich; das ganze Lager kannte und ehrte diese unzertrennliche und schon so oft bewährte Freundschaft.

Auch jetzt hielten die beiden wieder gemeinschaftlich Wache an einem der gefährdetsten Posten. Leise sprachen sie miteinander von Kampf und kühnen Plänen und konnten den Morgen kaum erwarten. »Ich möchte wohl wissen,« sagte Nisus, »ob uns die Götter diesen feurigen Tatendrang ins Herz legen oder ob wir nur selber solcher Begier folgen. Aber diese träge Ruhe hier behagt mir nicht. Ich sehne mich, etwas Kühnes zu unternehmen und damit unserer eingeschlossenen Besatzung Rettung zu bringen. Sieh, wie dort unten die Feinde sorglos und siegessicher daliegen. Nur spärlich leuchten ihre Wachtfeuer, und der Wein hat sie in tiefen Schlaf begraben. Kein Laut tönt herauf, und sicher haben sie unterlassen, Späher aufzustellen. Höre darum, was ich bedacht habe und welcher Entschluß in meiner Seele aufsteigt. Das ganze Volk hier im Lager verlangt nach Äneas und hat nur den einen Wunsch, daß er wiederkehren möge, um die Seinen zu beschützen. Vielleicht ahnt er gar nicht, daß die Feinde zum Überfall des Lagers gegen uns aufgebrochen sind. Es muß jemand versuchen, zu ihm zu dringen und ihn von der Gefahr benachrichtigen. Mir liegt nur an der Ehre dieser Tat, aber für dich, den Zurückbleibenden, will ich das fordern, was man mir für den Dienst gewähren wird. Ich werde leicht drunten am Fuß des Hügels den Weg stromaufwärts nach Pallanteum und ins Etruskerland finden, ohne daß jemand im Dunkel der Nacht feindlich meinen Weg kreuzt.«

»Mich also willst du allein zurücklassen,« erwiderte der junge Euryalus, »und als Genossen deiner Taten und deines Ruhmes verschmähen! Meinst du, daß ich dich je allein einer so großen Gefahr preisgäbe? So hat mich mein Vater, der große Krieger Opheltes, wahrlich nicht während Trojas Bedrängnis erzogen. Hast du mich denn je als Feigling kennen gelernt, daß du jetzt von mir ein so schnödes Verhalten forderst? Du weißt doch, wie sehr ich mit meinem ganzen Herzen an dir hänge, und deinetwegen bin ich Äneas bis hierher gefolgt. In meiner Brust schlägt ein ebenso

mutiges Herz wie in deiner, und ich bin gern bereit zu sterben, wenn ich mir damit Ruhm erwerbe und unserem Volk nützlich sein kann.«

Nisus war in innerster Seele gerührt durch die unverbrüchliche Treue und Anhänglichkeit des Knaben. Begütigend antwortete er: »Nein, mein Euryalus, niemals habe ich gering von dir gedacht, und deines Mutes und deiner Liebe zu mir war ich stets gewiß. Aber du weißt, wie gefährlich das Wagnis ist. Sollte mich der Zufall oder ein Gott ins Verderben reißen, so möchte ich, daß wenigstens du mich überlebst. Deine Jugend hat noch mehr von der Zukunft zu hoffen als ich. Auch möchte ich die Gewißheit haben, daß einer übrig ist, der meinen Leichnam vom Feind befreit und ihn mit Opferweihen und ehrenvoller Bestattung der dunklen Erde anvertraut. Nie könnte ich es verantworten, deiner armen Mutter solchen Gram zu bereiten, indem ich dich mit in das mögliche Verderben ziehe! Denke daran, wie deine Mutter an dir hängt, und daß sie nur deinetwegen nicht mit den andern Weibern in dem schönen und sichern Drepanum geblieben ist. Um ihretwillen mußt du auf deinen Wunsch verzichten und als ihr Schutz hier zurückbleiben.«

Ernst und voll tiefer Liebe sah Euryalus zu Nisus empor. »Fühlst du nicht selbst,« erwiderte er, »daß alle deine Gründe eitel sind? Du wirst mich in meinem Vorsatz, dir zu folgen, nicht wankend machen. Schnell laß uns eilen, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.«

So riefen sie denn ihre Ablösung leise an und hießen sie den Wachposten zu übernehmen. Dann begaben sie sich zu dem Platz, wo trotz der nächtlichen Stunde die Führer der Besatzung ratpflegend beieinander saßen und erwogen, welche Vorkehrungen die schlimme Lage erheische. Gestützt auf ihre ragenden Speere, den Schild am Arm, schauten sie sorgenvoll drein und besprachen gerade, ob sich keine Möglichkeit biete, Äneas durch Botschaft von dem Überfall zu unterrichten. Die beiden Freunde näherten sich ihnen und baten um Zutritt zu der Versammlung, da sie Wichtiges zu melden hätten. Askanius, der trotz seiner Jugend schon an Stelle des Vaters im Rate saß, ließ sie vortreten und gebot dem Älteren zu reden.

»Messet unseren Vorschlag nicht an unseren jungen Jahren,« begann Nisus zu der Ratsversammlung. »Von unserem Posten sahen wir, daß das ganze Rutulerheer in Schlaf und Weinrausch befangen

liegt. Vom Tor aus zieht sich nahe dem Meer ein schmaler Pfad, auf dem das Licht der feindlichen Wachtfeuer uns schwerlich trifft. Hier könnten wir uns aus dem Lager schleichen und den Fürsten in der pallanteïschen Feste benachrichtigen. Wir sind des Weges ganz sicher, denn oft sind wir auf der Jagd schon so weit stromaufwärts gekommen, daß wir die Stadt in der Ferne liegen sahen. Laßt uns daher ziehen, wir werden bald beutebeladen und mit froher Kunde zurückkehren.«

»O ihr Götter meiner Heimat,« rief der greise Aletes und streckte die Hände gen Himmel. »Noch seid ihr nicht gewillt, das herrliche Volk der Troer gänzlich zu vernichten, da ihr unserer Jugend so stolze, mutvolle Herzen verleiht.« Mit Tränen in den Augen legte er seine Hände auf die Schultern der beiden jungen, entschlossenen Leute, und auch Askanius spendete ihrem Plan dankbaren Beifall.

»Auf euch ruht unser aller Glück,« rief er, »ihr haltet unsere Hoffnung und unser Heil in Händen. Wenn es euch wirklich gelingt, meinen Vater zurückzurufen, dann fürchten wir nichts mehr. Zwei silberne Becher aus Arisba, zwei Dreifüße und zwei goldene Talente seien euer Lohn, und auch der prächtige Krug, den die Königin Dido meinem Vater schenkte. Alles das sei euer, sobald ihr erfolgreich zurückkehrt. Später aber, wenn uns ein Gott den Sieg verliehen und wir die Beute teilen, dann sollst du, Nisus, das herrliche Roß haben, auf dem Turnus in seiner goldenen Rüstung daherreitet, seinen Schild und den bebuschten Helm. Zwölf Frauen und gefangene Männer wird mein Vater dir zusprechen und dich zum Herrn üppiger Felder in Latium machen. Du aber,« wandte er sich an Euryalus, »der meinen Jahren so viel näher steht, sollst für alle Zeit mein Freund werden und, eng mit mir verbunden, jedes Schicksal mit mir teilen.«

»Niemals soll der Tag kommen,« erwiderte Euryalus, »wo ich mich in Tat und Wort meines Entschlusses unwürdig zeige. Mein Schicksal mögen die Götter entscheiden. Doch statt aller Geschenke flehe ich dich, Askanius, nur um eines an. Du weißt, wie meine arme Mutter, die dem Königsgeschlecht des Priamos entstammt, an mir hängt. Sie ist mir nachgefolgt, wohin wir auch wanderten; weder die alte Heimat noch die friedvollen Fluren des Königs Acestes haben sie zurückgehalten. Ohne Abschiedsgruß lass' ich sie zurück. Sie darf die Gefahr nicht ahnen, in die ich mich freudigen Herzens

begebe, denn ihren Tränen könnte ich nicht widerstehen. Sollte ich dem Feind erliegen und nie mehr wiederkehren, so sei du ihr Tröster in der Not und hilf der Verlassenen! Wenn du mir diese eine Gewißheit zum Geleit gibst, will ich mit verdoppeltem Mut das Wagnis unternehmen.«

Alle waren erschüttert von den Worten des Jünglings, selbst die alten, abgehärteten Krieger ergriff Rührung. Mit Tränen versprach Askanius dem jungen Genossen alles, um das er gebeten, und legte ihm sein eigenes Schwert mit der aus Gold und Elfenbein gefügten Scheide um die Schulter. Mnestheus aber reichte Nisus sein mächtiges Löwenfell hinüber, und Aletes tauschte mit ihm den Helm.

So gewappnet schritten die beiden Botschafter dem Tor zu, geleitet von den Wünschen der Führer, der Jünglinge und Greise. Im Dunkel der Nacht schlichen sich Nisus und Euryalus aus der Umwallung und überquerten ungesehen den Graben. Bald näherten sie sich dem feindlichen Lager und trafen auf die schlafenden Wachtposten der Rutuler. Verstreut im Grase sahen sie neben den Streitwagen die berauschten Krieger liegen, dazwischen in wildem Durcheinander Riemen, Rüstungen und Weinkrüge.

»Der Augenblick ist günstig,« flüsterte Nisus seinem jungen Freund zu. »Decke mir den Rücken, damit uns niemand plötzlich überrasche, ich will uns hier eine so breite Gasse bahnen, daß unsere Feinde erschrecken sollen, wenn der Morgen graut.«

Kaum hatte er ausgesprochen, so schlug er mit dem Schwert dem Seher des Königs Turnus, Rhamnes, das Haupt vom Rumpf und erstach geräuschlos drei danebenliegende Krieger. Auch der Waffenträger des Remus, der des Königs Gespann zu lenken pflegte, erlag dem Hieb des wütenden Jünglings, und sein Herr selbst ebenfalls. Noch manch anderer Rutuler mußte von Nisus' Hand das Leben lassen, und Euryalus, von dem Tun des Freundes angesteckt, streckte gleichfalls nieder, wen er nur irgend mit dem Schwert erreichen konnte. Das Gemetzel war fürchterlich; trotzdem erwachte keiner der Feinde, da der Wein alle in tiefen Schlummer versenkt hatte und die Streiche auf der Stelle tödlich waren.

Nur ein Rutulerkrieger hatte die Feinde bemerkt und barg sich angstvoll hinter einem mächtigen Mischkrug; Euryalus ent-

deckte ihn dort und stieß ihn nieder. Schon nahte er sich der Stelle, wo der Feldherr Messapus selbst am verglimmenden Feuer im Schlaf lag und neben ihm seine stolzen Rosse weideten; doch Nisus rief den jungen Freund warnend zurück, da schon das morgendliche Zwielicht sich bemerkbar machte. So ließen sie alle Schätze, Schmuck und Waffen liegen; nur den Gurt des Rhamnes mit den goldenen Buckeln schlang sich Euryalus um und stülpte den bebuschten Helm des Messapus aufs Haupt. Dann schlichen sich beide rasch aus dem Bereich des Lagers und gelangten bald ins Freie auf den schmalen Pfad neben dem Fluß, den sie für sicher hielten.

Das Unglück aber wollte, daß aus der latinischen Feste Reiter zu König Turnus vorausgesandt waren, die sich gerade, dreihundert Mann stark, unter Führung des Volscenes dem Lager näherten. Im Dämmerlicht gewahrten die Latiner die zwei verdächtigen Gestalten auf dem Pfad, und besonders den Euryalus verriet der Glanz des erbeuteten Helmes. Ein lautes Halt scholl den beiden entgegen, und eine Stimme erklang: »Steht ihr Männer, was wollt ihr und wo eilt ihr so heimlich hin?«

Der Frager erhielt jedoch keine Antwort, denn lautlos suchten Nisus und Euryalus in das dunkle Dickicht des Waldes zu entweichen. Die Reiter, des Ortes kundig, besetzten rasch die Wegscheiden und Ausgänge der Pfade am Waldrand, um sich der Flüchtlinge zu bemächtigen. Der Forst war urwaldartig von dichtem Gesträuch durchwachsen, das sich mit stachligen Ranken und Dornen unter den alten Steineichen ausbreitete. In dieser Finsternis war der Pfad nur mühsam zu finden, und die beiden Jünglinge waren daher in ihrer Flucht schwer behindert. Nisus jedoch entrann dem bedrohten Teil des Waldes und gelangte bereits auf freies Feld, das, später nach der Stadt das »albanische Feld« genannt, jetzt mit wohlgepflegten Gehöften des Latinus bebaut war. Als er sich hier in Sicherheit sah, hielt er inne und schaute sich nach dem Freund um, den er sich dicht auf den Fersen glaubte. Nun aber war alles still und einsam hinter ihm, und ein furchtbarer Schreck durchfuhr den mutigen Jüngling, daß sein junger Freund am Ende in die Hände der Verfolger gefallen sei. Der eigenen Rettung nicht achtend, eilte er zurück in das verworrene Gestrüpp des Waldes und durchstreifte voll banger Sorge das schweigende Buschwerk, ohne eine Spur des Vermißten entdecken zu können.

Plötzlich vernahm er Hufschlag, Trompetengeschmetter und den Lärm der Verfolger. Gleichzeitig drang ein lauter Schrei an sein Ohr, und er gewahrte Euryalus, von den wilden Reitern dicht umdrängt, die ihn packten und mit sich fortzureißen suchten. Der Anblick zerriß fast Nisus' Herz. Tausend Erwägungen durchstürmten ihn, was wohl in so schlimmer Lage zu tun sei, aber weder Waffengewalt noch List schien hier Rettung bringen zu können. Sich selbst in die starrenden Schwerter zu stürzen, brachte ihm wohl einen rühmlichen Tod, dem Freund aber keine Befreiung. Trotzdem war seine Verzweiflung und seine Liebe zu dem bedrängten Freund so groß, daß er ohne Besinnen seinem Rachedurst folgte und nach flehendem Gebet zur Göttin des Mondes, die blaß am morgendlichen Himmel stand, seinen Speer zu tödlichem Wurf erhob, um dadurch vielleicht die Reiterschar in Verwirrung zu bringen. Die mit wütender Kraft geschleuderte Lanze schoß durch das Dunkel und traf den Rutuler Sulmo derart in den Rücken, daß die Spitze zur Brust wieder herausfuhr. Der Krieger brach lautlos zusammen, ein schwarzer Blutstrom schoß aus der Wunde. Erschrocken und entsetzt schauten sich die latinischen Reiter nach dem verborgenen Schützen um und konnten sich nicht erklären, woher das Geschoß gekommen sei. Während sie noch wütend und rachegierig umherspähten, flog schon ein zweiter Speer aus Nisus' Hand, der die Schläfe des Tagus durchbohrte. Rasend vor Wut hob sich da der Anführer Volscenes im Sattel und suchte mit seinen Augen das Dunkel des wilden Gestrüpps zu durchdringen, um sich auf den tückischen Angreifer zu stürzen. Als aber auch er niemanden gewahren konnte, schrie er: »So sollst denn du mir mit deinem Herzblut für meine beiden Leute zahlen!« und stürzte sich mit gezücktem Schwert auf den wehrlosen Euryalus. In tödlichem Entsetzen schrie Nisus bei diesem Anblick auf und vermochte nicht, sich länger in seinem sicheren Versteck zu bergen. Er brach aus dem Dunkel hervor und rief: »Ich bin der Täter, gegen mich richtet eure Schwerter, ich habe die Speere geworfen. Ich beschwöre euch, schont sein Leben!«

Aber die verzweifelten Worte kamen schon zu spät. Volscenes' Klinge fuhr dem Knaben in die Brust, daß er mit gebeugtem Haupt blutüberströmt niedersank, wie eine purpurne Blume, die von der Pflugschar abgeschnitten wurde.

Heulend vor Schmerz warf sich Nisus auf den Mörder. Die sich dazwischen werfenden Rutuler schleuderte er mit übermenschlichen Kräften zur Seite und stieß sein blitzendes Schwert dem Volscenes bis an das Heft in den Schlund. Dann brach er schmerzdurchschüttelt und auf nichts mehr achtend über dem Leichnam seines Freundes zusammen. Die Geschosse der Feinde hagelten auf ihn nieder und durchbohrten ihn, ohne daß er sich wehrte. Aber noch im Tod hielten seine Hände Euryalus' geliebtes Haupt umklammert.

Die Rutuler rissen den beiden jungen Kriegern die Rüstungen herunter und trugen sie dann mit dem Leib ihres entseelten Führers nach dem nicht mehr fernen Lager des Turnus vor den Wällen der Troer. Entsetzt stießen sie hier auf die Spuren des fürchterlichen Blutbades, das Nisus und Euryalus angerichtet hatten. Umdrängt von dem Gefolge des Turnus, berichteten sie von dem Geschehnis und schauten dann mit Grauen auf die Menge der Leichen und die ungeheuren Blutlachen. Allen ward klar, daß nur die beiden Späher dieses Gemetzel vollbracht haben konnten, und so richtete sich die Rache der Rutuler noch gegen die Leichname der beiden Jünglinge. Schändend schlug man ihnen die Häupter ab, pflanzte sie auf erhobene Lanzen und trug diese mit lautem Geschrei vor die Schanzen der Troer. Mit Entsetzen erkannten diese von den Türmen und Zinnen herab die bluttriefenden Häupter der Jünglinge, die mit so großer Zuversicht in das Dunkel der Nacht zur Rettung des Lagers hinausgezogen waren. Die Kunde verbreitete sich rasch unter dem ganzen Volk und konnte auch der armen Mutter des hingemordeten Euryalus nicht verborgen werden. Ein eisiger Schreck durchfuhr ihre Glieder, als sie nur die ersten Worte vernahm. Das Weberschiffchen entsank ihren Händen, und ihrer selbst nicht mehr mächtig stürzte sie mit einem schrillen Schrei auf den Wall. Nicht achtend der Gefahr, und ohne die hin und her fliegenden Geschosse überhaupt zu gewahren, schob sie die waffenstarrenden Männer beiseite und starrte auf das gräßliche Schauspiel da drunten; schauerliche Klagerufe brachen von ihren Lippen, die selbst die harten Herzen der Krieger erschütterten. Auf einen Wink des tiefergriffenen Askanius führten zwei greise Helden die Ärmste aus dem Bereich des furchtbaren Anblicks in ihr nun gänzlich verödetes Heim zurück.

Der Sturm auf das Lager

Drunten schmetterte aus den Reihen der Feinde der Klang der Trompeten. Wildes Kriegsgeschrei drang zum Himmel auf und scholl wie Echo von allen Seiten her. Rasch rückten, von ihren Schilden gedeckt, die Volsker heran, bereit, mit ihren Leibern den Graben auszufüllen und drüben das Pfahlwerk der Umwallung zu stürzen. Andere Rotten umkreisten die Schanzen und spähten nach einer geeigneten Stelle, wo droben die Verteidiger spärlicher standen und es möglich schien, den Wall auf Leitern zu erklimmen.

Aber die Troer waren auf der Hut. Während der jahrelangen Belagerung von Ilion hatten sie alle Mittel der Verteidigung gelernt und verstanden es, ein Bollwerk erfolgreich zu beschirmen. Die schweren Steine, die sie schon früher zur Abwehr auf die Mauern geschleppt, wälzten sie jetzt auf die Angreifer herunter; mit langen Spießen stachen sie die allzu Kühnen in den Graben, die es wagten, auf Leitern an den Wällen emporzuklettern. Nichts half den Feinden das über die Häupter gehaltene Schilddach; die stürzenden Felsblöcke von oben durchschmetterten es und zermalmten alles, was sich darunter befand. Die Belagerer erkannten bald, daß sie auf diese Weise ihr Ziel nie erreichen konnten. Nicht länger vertrauten sie dem blinden Zufall einer Überrumpelung im Sturm, sondern zogen sich zur Beratung und zu planmäßigem Angriff aus der Ferne zurück. Von dort suchten sie mit Geschossen die Wälle von Verteidigern zu reinigen und mit wohlgezielten Lanzenwürfen die Troer zu verscheuchen.

Schließlich zog sich das Gefecht um einen der Türme zusammen, der hoch aus der Umwallung aufragte. Gegen ihn richteten die Italier die ganze Wucht des Angriffs; natürlich sammelten sich auch gerade hier die tapfersten Troer, um den ungestümen Feind abzuwehren. Wolken von Geschossen flogen um den ragenden Turm, der durch eine Zugbrücke mit der Lagermauer verbunden war. Hier hatten die Belagerten Scharten in der Mauer gelassen und schnellten aus ihnen in gedeckter Stellung einen Hagel von Pfeilen auf die Anstürmenden. Da schrie der unermüdliche Turnus nach Feuerbränden und schleuderte in riesigem Schwung eine schwelende Fackel in das Gebälk des Turmes. Sie blieb seitwärts

in den Stämmen haften, und da ein heftiger Wind ging, fing das dürre Holz Feuer, das sich rasch ausbreitete. Noch ehe sich die hier zusammengedrängte Schar der Verteidiger zu retten vermochte, stürzte der gewaltige Bau mit fürchterlichem Krachen zusammen und riß alle mit sich, die hier standgehalten hatten. Die einen verbrannten elend in den Flammen, die andern fielen in ihre eigenen Waffen, wieder andere wurden von dem spitzen Gebälk durchbohrt.

So klaffte hier eine Lücke, in die sich Turnus, gefolgt von seinen Scharen, wie ein wilder Eber stürzte und die Verteidiger umringte, die etwa noch an dieser Stelle am Leben geblieben waren und die nun seinem Schwerte erlagen. Auf beiden Seiten wurden unerhörte Heldentaten vollbracht. Die Kampfwut war aufs höchste gestiegen; niemand achtete mehr seines Lebens, jeder kannte nur noch das eine Bestreben, alles zu vernichten, was sich ihm entgegenstellte. Große Namen und Taten hat hier die Sage übermittelt, die uns heute nur noch wie heroischer Klang umwittern. Selbst Askanius, dem Knabenalter noch nicht entwachsen, der bisher seine Waffe nur gegen das Getier des Waldes gerichtet hatte, warf sich mit Schwert und Bogen dem Feind entgegen und durchbohrte mit sicherem Schuß den stolzen Remulus, der erst kürzlich Turnus' Schwester als Frau heimgeführt hatte und sich nun, überstolz auf diese Verbindung, höhnend und prahlend vor den Troern brüstete, die er feige Weiber schalt, weil sie sich hinter den Wällen versteckten, statt einen offenen Kampf zu wagen. Mitten in seiner Schmährede fuhr ihm der Pfeil des Äneassohnes in die Schläfe, daß er stöhnend niedersank und unter dem Jubel der Troer seinen Geist aufgab.

Siegesfroh und nicht achtend der Gefahr, wollte Askanius auf die einen Augenblick erschrocken zurückweichenden Italier eindringen, da stellte sich ihm der troische Schutzgott Apollo, der sein väterliches Haus stets behütet und auch jetzt den Pfeil des Knaben so günstig gelenkt hatte, in Gestalt des alten Waffenträgers Butes entgegen, den Äneas zur besonderen Hut seines Sohnes zurückgelassen hatte. Völlig glich der Gott an Stimme, Gestalt und Waffenrüstung dem würdigen Greis, als er so zu dem Knaben sprach: »Laß dir genügen, Sohn des Äneas, daß du diesen Helden mit deinem Pfeile niedergestreckt hast. Apollo hat dir diesen Ruhm zu Beginn deiner Heldenlaufbahn verliehen. Nun aber meide den

weiteren Kampf, so befiehlt dir der Gott!« Damit verschwand die Gestalt des Alten plötzlich, wie sie erschienen war, und die Dardanerfürsten erkannten, daß hier eine Gottheit gesprochen. Sie hielten gehorsam den Askanius von weiterem Kampf zurück, brachten ihn in Sicherheit und eilten dann wieder in das heiße Gefecht auf der gefährdeten Schanze.

Dort hallte das Kriegsgeschrei von allen Seiten, die Menge der Geschosse verfinsterte die Luft, und der Boden war mit Pfeilen bedeckt. Hell klang der Anprall des Erzes auf Schilden und Helmen; das Ringen war hitziger denn je zuvor, nachdem die Italier durch den Schuß des Askanius zurückgewichen und die Troer, ihnen nachdrängend, weit vorgestoßen waren.

Als die Verteidiger gewahrten, daß ein Teil ihrer Leute den Feind im offenen Feld von der Mauer wegzutreiben wagte, faßten zwei beherzte Jünglinge unter ihnen, Pandarus und Bitias, die Söhne Alkanors, schlank und stark wie die Tannen auf ihrem heimatlichen Idagebirge, den kühnen Entschluß, das Tor, das ihrer Obhut anvertraut war, zu öffnen und so den Feind zum Eindringen zu verlocken, um ihn innerhalb der Mauern desto sicherer niederzumachen. Sie schoben die ungeheuren Torflügel auf und blieben dann innerhalb rechts und links mit gezückten Schwertern und wehenden Büschen auf den Helmen abwartend stehen, selbst zwei Türmen vergleichbar. Kaum sah eine Schar der Rutuler den offenen Zugang in die Feste, so stürmte sie in unbesonnener Kühnheit in das Lager herein, wo sie sofort durch Pandarus und Bitias mit wilden Hieben erschlagen wurden (Abb. 32). Fünf der stärksten Rutulerhelden mußten hier ihr Leben lassen, und ihr Gefolge ergriff vor Schrecken die Flucht. Die List der beiden Torwächter war voll geglückt, die Wut der Feinde aber hatte sich dadurch noch gesteigert, und mit einer Erbitterung ohnegleichen wurde auf beiden Seiten gekämpft.

Von diesen Vorgängen hatte der Rutulerfürst Turnus nichts wahrgenommen, da er auf einer anderen Seite mit wilder Wucht den Wall berannte. Nun aber wurde ihm die Kunde überbracht, welch schreckliche Verluste der Feind ihm zugefügt, der sogar das Tor geöffnet hätte, um seinem zornigen Mute freien Lauf zu lassen. Voll Ingrimm brach Turnus seinen Angriff ab, sammelte eine starke Schar um sich und eilte mit ihr, so rasch er konnte, auf die

gefährdete Seite gegen das geöffnete Tor der Umwallung. Dem Ungestüm des Fürsten konnte nichts widerstehen, und ein tapferer Krieger nach dem anderen sank bei den Troern entseelt zu Boden. Den kühnen Bitias, der mit seinem Bruder das Tor geöffnet hatte, traf, aus der Ferne geschleudert, des Rutulers mächtiger Speer; mit dumpfem Laut brach der riesige Held zusammen, und entsetzt über seinen Fall begannen die bisher siegreichen Troer zu weichen. Hinter ihnen drängten rachegierig die neuentflammten Rutuler

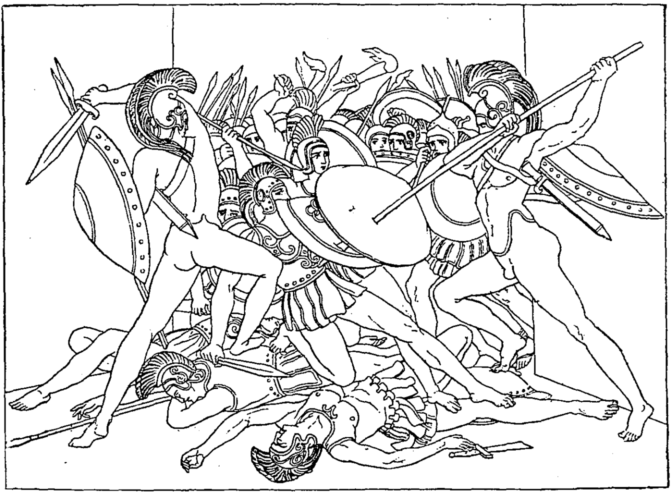


Abb. 32. Pandarus und Bitias.

nach und quollen scharenweise in die Umwallung hinein, während noch viele troische Krieger draußen mit dem Feind im Handgemenge waren.

Als Pandarus diese unglückliche Wendung des Kampfes gewahrte und seinen Bruder durchbohrt niederstürzen sah, stemmte er sich mit übermenschlicher Kraft gegen die offenen Torflügel, drehte sie in ihren Angeln und warf sie in die Wölbung zurück, daß der Eingang wieder verschlossen war. Vielen seiner Gefährten schnitt er damit den Rückzug ab, aber auch eine starke Mannschaft der Rutuler war wie in einer Falle gefangen. Zu ihrem Unheil

hatten die Troer jedoch nicht bemerkt, daß sich mitten in dem eingeschlossenen Schwarm Turnus selbst befand. Es war, als hätte man einen Tiger in eine Hürde eingelassen; grauenhaft blitzten die Augen des Fürsten auf, er reckte sich empor, daß seine Waffen klirrten, und der blutrote Busch auf seinem Helm bebte wie ein Eichenwipfel im Sturm. Voll Entsetzen erkannten jetzt die Troer, daß sie ihren schrecklichsten Gegner mitten unter sich hatten. Alle wichen bestürzt zur Seite, nur der gewaltige Pandarus, der über den Tod seines geliebten Bruders wild ergrimmt war, fühlte keine Furcht und trat mit schmähenden Rufen und hocherhobenem Speer dem Rutuler entgegen. Der maß seinen Gegner mit überlegener Ruhe und spöttischem Lächeln, achtete gar nicht der herausfordernden Worte und nahm den Zweikampf unerschrocken auf. Mit aller Kraft schleuderte Pandarus die Lanze, die noch mit der rohen Rinde des Baumstammes umgeben war. Aber Juno, die ihren Groll gegen die Troer immer noch nicht meistern konnte, lenkte den Flug des Geschosses beiseite, so daß es krachend in den Torflügel fuhr. Turnus hatte mit keiner Wimper gezuckt; nun aber bäumte er sich auf und spaltete dem Gegner mit einem fürchterlichen Schwertschlag den Schädel.

Da gab es bei den Troern kein Halten mehr. In Angst und Bestürzung flohen sie scharenweise vor dem einen Helden davon, und das Schicksal des Lagers wäre entschieden gewesen, wenn Turnus die Besonnenheit gehabt hätte, jetzt von innen das Tor öffnen zu lassen, statt ohne Verstärkung den weiteren Kampf aufzunehmen. So aber betörte ihn die Kampflust und der Übermut des Siegers. Er schaute weder seitwärts noch rückwärts und drang in blinder Wut auf die fliehenden Troer ein, indem er tödlich jeden niederstreckte, der sich ihm etwa noch in den Weg stellte. Seine Gefolgschaft war aber nur klein, und so mußte die Lage des Rutulerfürsten trotz seiner unwiderstehlichen Tapferkeit gefährlich werden, sobald der an Zahl viel stärkere Feind nach dem ersten Schrecken zur Besinnung kam und sich zu geschlossenem Widerstand aufraffte. Mnestheus und Sergestus, denen Äneas während seiner Abwesenheit den Oberbefehl über das Lager übergeben hatte, merkten die seltsame Verwirrung, die an dieser Stelle die Troer befallen; sie stürzten herbei und suchten die Fliehenden zum Stehen zu bringen.

»Seid ihr denn rasend geworden und hat euch Wahnsinn umnachtet,« riefen sie, »daß ihr das einzige aufgebt, was euch noch helfen kann, da drüben die schützende Mauer? Habt ihr denn sonst noch eine Wehr oder eine Feste, in die ihr euch flüchten könnt? Schämt ihr euch nicht, alle zusammen vor einem einzigen Mann zu fliehen, der sich noch dazu gefangen innerhalb eurer Wälle befindet? Soll er straflos das ganze Lager mit seinem gräßlichen Morden zerstören? Kleinmütig und schamlos habt ihr euer Vaterland, eure Götter und euren Fürsten Äneas vergessen!«

Betroffen von diesen Worten hielten die Tapfersten stand und stärkten damit den Mut der übrigen. Dicht geschart hemmten die Troer ihre fassungslose Flucht und drangen aufs neue auf Turnus und seine wenigen Begleiter ein. So tapfer der Rutulerfürst auch war, nun begannen doch allmählich seine Arme von dem heißen Gefecht zu ermüden. Wie ein grimmiger Löwe im Waldtal sah er sich rings von einer Überzahl feindlicher Waffen bedroht und war ebensowenig gesonnen zurückzuweichen, als er imstande war, sich gleichzeitig nach allen Seiten erfolgreich zu wehren. Der Rückzug nach dem verschlossenen Tor war ihm auf jeden Fall abgeschnitten, und so warf er sich erbittert noch zweimal auf den ihn umzingelnden Feind und trieb ihn beide Male zur Flucht in das Innere des Lagers zurück. Von dort aber strömten nun alle Krieger heran, um den Helden zu überwältigen. Selbst die Göttermutter Juno konnte ihn, von Jupiter gehindert, nicht stärken oder erretten. Trotz aller Tapferkeit vermochte sich der Rutulerfürst nicht mehr gegen den Anprall von allen Seiten zu halten. Unaufhörlich dröhnte das Erz seines gewölbten Helmes und des mächtigen Schildes von den dagegen sausenden Wurfgeschossen. Schon war der stolze Helmbusch niedergemäht, der Schweiß rann dem unerschrockenen Helden in Strömen vom Leib, und sein Atem begann zu keuchen. Als nun gar noch der mächtige Mnestheus mit donnernder Stimme sich gegen ihn stellte, war es mit dem Widerstand des Rutulerfürsten vorbei. Der Kampf hatte ihn quer durch das Lager bis an jene Stelle geführt, wo der Tiberstrom angrenzte und somit die Rundmauer in einiger Länge durch das sichere Ufer unterbrochen war. Zurückgedrängt bis an die Wellen des Stromes, mußte hier Turnus zum erstenmal erfahren, was es heißt, dem Feinde fliehend den Rücken zu kehren. Es war die einzige Rettung, die ihm noch blieb;

so warf er sich in die gelblichen Strudel, und das heimische Gewässer nahm ihn willig auf. Von Blut und Staub säuberten ihn die Wellen des Flusses und trugen den Schwimmenden sanft dahin, bis er in einiger Entfernung außerhalb des Lagers wieder die Seinigen erreichte, die schon von banger Besorgnis um den Verbleib und das Leben ihres Führers ergriffen waren.

Äneas kehrt zurück

Von den Höhen des Himmels herab hatten die Götter voll Spannung dem furchtbaren Ringen zugeschaut. Der allmächtige Jupiter hatte sie selbst um sich in seinem Sternenpalast versammelt, um zu versuchen, eine Einigung zwischen den feindlichen Mächten des Olymps gegenüber dem Unternehmen der Troer herbeizuführen. Die ernste Mahnung des himmlischen Vaters, sich allen weiteren Haders zu enthalten, erweckte die Klage der Liebesgöttin Venus über das schwere Geschick ihres Sohnes. Kaum aber merkte Juno, wie die schmeichelnde Weichheit dieser Worte den Göttervater zugunsten der Dardaner einzunehmen schien, so warf sie sich mit bitterer Anklage dazwischen und wußte ihr eigenes Wirken von aller Schuld rein zu waschen. Ein Teil der Götter zollte ihr murmelnd Beifall, während sich die anderen entschlossen auf die Seite der Venus stellten. Zwist und Spaltung also, die Jupiter gerade beseitigen wollte, verstärkten sich noch, und Unfriede durchtobte den himmlischen Bereich. Da wurde das sonst so gütige Auge des Weltbeherrschers finster, und sein Mund öffnete sich zu zornigem Verweis. Die Unsterblichen verstummten, die Winde hielten ihr Wehen an, und das Meer ebnete seine Wogen um die bebende Erde, als der ewige Vater seinen unabänderlichen Willen verkündete, daß jetzt Troer und Italier ohne Unterstützung der Götter allein ihrem Schicksal überlassen bleiben und ihren Kampf selbst ausfechten sollten. Kraft und Wille der Menschen sollten selbständig eine Entscheidung herbeiführen und so durch die eigene Stärke erweisen, wem die Herrschaft gebühre. So nahm das Ringen unten auf der Erde seinen furchtbaren Fortgang, und Rutuler und Troer suchten sich gegenseitig zu vernichten. Es war nur noch der Mut der Verzweiflung, mit dem die Troer sich wehrten; wußten sie doch, daß ihre eingeschlossene Lage, inmitten einer Überzahl von Feinden,

hoffnungslos war, wenn nicht Äneas von der Belagerung erfuhr und bald mit starken Hilfskräften zum Ersatz heranrückte.

Noch aber hatte keine Kunde den Troerfürsten erreicht, wie furchtbar die Seinen bedrängt waren. Nachdem er den König Evandrus verlassen und sich mit seiner Streitmacht dem von Tarcho befehligten etruskischen Lager genähert hatte, sandte Äneas einen Botschafter voraus und wurde dort anfänglich mit Zurückhaltung und Erstaunen empfangen. Nachdem er aber seinen Namen und sein Geschlecht genannt und auch alles erzählt hatte, was sich zwischen ihm und den Rutulern begeben, wurde den Etruskern sofort klar, daß ihnen hier der Himmel den verheißenen und heißbegehrten Beistand schickte, um sich gegen die verhaßten Latiner und Rutuler zu wehren. War doch ihr Tyrann Mezentius nach Verübung zahlreicher Schandtaten vor der Wut des Volkes zu Turnus entflohen und bedrohte mit seinem Sohne Lausus von dort das eigene Land. Die Vereinigung mit den Streitkräften der Troer und des Königs Evandrus bedeutete also für die Etrusker einen Machtzuwachs, der sie aus einer gefährlichen Lage befreite und auf einen sicheren Sieg hoffen ließ. Auch weitergelegene etruskische Städte wurden rasch in den Bund miteinbezogen und am Meeresufer die Flotte segelfertig gemacht. Das gesamte Heer schiffte sich auf dreißig Fahrzeugen unter Äneas' Führung ein, während die arkadische und etruskische Reiterei auf dem Landweg vorangeschickt wurde.

Schon war die Flotte einen ganzen Tag durch die Wogen südwärts gefahren, und eine milde Nacht hatte rings ihr Dunkel über die Wasserfläche gebreitet. Auf dem Führerschiff saß Äneas am Steuer und sorgte für die richtige Stellung der Segel. Während der größte Teil der Mannschaft der Ruhe pflegte und dem günstigen Wind das Vorwärtstreiben der Schiffe überließ, gönnte sich Äneas keinen Schlaf. Die Besorgnis um die Seinen, von denen er so lange nichts gehört, hielt ihn wach, und er erwog die entscheidungsvollen Kampftage, die ihm zum Heil oder Untergang bevorstanden.

Während er so sinnend auf die schwärzlichen Wellen niederschaute, bot sich seinen Augen auf einmal ein wundersamer Anblick. Vor dem Bug des Schiffes hob sich aus den Fluten ein Chor lieblicher Wassernymphen, die wie im Tanz die Wogen schwimmend durchschnitten und zu dem König droben am dunklen Bord emporschauten. Es waren das jene Meergottheiten, die durch die

Macht der Göttermutter Kybele aus den Schiffen der Troer entstanden waren, da Turnus die verderbliche Brandfackel gegen sie schleudern wollte. Nun erkannten sie als beseelte Wesen am Steuerruder droben die Gestalt ihres Königs, die sich schwarz vom nächtigen Himmel abhob, und Cymodocea, die beredteste der Nymphen, hob sich höher aus dem Wasser, und ihre Worte klangen wie seltsamer Gesang zu dem erstaunt lauschenden Fürsten herauf: »Wachst du, o Göttersohn? Ja, halte die Augen wach und achte wohl der windgeschwellten Segel. Wir sind jene verwandelten Fichtenstämme vom heiligen Ida, die einstmals deine stolze Flotte gebildet haben und die nun als unsterbliche Nymphen zu Töchtern der grünen Tiefe geworden sind. Nur ungern wurden wir dir untreu und brachen unsere Bande, die uns an das Ufer fesselten. Aber als der wilde Fürst der Rutuler uns mit feuriger Lohe zu verderben trachtete, hat uns die ewige Mutter behütet und für immer in diese Gestalten verwandelt. Nun sind wir dir entgegengeschwommen, um dir in gleicher Treue zu dienen, wie wir es so viele Jahre seit dem Verlassen der alten Heimat getan. Schlimme Kunde bringen wir dir! Dein Wall und Lager ist von wildem Waffengeklirr der vereinten Rutuler und Latiner umgeben; Askanius schwebt inmitten der Deinen trotz aller Tapferkeit, mit der sich die Belagerten wehren, in höchster Gefahr. Wohl haben sich deine Reiter zu Lande bereits dem Feinde genähert, aber der stolze Turnus erfuhr es und hat zwischen sie und das Lager starke Streitkräfte geworfen, um einen Entsatz zu verhindern. Wohlan denn, bereite dich zum Kampf und rufe deine Gefährten auf! Wenn die goldene Aurora am frühen Morgenhimmel sich erhebt, wirst du des Tiberstromes Mündung erreichen. Dann ergreife den unbesiegbaren, goldenen Schild, den dir der Feuergott durch deine Mutter gesandt, und hebe ihn hoch zum Zeichen der nahenden Hilfe für die bedrängten Deinen! Ein Tag des Ruhmes dämmert dir herauf; nach schwerem Ringen wirst du beim Sinken der Abendsonne einen herrlichen Sieg feiern!«

Bei diesen letzten Worten gab die Nymphe, ehe sie mit der Schar ihrer Gefährtinnen wieder in die unergründlichen Wellen hinabtauchte, dem Schiff von rückwärts einen Stoß, daß es dem Winde gleich schneller als Speer und Pfeil dahinflog. Der Lauf der anderen Kiele ward gleichfalls wie durch ein Wunder beflügelt, und Äneas erkannte an diesem Zeichen, daß ihn nicht ein Traum geäfft,

sondern die Götter der Fluten ihm wirklich erschienen waren und Untrügliches verkündet hatten; ein stilles Dankgebet stieg aus seinem Herzen zu der Göttermutter der heimatlichen Gebirgshöhen empor. Alsbald gewahrte der Held im Osten den ersten schimmernden Streifen des nahenden Tages, und als die Sonne über den Rand des Horizontes stieg, bogen die Schiffe in die Tibermündung ein. Da rief der Held all seine Krieger auf, sich zum Kampf zu rüsten, und als er vom hohen Verdeck aus die Wälle seines Lagers erkennen konnte, hob er eingedenk der Weisung der Nymphe seinen leuchtenden Schild hoch mit der Linken empor. Der Strahlenglanz wurde von den eingeschlossenen Troern sofort mit hellem Jubelschrei wahrgenommen, und das Gold des Götterschildes stieg ihnen wie eine Sonne neuer Hoffnung auf. Alle fühlten ihre Kraft verdoppelt und verwehrten dem Feind unwiderstehlich den Ansturm auf die Wälle.

Die Führer der Gegner konnten sich den plötzlichen Jubel der Troer nicht erklären, bis sie in der Richtung der Strommündung vom Meer heran die Masse der Schiffe gewahrten, die mit ihren blendenden Segeln am Strand anzulegen versuchten. Unheildrohend wie das Leuchten eines Kometen oder des verderbenbringenden Sirius strahlte ihnen der Goldglanz von der Götterrüstung des Äneas entgegen, und wie Brand schien es sich von der buschumwallten Helmkuppel durch die Lüfte zu verbreiten.

Der tollkühne Turnus aber ließ selbst bei diesem unerwarteten Anblick den Mut nicht sinken. Er rief seine Scharen zusammen und beeilte sich, rascher an den Strand zu gelangen als die Schiffe, um diese an der Landung zu hindern. Mit flammenden Worten rief er den Seinen zu: »Was ihr vom Himmel erfleht, gewährt er euch nun selbst! Der Feind bietet sich euch in offenem Kampfe dar. Männer, jetzt habt ihr euer Schicksal in der Hand! Gedenket eures heiligen Herdes, der zurückgelassenen Frauen und Kinder! Herrlicher Ruhm ist euer, wenn ihr den Gegner zermalmt. Noch hat er nicht Fuß gefaßt auf unserm heimischen Boden, noch schwankt sein Tritt vom Schiffsbord ans Ufer. Werft euch auf die Strauchelnden und vernichtet sie, ehe sie sich zu wehren vermögen. Auf denn, dem Kühnen blüht das Glück!«

Aber noch ehe die Rutuler den Strand erreichten, hatte Äneas schon einen großen Teil der Seinen mittels Brücken ans Ufer ge-

setzt, oder hatten sich die Leute mit Hilfe der Ruder über das seichte Uferwasser ans Land geschwungen, und überall trug die Brandung Boote ans Ufer. Der Etruskerfürst Tarcho suchte mit seinen Fahrzeugen eine Stelle am Gestade zu erspähen, die frei von Gischt und Wellenschlag war, an der er bei sanfter Flut am flachen Ufersand landen konnte. »Werft euch in die Ruder,« rief er den Seinen zu, als er den gesuchten Platz gefunden wähnte, »treibt die Schiffe vorwärts mit aller Macht, bis die Kiele auf den weichen Grund auffahren und sich ins feindliche Ufer bohren. Sollten auch die Schiffe scheitern, es ist gleich, wenn wir nur festen Fuß fassen.« So schossen unter dem Druck der Ruder die umschäumten Barken auf das Gestade zu, bis ihre Schnäbel sich in trockenen Sand gruben. Nur Tarchos eigenes Schiff wurde an eine tückisch verborgene Sandbank getrieben und blieb hier, im Trieb der Wellen schwebend, hängen. Hin und her schwankte der Rumpf; bald zersplitterten unter der Gewalt der Flut die Ruder, und schließlich barst das ganze Gebälk. Aus dem zerschellten Schiff stürzten die Männer in die schäumenden Wogen; unter schwimmenden Balkentrümmern vermochten sich Tarcho und die Seinen nur mühsam ans Ufer zu retten.

Turnus sah bald, daß er die Landung nicht mehr zu hindern vermochte. Er brach daher die Belagerung ab, raffte in Eile sein ganzes Heer zusammen und stellte es am Ufer in Schlachtordnung gegen den neuen Feind. Der Schall der Drommeten rief zum Kampf, denn auch Äneas hatte inzwischen mit den Arkadiern und Etruskern Aufstellung genommen. Um dem Kampf gleich eine gute Wendung zu geben, warf sich Äneas zunächst auf die leichter bewaffneten latinischen Hirten und verbreitete mit seinen Schwerthieben wilden Schreck unter ihnen. Dann aber stürzte er sich auf die Rutuler selbst. Ein furchtbares Blutbad hob an; auf beiden Seiten wurde mit einer Erbitterung ohnegleichen gefochten, Mann stand gegen Mann, und jeder bot alle Kräfte auf, um den Feind zu vernichten. Es war ein schweres, hartes Ringen, und noch ließ sich nicht absehen, wem der Sieg zufallen sollte.

Entfernt von Äneas auf einer andern Seite des Schlachtfeldes stand der Königssohn Pallas mit seinen arkadischen Reitern. Die Rauheit des Bodens hatte sie gezwungen, von ihren Rossen zu steigen, und da sie des Kampfes zu Fuß nicht gewohnt waren, gelang es schließlich den Latinern, diesen Gegner in die Flucht zu

schlagen. Mit Bitten und Flehen suchte Pallas die wankenden Reihen zum Ausharren zu bewegen; immer aufs neue sprach er ihnen Mut zu, und so vermochte er schließlich der Flucht seiner Genossen Einhalt zu tun.

»Wir haben keine Götter vor uns!« schrie er den unentschlossenen Kriegern entgegen. »Bedenkt doch, daß uns nur ein sterblicher Feind bedrängt; haltet ihm Stand, wenn ihr nicht untergehen wollt. Ihr habt keine andere Wahl, als bis zum troischen Lager vorzudringen, denn hinter uns versperrt das Meer den Rückweg.«

Mit wildem Kriegsgeschrei stürzte er sich trotz seiner Jugend tollkühn in das Gewimmel der Feinde und warf selbst die stärksten Krieger nieder, die sich seiner Lanze und seinem Schwert entgegenstellten. Das Beispiel des löwenmutigen, jungen Führers beschämte die Arkadier und beseelte sie mit neuer Kraft; die Latiner sahen sich um ihre Siegeshoffnung betrogen und wichen langsam zurück. Aber den vereinten Rutulern und Latinern erstand in der Gestalt des jungen Mezentiussohnes Lausus ein nicht weniger tapferer Feldherr als drüben Pallas. Gleich diesem war er noch jung und ragte doch durch Tapferkeit, Stärke und Schönheit schon so unter allen anderen hervor, daß sich selbst die ältesten Krieger willig seiner Führerschaft unterordneten. Die rasende Wut, mit der Lausus seine Gegner niedermähte, zwang die Arkadier wiederum zu weichen; schließlich hatten beide Schlachtreihen sich gegenseitig bis zum Kern ihres Heeres zurückgedrängt, und die beiden jungen Fürstensöhne befanden sich vor den Reihen der Ihrigen allein einander gegenüber. Obgleich beide ihre Heimat nie wieder schauen sollten, war es ihnen doch vom Schicksal nicht bestimmt, miteinander die Waffen zu kreuzen; einem stärkeren Feind sollten sie zum Opfer fallen. Von fernher erblickte Turnus, der auf seinem Streitwagen die Reihen durchflog, das mutige Jünglingspaar, das im Begriff war, aufeinander loszugehen. Da raste er auf seinem Gespann heran und schrie mit grausiger Stimme den Seinen und dem Feind entgegen: »Weichet von dannen! Mir allein gebührt es, mit Pallas zu kämpfen. Könnte doch jetzt sein Vater zusehen, wie ich ihn niederstoße!«

Alles wich vor dem stolzen Befehl zur Seite, und Pallas sah mit Verwunderung einen neuen und viel stärkeren Gegner vor sich. Erstaunt musterte er den Riesenwuchs und das trotzige Aussehen des herannahenden Helden, ohne vor der bedrohlichen Erscheinung

im geringsten den Mut zu verlieren. Im Gegenteil stürmte er mit feurigem Sinn Turnus entgegen und rief: »Ob ich jetzt die Waffen des Feindes erbeute oder einen rühmlichen Tod sterbe, beides wird meinem Vater willkommen sein. Drum laß ab mit deinem törichten Drohen!«

Den Arkadiern stand fast das Herz still, als sie ihren jungen Königssohn überkühn ins sichere Verderben rennen sahen. Schon schwang sich Turnus drüben vom Wagen und näherte sich, wie ein Löwe von den Hängen des Bergwaldes, der sich auf einen Stier stürzen will. Als er in den Speerbereich des jungen Gegners gekommen, hob Pallas seine Waffe zum Wurf und flehte zugleich zu den Göttern. Aber so gütig auch Jupiters Auge auf ihm weilte, konnte der himmlische Vater doch das Geschick nicht von ihm abwenden. Wohl war der Lanzenwurf gut, doch fehlte dem jungen Arm noch die nötige Kraft; Turnus' Schild wurde nur am Rande durchschlagen und der Rutulerfürst leicht an der Schulter gestreift. Pallas hatte gleich nach dem Wurf sein Schwert aus der Scheide gerissen und stürmte nun jauchzend heran. Turnus stand wie ein Fels, wog den mächtigen Speer in der Faust und schleuderte ihn dann zielsicher mit so furchtbarem Schwung, daß er Pallas' Schild durchbohrte und dem heldenmütigen Jüngling mitten ins Herz drang. Stürzend suchte sich dieser das Geschoß aus der Wunde zu ziehen, doch schon entfloh mit dem dahinströmenden Blut das junge Leben. Hoch aufgerichtet schritt Turnus' mächtige Gestalt heran; der Fürst stemmte seinen Fuß auf den Leichnam, riß ihm den kostbaren Leibgurt herunter, auf dem goldgehämmert der Kentaurenkampf abgebildet war, und rief: »Ihr Arkadier da drüben, nehmt euren toten Königssohn und bringt ihn dem alten Evandrus. Ein ehrenvolles Grab will ich dem jungen Helden nicht verweigern. Sein Vater bezahlt die Gastfreundschaft, die er Äneas gewährt, teuer genug.«

Der stolze Sieger ahnte nicht, welches Schicksal er über sich heraufbeschworen. Während er auf seinem Streitwagen zu den jubelnden Seinen zurückkehrte, trugen die Arkadier mit Wehklagen die Leiche ihres edlen Führers auf seinem Schilde vom Schlachtfeld fort und betteten sie weit hinten in Sicherheit auf blumiger Wiese, denn schon rückte der nun übermütig gewordene Feind lautschreiend heran und zwang die verwirrten Arkadier zum Weichen.

Rasch drang zu Äneas, der auf dem anderen Flügel focht, die traurige Kunde vom Heldentode des jungen Pallas und von der gefährdeten Lage, in die dadurch das Gefecht an jener Stelle geraten war. Da brach der Fürst in Zorn und Schmerz mit Gewalt durch die Schlachtreihen und schuf sich mitten durch die Feinde eine breite Bahn. Nach wilder Rache an Turnus gierte sein Sinn, denn vor seinen Augen stand die Stunde, da der alte Evandrus ihn so freundschaftlich aufgenommen und ihm tränenden Auges seinen jungen Sohn zum ersten Kampf anvertraut hatte. Grimmig und voll bittern Grams wütete Äneas unter den Rutulern. Acht feindliche Jünglinge ergriff er lebend und ließ sie gefangen fortführen, um sie später als Sühnopfer für Pallas zu töten. Wer sich seinem Schwert näherte, der sank getroffen hin, und ein Blutstrom bezeichnete die Bahn des Dardanerfürsten, der überall nach Turnus spähte. Wie der Gießbach im Frühlingssturm unwiderstehlich durch die Wälder bricht, drang Äneas durch die Reihen der geängstigten Feinde, und wie ein Wall türmten sich die Leichen, wo er schritt. Das war den eingeschlossenen Troern das Zeichen zum Ausfall. Mit wildem Kriegsgeschrei brachen sie mit Askanius aus den Wällen hervor und warfen sich ungestüm auf den überraschten und gänzlich fassungslosen Feind, die Niederlage der Rutuler schien unvermeidlich.

Die olympischen Götter hatten die hartbedrängte Lage am Tiberstrand nicht aus den Augen gelassen. Juno war allmählich zu der Einsicht gekommen, daß ihre wütenden Vernichtungspläne gegen Äneas doch keinen Erfolg haben würden und ihm vom Schicksal bestimmt sei, allen Fährnissen zum Trotz zu triumphieren. So fügte sich die Göttin in das Unvermeidliche, wollte aber doch nicht ihren Liebling, den Rutulerfürsten Turnus, völlig im Stich lassen. Demütig wie nie zuvor nahte sie sich dem Thron ihres Gemahls und flehte um die Erlaubnis, ein schlimmes Ende von Turnus abwenden zu dürfen. Jupiter schüttelte sein erhabenes Haupt und tat der Göttin kund, daß es nicht in seiner Macht stehe, für immer das Unheil abzuwenden, das gleich einer drohenden Wolke über dem Haupt des Rutulers hing. Das einzige, was der ewige Vater seiner Gemahlin gewähren konnte, war ein kurzer Aufschub des entscheidenden Augenblickes. Noch dies eine Mal gestattete Jupiter der Göttin, den Liebling vor sicherem Tode zu bewahren. Im

Sturmgewölk senkte sich daher Juno vor dem latinischen Lager herab und schuf dort aus einer Wolke ein wesenloses Schattenbild, das dem Helden Äneas täuschend glich und ganz wie dieser in die bekannten, schimmernden Waffen gekleidet war. Ja, selbst der Schritt und die Bewegungen des Trugbildes glichen dem Dardanerfürsten, und auch der Laut der Stimme war nicht von der des wirklichen Helden zu unterscheiden. Juno leitete nun die Erscheinung herausfordernd vor die Reihen der Troer und ließ sie auf Turnus Waffen schleudern und höhnische Kampfrufe gegen ihn ausstoßen. Der Rutuler ließ sich täuschen; er stürmte auf den vermeintlichen Feind los, warf wütend seinen Speer nach ihm und jubelte, als er sah, wie ihm das Trugbild angstvoll den Rücken wandte und von dannen floh. Verblendet folgte Turnus der Erscheinung, ohne zu merken, daß ihn eine göttliche List vom Schlachtfeld weglockte. Je wilder der Rutuler dem Feind nachjagte, desto schneller ward auch dieser wie von einem Winde von dannen geweht, bis die Reihen der feindlichen Heere weit hinter ihm lagen und der stille Strand sichtbar wurde, wo eines der etruskischen Schiffe einsam vor Anker lag. Auf das Verdeck dieses Fahrzeuges floh das Wolkengebilde, als wollte sich Äneas angstvoll vor dem mächtigen Feind verbergen. Turnus sprang ihm über die Landungsbrücke ins Innere des Schiffes nach, doch kaum befand er sich auf dem schwankenden Verdeck, so sah Juno ihren Zweck erreicht, riß das Ankertau ab und trieb das Schiff mit der zurückrollenden Strömung schnell hinaus auf das Meer. Vergebens durchforschte Turnus wütend alle Winkel des Schiffes, nirgends zeigte sich der Feind, denn ungesehen von dem Rutuler hatte sich Junos Trugbild in Dunst aufgelöst und sich zerflatternd in die Lüfte erhoben.

Jetzt erst wurde Turnus inne, was mit ihm geschehen war. Ratlos und verzweifelt sah er sich weiter und weiter vom Ufer abtreiben und wußte den Göttern wenig Dank für eine so schmachvolle Errettung.

»O allmächtiger Vater,« schrie er zum Himmel auf, »was habe ich verschuldet, daß du eine solche Schande über mich verhängst? Willst du mich strafen, daß du diesen Schein einer feigen Flucht auf mich herabsenkst? Im Kampf auf Leben und Tod habe ich meine Freunde und Gefährten führerlos zurückgelassen; nicht wie ihr König, sondern wie ein erbärmlicher Feigling muß ich ihnen er-

scheinen, der nicht wagt, bis zum blutigen Ende bei den Seinen auszuharren. Hätte mich doch lieber ein Abgrund verschlungen, oder ließen mich die Winde hier an Klippen und Felsen zerschellen! Laß mich in den grausamen Fluten untergehen; dahin kann Spott und Schande mir nicht folgen!«

In wilder Raserei riß er sein Schwert aus der Scheide, um sich hineinzustürzen, da aber schien es ihm plötzlich besser, schwimmend das Ufer zu erreichen und in die Schlacht zurückzukehren. Er sprang in die Wogen hinab, doch Juno sorgte, daß ihn die Strömung sein Ziel nicht erreichen ließ. Immer ferner wurde er abgetrieben, bis ihn die Wellen schließlich bei seiner Vaterstadt Ardea ans Land spülten.

Unterdessen hatte die Schlacht tobend ihren Fortgang genommen. Der wirkliche Äneas wütete furchtbar unter den Latinern und Rutulern und schien seine Troer bereits dem sicheren Sieg entgegenzuführen. Aber die Feinde waren trotz des seltsamen Verschwindens ihres Führers nicht völlig entmutigt. Andere Helden traten an Turnus' Stelle, allen voran der vertriebene Tyrann von Agylla, der ruchlose, aber heldenmütige Mezentius. Kaum gewahrten die Etrusker ihren verhaßten einstigen Gebieter, den sie wegen seiner Frevel verjagt hatten, so stürzten sie sich alle zusammen auf ihn wie eine Meute auf den aus dem Dickicht brechenden Eber. Doch wie die Hunde vor dessen drohendem Blick und wildem Gebaren erschrocken und zaghaft zurückweichen, so wagte sich auch hier niemand in die Nähe des alten Recken. Nur aus sicherem Abstand schleuderten sie unter wütenden Rufen Lanzen gegen ihn; keiner hatte den Mut, sich dem gefürchteten Mann mit gezücktem Schwert zum Zweikampf zu stellen. So drang denn Mezentius selber in den Haufen seiner ehemaligen Landsleute ein und richtete unter ihnen ein furchtbares Blutbad an. Keiner vermochte ihm zu widerstehen. Es schien, als wäre die Riesengestalt des Heroen Orion wieder lebendig geworden, der aufragend von den Wogen bis zu den Wolken durch die Wälder der Berge mit seiner gewaltigen Keule schritt und alles niederschlug, was sich ihm in den Weg stellte. Gleich wie bei jenem Halbgott bezeichneten Haufen von Leichen die Bahn, die sich der finstere Greis in das Gewimmel der Feinde brach.

Nicht lange konnte dem Helden Äneas das Wüten des etruskischen Tyrannen verborgen bleiben. Er vernahm vom anderen

Flügel her das Angstgeschrei der Seinen, eilte herbei und warf sich sofort dem unheimlichen Feind entgegen. Unerschrocken blieb der riesige Recke vor den Reihen der Rutuler stehen und harrte höhnisch des anstürmenden Dardaners. Fest nahm er mit der Linken die Hand seines Sohnes Lausus, der an seiner Seite stritt, und während sein kampferfahrenes Auge ruhig und stolz den Abstand zu Äneas schätzte, hob er mit der Rechten die gewaltige Lanze und rief mit Donnerstimme: »Sei mir treu, mein starker Arm, der du stets der einzige Gott warst, den ich kenne, und auch du, mein Wurfspeer! Jetzt gilt's! Dir, mein Sohn Lausus, gelobe ich die gleißende Rüstung jenes Räubers; in ihr magst du fortan einhergehen als ein lebendiges Zeichen meines Sieges über Äneas.«

Kaum war des Alten Wort verklungen, da schleuderte er mit Riesenkräften den erzbeschlagenen Speer. Wohl traf er den Schild des Dardaners, doch von dem göttlichen Gold prallte die Lanze ab und traf den edlen Antores, einen alten Waffengenossen des Herkules, der mit König Evandrus aus Arkadien ins Italierland ausgewandert war, mitten in die Brust. Sterbend sank er zu Boden; sein letztes Gedenken galt der teuren hellenischen Heimat.

Ergrimmt über den Tod des treuen Kriegers, entsandte nun auch Äneas seinen Speer. Der Wurf war fürchterlich; die eiserne Spitze durchbrach Mezentius' Schild, ob er auch aus dreifacher Erzschicht über drei Stierhäuten gefügt war, und drang dem Tyrannen so tief in die Weiche, daß das Geschoß in der Wunde haften blieb und das Blut hoch aufspritzte. Wie ein Pfeil flog nun Äneas mit gezücktem Schwert heran, um dem schwerverwundeten Feind vollends das Leben zu nehmen. Da warf sich mit Tränen in den Augen über die Verwundung seines Vaters der junge Lausus tollkühn dazwischen, indes sich der greise Recke blutend und halb sinnlos vor Schmerz mit dem durchlöcherten Schild mühsam beiseiteschleppte. Unter Äneas' hochgeschwungene Klinge warf sich der treue Sohn, während die Rutuler mit lauten Rufen erschrocken herbeieilten, um den edlen Jüngling zu retten. Von allen Seiten hagelten Speerwürfe auf den Dardanerfürsten nieder, der ergrimmt innehalten mußte, um sich gegen das Unwetter mit deckendem Schild zu schützen.

»Wahnsinniger,« rief er dem jungen Lausus entgegen, »deine kindliche Liebe täuscht dich über deine Kräfte! Verblendet rennst

du in den sicheren Tod.« In seinem Gram um den Vater hörte der Jüngling nicht auf die wohlgemeinte Warnung. So heftig setzte er Äneas zu, daß diesem das Herz überkochte und er sein Schwert tief in Lausus' Leib rannte. Über und über war des Jünglings Gewand, das die liebende Mutter daheim reich mit goldenen Fäden bestickt hatte, nun vom roten Blut überströmt.

Als Äneas dem Sterbenden ins Antlitz sah, der so tapfer und edel zur Rettung seines Vaters hingesunken, faßte ihn tiefes Mitleid; hatte er doch selbst einen jungen Sohn und wußte, was kindliche Liebe war. So drückte er dem Verscheidenden schmerzlich die Hand und sprach: »Du hättest ein besseres Los für deinen Edelmut verdient, Unglücklicher. Nun kann ich dir nichts mehr geben als die Versicherung, daß deine Waffen und dein goldenes Kleid dir nicht genommen werden sollen. In ihnen seist du, edler Jüngling, an die Seite deiner Väter gebettet, mit allen Ehren, wie du sie verdienst. Möge es dir den bitteren Tod versüßen, daß du einem Helden erlegen bist, der Achtung vor dir hat!« Mit einer sanften Bewegung hob er den Toten vom Boden auf, damit sein schönes Lockenhaar nicht von Staub und Blut besudelt würde, und hieß mit ernster Stimme die erschrockenen Rutuler die Leiche des jungen Fürsten zu den Ihrigen hinüber tragen.

Ahnungslos, was sich inzwischen Schreckliches begeben, lehnte der alte Mezentius fernab am Ufer des Tiberstromes an einem Baum und suchte mit dem kühlen Naß die Qual seiner Wunde zu stillen. Den Harnisch hatte er abgelegt und den schweren, ehernen Helm an einen Ast gehängt. Rings standen bekümmerte Krieger um den stöhnenden Helden, dem langsam die Kräfte schwanden. Keuchend sank ihm das Haupt mit dem wallenden Bart auf die Brust. Immer wieder rang sich die bange Frage nach seinem Sohn Lausus von den erbleichenden Lippen, und er sandte in höchster Sorge und Vaterliebe einen Boten nach dem andern, um nach dem im Kampfe gebliebenen Jüngling zu forschen. Da nahten sich weinend die Freunde und trugen den Leichnam des Vermißten mit der klaffenden Wunde auf dem Schild herbei. Schrecken befiel Mezentius, als er schon von fern das Klagen vernahm, und wie er nun seinen Sohn, der für ihn gefallen war, tot vor sich liegen sah, da schrie er verzweifelt auf und streute sich mit beiden Händen Staub auf sein greises Haupt. Er umklammerte stöhnend den geliebten

Toten, das Einzige, wofür er im Leben ein warmes Herz gehabt, und rief, sich und das Schicksal bitter anklagend, gen Himmel: »Ich Fluchwürdiger, ich selbst bin schuld an deinem frühen Tod! Warum mußte ich mein Leben zu retten suchen, während du, um mich zu schützen, in den Tod gingst. Ach, nun erst, wo ich dich verloren, fühle ich das ganze Elend meiner Verbannung aus der Heimat. Nun erst peinigt mich wahrhaft meine Wunde, nun erst spüre ich, welch grimmer Fluch und Haß mich von meinem angestammten Volke trennt! Für dich lebte ich; was soll mir nun noch Licht und Leben? Verhaßt ist es mir, ich will davon scheiden!«

Mit letzter Willenskraft und ungeheurer Anspannung seiner schwindenden Kräfte richtete sich der wunde Greis empor und befahl mit finsterer Stimme, sein Streitroß herbeizuführen. Es war sein Stolz und Trost gewesen und hatte ihn aus allen Schlachten stets siegreich heimgetragen. Nun schien es, als ob das treue Tier des Helden Gram mitfühlte, denn es stand wie trauernd da und senkte tief das Haupt mit der langen Mähne.

»Lange genug, mein guter Röbus,« sprach der todentschlossene Fürst zu seinem Roß, »haben wir miteinander gelebt, wenn überhaupt etwas auf Erden lang genannt werden kann. Nun trage mich zum letztenmal in den Kampf und hilf mir, den ruchlosen Mörder meines Sohnes, jenen Äneas, niederstrecken. Meinen Lausus wollen wir rächen und mit dem blutigen Haupte und der Rüstung jenes Elenden heimkehren. Hat es aber das Schicksal anders bestimmt, so wollen wir gemeinsam fallen, denn ich weiß, auch du würdest dich nie fremdem Gebot beugen und einen Feind tragen!«

Damit rüstete sich der Greis und schwang sich trotz der Qual seiner Wunde auf den Rücken des Rosses. Ein Bündel Speere hielt er in Händen, Erz umleuchtete sein Haupt, und der Roßschweif flatterte stolz von dem goldenen Helme. So sprengte er, gepeinigt von Gram und Schmerz, von letztem Heldenmut beseelt, wieder in die Schlacht, als wenn die Furien den Verfemten seinem Tode entgegentrügen. Dröhnend brach die Stimme aus seiner Brust, als er Äneas zum Kampf herausforderte. Dem aber schlug das Herz vor Freude hoch auf, daß sich der verhaßte Feind ihm noch einmal stellte, und mit erhobenem Speer trat er dem greisen Tyrannen entgegen.

»Glaubst du mir wirklich Furcht einzujagen, Wüterich, nachdem

du mir meinen einzigen Sohn entrissen hast?« schrie der wunde Fürst. »Mich schreckt nicht der Tod, mich kümmern keine Götter. Sterben will ich, aber vorher sollst du noch diese meine Gabe genießen!«

Mit diesen Worten schleuderte er den ersten seiner Speere auf den Dardanerfürsten und ließ die andern in raschen Würfen folgen, indem er dreimal auf seinem Roß den Feind umkreiste. Äneas parierte mit dem goldenen Schild ruhig ein Geschoß nach dem andern, und als ihn auch das letzte nicht verwundete, holte er selbst zornvoll aus und schleuderte die eigene Lanze dem Streitroß des Gegners zwischen die Schläfen. Wild bäumte sich das edle Tier, schlug mit den Hufen aus und warf seinen Reiter ab, ehe es selbst verendend niederstürzte. Ein lauter Schreckensschrei erscholl von beiden Heeren. Äneas aber sprang mit gezücktem Schwert auf den am Boden liegenden Fürsten zu und rief: »Ha, Mezentius, wo ist nun dein Stolz und Hochmut, mit dem du dich immer gebrüstet? Jetzt ist dein Ende gekommen!«

»Höhne mich nicht noch im Tod,« erwiderte Mezentius finster, »ich sterbe wie ein Krieger und habe nie etwas anderes gewollt. Doch um eine letzte Gunst bitte ich dich, den Feind: Laß meinen Leib sicher in dunkler Erde geborgen sein. Du weißt, wie bitter mich die Meinen hassen. Dämme ihre Wut, daß sie nicht noch den Toten mit Schmach verunglimpfen, und gönne mir ein Grab zusammen mit meinem Sohn.« Damit beugte er den Nacken, in den Äneas' Schwert fuhr, daß das Blut hochaufspritzte.

Waffenstillstand und Gesandtschaft der Latiner

Die Nacht hatte den wilden Kämpfen ein Ende gemacht, und als die goldene Morgenröte am Himmel emporstieg, sah sie die Troer als Sieger auf dem Schlachtfeld. Der Krieg war zwar noch nicht gewonnen, und Äneas wurde noch von schweren Sorgen bedrängt, zunächst aber sah er das Schlimmste abgewendet und konnte sich der Ehrenpflicht widmen, die vielen Toten, die auf der Walstatt lagen, zu bestatten. Ein großes Dankopfer an die Götter ging voraus. Dann ließ der Feldherr auf einem Hügel den Stamm einer gewaltigen Eiche pflanzen, deren Äste vorher abgehauen waren. An ihre Stümpfe wurde der schimmernde Waffenschmuck

des greisen Mezentius gehängt, ein Ehrenmal zugleich für den Sieger wie für den Toten. Man sah den blutigen Helm, von dem der Busch herabwallte, all die zerbrochenen Speere und auch den Panzer des Tyrannen, der zwölfmal von Geschossen durchbohrt war. Auf der anderen Seite der Eiche hing der eherne Schild und an einem Gurt das Schwert des alten Recken in der elfenbeinernen Scheide.

Viele Streiter und Reiter umdrängten im Waffenlärm den Ehrenhügel. Unter ihnen schritt Äneas in der Schar der Fürsten hinzu und sprach zu seinem Volk: »Das Schwerste, ihr Männer, haben wir nun vollbracht. Verbannen wir fortan jede Furcht vor der weiteren Zukunft. Ein Zeichen unseres glänzenden Sieges haben wir hier vor uns. Machen wir uns nun auf und ziehen gegen die Stadt der Latiner. Wir werden noch Schweres zu bestehen haben, aber unsere Wehr ist scharf, und unser Mut lechzt nach neuen Taten. Wir wollen nicht zagen und nicht zögern. Vorher aber laßt uns trauernd unsere Toten bestatten und ihnen auf dem Wege zu den Tiefen des Hades alle Ehren erweisen, die sie reichlich verdienen. Vor allem laßt uns der trauernden Stadt des Evandrus ihren toten Königsohn zurücksenden, der so tapfer für unser aller Heil gefallen ist. Das Licht der Sonne ist ihm geraubt, aber ewiger Ruhm wird ihn dafür umstrahlen!«

Nachdem Äneas mit diesen Worten das Denkmal und seine Beute dem Schlachtengott geweiht, schritt er nach seiner Behausung inmitten des Lagers zurück, wo der Leib des entseelten Pallas unter Lorbeer und Blumen aufgebahrt war. Der greise Acetes, der von Evandrus dem Sohn von frühester Jugend auf als Waffenträger und Gefährte zugesellt war, hielt hier bei seinem geliebten Zögling die Totenwacht. Ganz verstört vor Gram hockte der Greis an der Bahre, die das Liebste trug, das er im Leben besaß. Sein Haar war zerrauft und mit Asche bestreut, und mit den Nägeln hatte er in wühlendem Schmerz sein Antlitz zerfleischt.

Als Äneas, von Trauer tief gebeugt, die Schwelle überschritt, scholl ihm der Klagegesang der Arkadier entgegen, in die sich die Stimmen der Frauen von Ilion mischten, die mit aufgelösten Haaren weinend die Bahre umstanden. Dem Troerfürsten kamen selbst die Tränen, als er das bleiche, schöne Antlitz des jugendlichen Toten sah, den er nun zu dem ahnungslosen Vater geleiten lassen sollte.

»Unglückseliger Knabe,« sprach er, »dir hat das Glück, so freundlich es auch anfangs gesonnen schien, nicht vergönnt, aufzublühen zu eigener Herrschaft und das Reich zu schauen, das du mir mit deinen Freunden erobern helfen wolltest. Ruhmvoll bist du dahingesunken und kannst nicht froh im Glanz deiner jungen Siege wohlerhalten in deine geliebte Heimatstadt zurückkehren. Wahrlich, das habe ich nicht deinem Vater Evandrus versprochen, als er dich zum Abschied weinend in die Arme schloß und in banger Sorge warnte, welch hartem und streitbarem Volke es entgegengehe. Während du hier entseelt liegst, mag der Arme wohl ahnungslos den Göttern Gelübde darbringen. Anders wird er sich deinen Triumph gedacht haben, doch sein hoher Sinn wird stolz darauf sein, welch edlen Tod du gestorben bist. Mir aber und noch mehr meinem heranwachsenden Sohn ist mit dir ein starker Hort und ein treuer Freund dahingesunken.«

Mit gesenktem Haupt stand Äneas klagend an der Bahre; dann befahl er, den Toten auf einem Geflecht von Eichenzweigen hinauszutragen und hoch auf einem Hügel vor allem Volk zu betten. Da lag er nun im Grünen wie eine Blume, die mitten in aufblühender Schönheit vorzeitig entwurzelt wurde. Zwei köstliche Festgewänder aus Gold und Purpur, die Didos kunstfertige Hand einst gewoben und liebend Äneas geschenkt, brachte der Held herbei und umhüllte mit dem einen den Leib des Toten, das andre schlang er um sein lockiges Haupt. So sandte er den edlen Leichnam ehrenvoll zur väterlichen Stadt, und viel kostbare Siegesbeute wurde in langem Zug der Bahre nachgetragen; nicht nur schimmernde Waffen und Rüstungen, sondern auch die von Äneas gemachten Gefangenen, denen die Hände auf dem Rücken gefesselt waren; am Schluß des Zuges wurde Äthon, das Streitroß des Königsohnes, geführt. Wie in tiefer Trauer hielt es das Haupt gesenkt, daß die reiche Mähne den Boden streifte, und es schien, als ob brennende Tränen ihm aus den Augen rannen. Ernst sah Äneas dem Toten nach und rief ihm einen letzten Scheidegruß zu. Als er fern verschwunden, wandte sich der Held mit einem Seufzer zurück und kehrte, um das Heil der Seinen besorgt, zu den Lagerwällen zurück.

Kaum war er dort angelangt, so wurden ihm Gesandte der Latiner gemeldet, die sich mit Ölzweigen zum Zeichen des Friedens

nahten und um die Gnade baten, die auf dem Schlachtfeld rings so zahlreich verstreuten Leichen der Ihrigen sammeln und bestatten zu dürfen. Gütig gewährte Äneas die Bitte der Männer und fügte mit freundlichem Ernst hinzu, wie wenig all dies Elend in seiner Absicht gelegen hätte.

»Ihr habt meine Freundschaft verschmäht, Latiner,« sprach er voll Würde, »und habt euch selbst verblendet in feindlichen Haß verstricken lassen, den ich und mein Volk nie gegen euch genährt. Die Toten, die der Kriegsgott dahingerafft, sollen in Frieden ruhen, aber noch lieber würde ich diesen Frieden den Lebenden gewähren. Nie wäre ich euerm Land genaht, wenn es mir nicht die Gottheit geheißen. Mit eurem Volk führe ich keinen Krieg, nur mit eurem König, der den Bund, der schon geschlossen war, mir gebrochen und sich lieber dem Turnus anvertraut hat. Will aber der Rutulerfürst mit der Faust den Krieg beenden und entscheiden, will er durchaus die Troer aus dem Lande vertreiben, gut, so mag er sich mit seinen Waffen rüsten und mit mir kämpfen, Mann gegen Mann. Wem dann die Gottheit und der eigene Arm den Sieg verleiht, der möge recht behalten. Gehet nun hin und bestattet eure gefallenen Landsleute.«

Mit stummem Staunen sahen die Männer der Gesandtschaft einander an; eine so milde, großmütige Antwort hatten sie von dem Sieger nicht erwartet. Ihr Führer, der greise Drances, der von jeher dem Turnus und seinen Machtbestrebungen im Latinerland gram gewesen war, erwiderte endlich: »Großer Held, du bist Sieger über uns, und doch können wir dich nur preisen aus ehrlichem und bewunderndem Herzen. Wir können nicht entscheiden, ob dein Kriegsruhm oder deine Gerechtigkeit größer ist. Dankbar wollen wir in der Stadt unserer Väter deine großmütigen Worte verkünden. Möge uns das Glück vergönnen, daß wir dich wieder mit unserm König Latinus versöhnt sehen. Andere Bundesgenossen mag sich Turnus suchen, wir aber wollen mit dir die Grundmauern zum neuen Troja errichten!«

Beifallsgemurmel ertönte rings auf diese klugen Worte. Ein Waffenstillstand von zwölf Tagen wurde vereinbart, um gemeinsam die Toten zur letzten Ruhe zu betten, und ohne die geringste Feindschaft durchstreiften nun Latiner und Troer die bewaldeten Höhen. Krachend fällten sie das Holz in den Wäldern für die

Scheiterhaufen. Eichen und uralte Zedern sanken hin, und in gemeinsamer Arbeit wurden die schweren Stämme zu Tal geschafft, wo bald feurige Lohe die Gebeine der toten Krieger verzehrte.

Nach Pallanteum, der Stadt des Evandrus, war inzwischen nach all den Siegesnachrichten das dunkle Gerücht gedrungen, daß Pallas gefallen sei, und auch der Palast des greisen Herrschers stand unter dem Eindruck dieser Trauerbotschaft. Unermeßlicher Gram erfüllte das Volk und den seines Erben beraubten Vater. Totenfackeln in den Händen, eilten die Arkadier vor die Tore, und weithin beleuchteten die Flammen den Weg, auf dem der gefallene Königsohn heimwärts gebracht werden mußte. Bald trafen die beiden Züge aufeinander und kehrten vereint in tiefster Niedergeschlagenheit zur Stadt zurück.

Klagerufe erfüllten ganz Pallanteum. Von den Dächern der Häuser hatten die Frauen das Herannahen des Trauerzuges bemerkt und stürzten nun laut weinend durch die Straßen, dem verehrten Toten entgegen. Auch den greisen König Evandrus vermochten weder Gewalt noch Zuspruch zurückzuhalten. Er eilte weiter, bis er die Bahre vor sich sah, auf der sein Stolz und die Hoffnung seines Alters ruhte. Mit einem Schmerzenslaut warf er sich über den toten Sohn, und nur mühsam bahnten sich aus seinem Munde unter stetem Schluchzen abgerissene Worte des Jammers und des Abschieds.

Der König war edel und verständig genug, Äneas und die Troer für den Tod seines Sohnes nicht verantwortlich zu machen. Doppelt wünschte er nun den Dardanern den Sieg über die Feinde und hoffte nur das eine, daß Äneas den Tod des Pallas fürchterlich an seinem Mörder Turnus rächen werde. Dann wollte der greise König gern aus dem ihm nun verhaßten Leben scheiden, um drunten im Hades dem Sohn den Triumph des Gastfreunds über den wilden Rutuler zu verkünden.

Die Volksversammlung der Latiner

Im troischen Lager verstummten die Klagen um die vielen Toten drei volle Tage nicht; ununterbrochen rauchten die Scheiterhaufen, die von den einstigen Bewohnern Ilions in Gemeinschaft mit den Latinern zu Ehren ihrer Toten errichtet waren. Die

meisten Leichen der gefallenen Latiner wurden der heimatlichen Stadt zugeführt, um dort bestattet zu werden. Die Ankunft dieser teuren Überreste vermehrte noch den grenzenlosen Jammer, der dort schon auf das Gerücht von der furchtbaren Niederlage hin, zumal bei den Frauen, herrschte. Eine erregte Volksmasse flutete durch die Straßen. Mütter, die ihre Söhne verloren hatten, Witwen, die nun vereinsamt waren, Kinder, zu denen der Vater nicht mehr lebend heimkehrte, erfüllten mit ihren Wehklagen die Lüfte und fluchten dem gräßlichen Krieg, der sie so sinnlos um ihr Liebstes gebracht. Alle empfanden deutlich, daß nicht die Notwendigkeit einer Abwehr feindlicher Angriffe ihnen diese Verluste zugefügt, sondern daß die ehrgeizigen Pläne des Fürsten Turnus und seine Bewerbung um die Hand der Königstochter Lavinia Land und Volk gegen die ursprüngliche Absicht in den Krieg gerissen hatten.

»Wenn jenen Mann so sehr nach der Alleinherrschaft gelüstet,« riefen sie, »so möge er doch selbst mit dem Schwert in der Hand sich im Entscheidungskampfe dem fremden Fürsten gegenüberstellen. Für ihn nur mußten wir alle bluten!«

Die Empörung gegen Turnus wurde durch den greisen Drances, den Führer der Gesandtschaft an Äneas, noch verstärkt, der stets ein Gegner des stolzen, ehrsüchtigen Fürsten gewesen war. Aber nicht alle dachten wie er; auch Turnus hatte noch eine starke Anhängerschaft in der Stadt. Der Glanz früherer Siege umschwebte wie eine Glorie seinen Namen, und sein Ruhm ließ ihn unantastbar erscheinen; besonders aber schützte ihn der Einfluß der Fürstin Amata, die nicht aufhörte, ihn zum künftigen Eidam zu wünschen.

Dieser Zwiespalt im Volk vermehrte noch das Gefühl allgemeiner Unsicherheit und Gedrücktheit, und vollends trat Bestürzung ein, da rascher, als man gedacht, die Gesandtschaft zurückkehrte, die Latinus und Turnus hilfesuchend zu Diomedes nach dem südlichen Italien gesandt hatte. Dieser große Held, dessen Name von höchstem Ruhm aus den Kämpfen vor Ilion umstrahlt war, hatte, wie so viele seiner Genossen, nach dem zehn Jahre dauernden Krieg keine glückliche Heimkehr gefunden. Schwerer Familienzwist hatte ihn aus der ätolischen Heimat vertrieben, und so war der große Sohn des Tydeus gezwungen, sich ebenfalls neue Wohnsitze zu suchen, die er im südlichen Hesperien fand, wo er die Stadt Argyripa gründete. Schon bald nachdem Äneas gelandet war und die ihm

feindliche Gesinnung in der Stadt der Latiner die Oberhand gewonnen, hatte man von dort den Helden Venulus mit Boten und Geschenken abgesandt, um König Diomedes zu unterrichten, daß Reste seiner alten Erbfeinde, der Troer, unter Führung des Äneas an der Mündung des Tiberstromes gelandet seien und sich anschickten, dort die Macht des alten Ilion durch eine starke Siedelung zu erneuern. Turnus hatte gehofft, diese Nachricht werde allein schon genügen, den griechischen Helden zu entflammen, und ihm dessen Unterstützung im Kampf gegen den verhaßten Gegner sichern.

Allein diese Hoffnung ward grausam getäuscht; die Boten kehrten ohne Erfolg zurück. Weder ihre Bitten noch ihre Geschenke hatten den Sohn des Tydeus überreden können, noch einmal die Waffen gegen den alten Feind zu erheben. Dieser Bescheid ließ die letzte Hoffnung der Latiner zusammenbrechen. Tiefgebeugt glaubte Latinus nun noch klarer als vor Beginn des Krieges zu erkennen, daß die Götter gegen ihn und auf Seiten des Äneas seien. So berief er die Ältesten der Stadt zur Versammlung, und bald füllte ihre Schar die hohe Halle der Königsburg. Mit gesenkter Stirn saß König Latinus auf seinem Thron; gleich zu Beginn der Beratung hieß er die an Diomedes gesandten Boten vortreten und genauen Bericht über den Verlauf der Verhandlungen erstatten. Mit tiefem Schweigen hörte die Ratsversammlung zu, als Venulus also begann: »Bürger, alle Fährnisse des Weges haben wir glücklich überwunden und gelangten zu der hohen Stadt auf dem Gipfel des Garganus, die sich der argivische Fürst dort errichtet hat. Den großen Helden haben wir gesehen und jene Hand berührt, vor der die Mauern Ilions in den Staub sanken. Als wir die Geschenke vor seinem Thron ausgebreitet hatten und uns das Wort zur Rede erteilt ward, meldeten wir ihm den Namen unseres Volkes und unserer Heimat und erzählten, welcher Feind unser Land bedrohe. Aber der König fuhr nicht freudig auf, sondern erwiderte nur ruhig und freundlich: »Ihr glücklichen Völker Ausoniens, die ihr unter der göttlichen Herrschaft des milden Saturnus steht, welches Schicksal stört euch in eurer Ruhe auf und zwingt euch, euer Heil einem ungewissen Kampf anzuvertrauen? Wir alle, die wir unversehrt nach jenem großen Krieg von der troischen Flur wieder in die Heimat gelangten, haben nach dem Willen der Götter un-

nennbare Leiden erduldet, die selbst dem alten Priamos Mitleid erweckt hätten. Schwer mußten wir alle büßen. Die einen wurden von den Fluten verschlungen, andere fielen dem heimischen Mörder zum Opfer, und mancher Fürst hat gleich mir unglücklich und vertrieben sich ein neues Reich suchen müssen. Wohl weiß ich, wofür ich bestraft werde: im Übermut des Kampfes und der Jugend riß mich mein Ungestüm einst fort, gegen die Götter selbst meinen Speer zu erheben. Noch trübt die Erinnerung an all das Elend, das wir angerichtet, die Ruhe meiner Nächte. Treibt mich nicht in neue Kämpfe! Seit Pergamos fiel, steht mein Sinn nicht mehr nach Kampf und Streit. Nehmt die Geschenke wieder an euch, die ihr mir darreichen wollt, und bringt sie dem Äneas. Ich kenne seine Heldenfaust, auch wir haben uns im Kampf gemessen. Glaubt mir und meiner Erfahrung: er ist ein gewaltiger Held; wenn er seinen Schild erhebt und mit dem Speer anstürmt, so ist er unwiderstehlich. Hätte Ilion noch zwei Helden gehabt gleich ihm, so würden seine Mauern heute noch emporragen, und wir hätten uns nicht mit dem nur mühsam errungenen Sieg brüsten können. Wenn ihr meinen Rat hören wollt, so sage ich euch: Reicht dem tapferen, frommen Mann die Hand zum Bündnis, statt sie feindlich gegen ihn zu erheben. Wollt ihr aber mit Waffen gegen Waffen trotzen, so habt ihr die Folgen allein zu tragen; sie werden schlimm sein!«

So lautete der Bericht des Gesandten. Die Latiner standen zunächst bestürzt, doch bald erhob sich unter ihnen ein drohendes Murren, als höre man von fern das Rauschen der Brandung am felsigen Ufer. Nur langsam beruhigten sich die erregten Stimmen und Herzen, als König Latinus von seinem hohen Thron zu reden begann: »Besser wäre es für uns gewesen, wir hätten unsere Ratschlüsse wohlerwogen fassen können, solange wir noch frei waren und noch nicht ein nahender Feind unsere Mauern bedrängte. Wir haben getan, was Tapferkeit immer leisten konnte, und alle Kräfte angespannt. Aber wir kämpfen ohne den Segen der Götter gegen unbezwingbare Männer, deren Fürst selbst von den Himmlischen abstammt. Höret darum auf meinen Rat und beherziget ihn wohl: westlich von hier, nicht fern dem Tiber, besitze ich seit alters her ein Gebiet, das von Rutulern und Aurunkern bebaut wird. Berghöhen mit Fichtenwäldern begrenzen den Bezirk, der harte Feld-

arbeit erfordert und nur kärgliche Weide bietet, doch einem starken Geschlecht zum Wohnsitz geeignet sein kann. Laßt uns dies Land den Troern für ihre Siedelung anweisen und sie als Bundesgenossen einen Teil unseres Reiches bilden. Sollten sie es vorziehen, die ihnen verheißene Stadt auf andern Gefilden zu gründen und von hier zu scheiden, so wollen wir ihnen Erz und Geräte liefern, damit sie sich die nötigen Schiffe zur Weiterfahrt über das Meer bauen. Um schließlich ihren kriegerischen Sinn ganz zu besänftigen, ist es mein Wille, daß eine Gesandtschaft von hundert Männern der edelsten Geschlechter Friedenszeichen und herrliche Geschenke aus Gold und Elfenbein den Troern überbringen und ihnen zugleich die Kleinodien des Reiches anbieten soll. Erwägt meinen Rat, ehe es zu spät ist und das ganze Gebäude unserer Herrschaft stürzt!«

Wieder war es der alte Drances, der die Gesandtschaft ins troische Lager geführt hatte, der nun als erster seine Stimme erhob. Er war ein alter Mann und reich an Besitz. Im Kampf konnte er nicht mehr als Held gelten, aber an Gewandtheit der Rede überragte er alle andern. Er war das Haupt jener Partei, die in Turnus das Elend des Landes sah, und er selbst blickte scheelsüchtig auf den Ruhm des Rutulers.

»Im Herzen, edler König,« begann er, »stimmen dir alle bei, doch mancher fühlt sich verschüchtert und bedrückt durch den übermächtigen Mann, dessen wildes Drohen uns hochmütig in den Krieg hineinriß. Offen muß ich das sagen, wenn er mich auch mit seiner Rache verfolgen sollte. Du aber, o König, wirst deinen Frieden mit den Troern erst dann wahrhaft besiegeln, wenn du Äneas dein Versprechen erneuerst und ihm nochmals die Hand deiner Tochter Lavinia zusagst. Dann werden wir in ewigem Bund und dauernder Gemeinschaft mit dem fremden Volke leben können.« Darauf wandte sich der Greis an den Rutulerfürsten selbst, der sich gleich ihm unter der Versammlung befand.

»Gib deine herrischen Ansprüche auf, o Turnus,« rief er. »Was reißt du uns unglückliche Bürger um deiner stolzen Pläne willen in stets neuen Kriegsjammer! Das Heil eines Volkes liegt im Frieden, und um ihn bitten wir alle. Wir könnten ihn erreichen, wenn sich nicht dein Trotz immer wieder dagegen aufbäumte. Leichen haben wir nun genug, und unsere Äcker liegen verwüstet.

Willst du aber, daß bis zum Äußersten die Waffen entscheiden sollen, dann stelle dich selbst dem Feind und ringe mit ihm, Mann gegen Mann. Die Götter werden zeigen, wem sie den Sieg gewähren, und unsere Völker können dann endlich wieder frei aufatmen!«

Turnus fuhr in wilder Erbitterung über die aufreizenden Worte seines alten Gegners empor.

»Wenn es zu reden gilt, Drances,« sprach der Rutuler scharf, »so bist du immer allen voran, und am meisten da, wo der Kampf starke Fäuste verlangt. Das Schlachtfeld meidest du, doch gilt es eine Versammlung, so eilst du an der Spitze aller anderen hin. Sinnlos und feige ist es, jetzt den Beratungssaal mit Schwatzen zu erfüllen, während der Feind bereits gegen unsere Mauern rückt und seine Waffen vor unseren Toren klirren. Setze deine Worte so beißend, wie du vermagst, und zeihe mich feiger Furcht. Glauben wird dir keiner, der draußen die Haufen erschlagener Troer sieht, die mein Arm gefällt, und all die Zeichen meiner Siege. Wie kann man mich einen Geschlagenen schelten, wenn die Tiberwogen gerötet vom Blute der Feinde dahinströmen und Jammergeheul die Stadt des Evandrus durchzieht. Nur ein Unsinniger kann verkünden, daß das Heil nicht im Krieg liegt! Daß Diomedes uns nicht zu Hilfe eilt, braucht uns nicht niederzudrücken. Sind wir nicht selbst ein starkes Volk? Nennen wir nicht die Volsker unsere Bundesgenossen, und ist nicht mein eigener Arm noch da, um euch zu führen und zu schützen? Die große Kriegerin Camilla an der Spitze ihrer reisigen Scharen war noch immer unbezwinglich und wird ihre volskischen Reiter auch jetzt wie einen Sturmwind auf den Feind werfen. Wenn du aber, Drances, richtig gehört hast und jener Äneas mich allein zum Kampf herausfordert, um diesen Krieg zu entscheiden, so wisse: noch nie hat sich Turnus einem solchen Ruf entzogen. Stets werde ich bereit sein, dem fremden König entgegenzutreten, mag er auch auftreten, als wäre er Achilleus selbst, und sich mit Waffen schützen, die ihm die Götter gefertigt. Ich habe mich euch verbündet und dem Haus des Latinus meine Seele verschrieben. Ich erflehe vom Himmel, daß Äneas sich meiner Lanze stellen möge. Dann werden wir sehen, wessen Sache die Götter für die gerechte halten.«

Die neue Schlacht und Camillas Tod

Während so die Führer des Volkes mit harten Worten in der Ratsversammlung miteinander haderten und zu keinem Entschluß zu kommen schienen, drang plötzlich die Schreckensbotschaft in den Saal, daß die Etrusker und Troer bereits in geordneten Reihen den Tiberstrom heraufzögen und das ganze Gefilde besetzten. Wilde Aufregung bemächtigte sich aller. Keiner dachte mehr an Vermittlung und Frieden. Man schrie nach Waffen und drängte nach den Toren und Mauern, um die heranziehenden Feinde abzuwehren. Selbst jene, die anfänglich zum Frieden geraten, waren so von Furcht benommen, daß sie glaubten sich wehren zu müssen, und die Kriegswut der Jüngeren riß die Besonnenen und Zögernden mit fort. Die Stadt war von Lärm und Geschrei erfüllt, und Turnus schürte noch voll Hohn den neu aufflammenden Haß. Den Hauptleuten schrie er zu, daß sich die Volsker und Rutuler waffnen sollten, dem bewährten Messapus gebot er, die Reiter sich rüsten zu lassen; überall war er tätig, die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen. Von allen Seiten schleppte das Volk Geschosse und schwere Felsblöcke zur Abwehr auf die Mauern. Andere sicherten den Wall durch tiefe Gräben und trieben spitze Pfähle dicht am Rand der Böschung in den Boden. Die Luft war erfüllt vom Klang der Kriegshörner, und selbst die Frauen und Knaben leisteten auf dem Mauerkranz hilfreiche Hand. Die Königin Amata, die stets zum Krieg gegen Äneas getrieben, bestieg ihren Wagen und fuhr durch die Stadt zum Tempel der Minerva empor, während ein großes Gefolge von Matronen Opfergaben für die Göttin ihr nachtrug. Zur Seite saß ihr mit niedergeschlagenen Augen die schöne Lavinia, die der Anlaß all dieses kriegerischen Aufruhrs war. Mit dem Opferrauch mischten sich die Bittgesänge der Frauen um Sieg und göttliche Hilfe.

Turnus selbst schnallte rasch den goldenen Harnisch um, gürtete das mächtige Schwert um die Hüfte und setzte den ehernen Helm mit dem wallenden Roßschweif aufs Haupt. Brennend vor Kampflust und voll Siegeshoffnung stürmte er vor wie ein von der Fessel befreites Roß, das wiehernd in der Ebene dahinjagt. Am Tor traf er mit der kriegerischen Königin Camilla und ihren wilden

Reitergeschwadern zusammen. Als sie den Rutulerfürsten gewahrte, sprang die Jungfrau vom Roß, und gleichzeitig schwang sich ihr ganzes Gefolge vom Rücken der Pferde.

»Turnus,« rief die Jungfrau, »wenn der Tapfere mit Recht sich selber vertrauen darf, so werfe ich mich sofort an der Spitze meiner Volsker auf die feindliche Reiterei. Gewähre mir den Ruhm, den ersten Ansturm auszuhalten, und wache du derweil hier über die Stadt!«

Freudig über so viel Mut, heftete Turnus fest den Blick auf die Jungfrau und erwiderte: »Wahrlich, o Jungfrau, in dir schlägt ein tapfereres Herz als in mancher Männerbrust. Mit dir teile ich gern die Kriegsarbeit, die uns obliegt! Wie meine Späher melden, hat Äneas die Leichtbewaffneten und die Reiterei vorausgesandt; er selbst aber sucht mit dem Kern des Heeres auf einem versteckten Weg über den Rücken des Berges die Stadt zu erreichen. Dort, auf dem Marsch durch die steilen Schluchten, will ich ihn für immer vernichten. Leicht kann ich meine Scharen in den dunklen Wäldern verbergen und die Ausgänge der Täler besetzen, daß er nichts merkt, und dann aus dem Hinterhalt ihn unvermutet und verderbenbringend überfallen. Während ich selbst dort die Hauptmacht vernichte, wirfst du dich an der Spitze deiner kühnen Reiterei auf die feindlichen Geschwader und schlägst sie in die Flucht. Den Helden Messapus mit den berittenen Latinern lasse ich unter deinem Oberbefehl zu deiner Unterstützung hier zurück.«

Nach diesen Worten ermahnte Turnus noch einmal die zurückbleibenden Hauptleute, äußersten Widerstand gegen den Feind zu leisten, und rückte dann mit dem Kern des Heeres dem einsamen Waldgebirge zu.

Für den Ortskundigen war die Gegend zu einem hinterlistigen Überfall besonders geeignet. Der Feind konnte das Gebirge nur auf schmalem Pfad durch ein enges, von steilen Felswänden umschlossenes Tal durchqueren, deren Kämme finstere Wälder verhüllten. Befand sich das feindliche Heer erst einmal in diesem Engpaß, so war es bei einem Angriff von den Höhen aus unrettbar verloren, denn der Zugang zu dem Tal war ebenso schwierig wie der Ausgang und konnte mit wenig Leuten völlig versperrt werden. Äneas und seine Scharen gingen höchster Gefahr entgegen, da es Turnus gelang, vor den Troern unbemerkt die Höhen zu erreichen und

ringsum zu besetzen, daß selbst ein Kundiger das lauernde Verderben nicht bemerkt hätte.

Durch die offene Ebene rückte indessen die troische Reiterei und das etruskische Fußvolk auf die Mauern der Latinerstadt vor. Weithin wurden die Felder von den Rossen zerstampft, und ein beweglicher Wald starrender Speere, die im strahlenden Sonnenlicht funkensprühend glänzten, wälzte sich gleichsam brennend auf die Mauern zu. Dort ordnete Messapus schon die Reihen der Rutuler und Latiner. Sein Bruder Coras ritt ihm zur Seite, während Camilla die volskischen Reiter auf der Flanke befehligte. Bis auf Speerwurfsweite näherten sich die beiden Heere, blieben dann stehen und maßen einander mit drohenden Blicken. Es war wie eine Windstille vor dem Sturm, denn plötzlich drangen die Gegner mit wildem Geschrei aufeinander ein. Rosse bäumten in wildem Zusammenprall auf, ein Hagel von Geschossen verfinsterte die Luft, als ob ein schwarzes Unwetter vom Himmel krachte, und der Klang des aufeinanderschlagenden Erzes mischte sich mit dem Schmettern der Drommeten, dem Stöhnen und Schreien der Verwundeten.

Schon bald, nachdem die ersten Speere gewechselt, gerieten die latinischen Reihen in Verwirrung. Die Leute des Messapus warfen ihre Schilde auf den Rücken und wandten die Rosse zur Flucht gegen die Mauern der Stadt. In unbesonnenem Jubel stürzten die Troer nach und wähnten sich schon Sieger; doch die Feinde hatten nur eine List gebraucht. Plötzlich und unerwartet warfen sie sich in schneller Umkehr auf den verblüfften Verfolger, der nach kurzem Widerstand in Unordnung geriet und unter schweren Verlusten zurückweichen mußte. Es war, als wechselten in rascher Folge Ebbe und Flut, denn dreimal wiederholte sich der Vorgang, bis die Schlachtlinie zum Stehen kam. Nun kämpfte Mann gegen Mann, ein wildes Gemetzel begann. Siegesjubel und Todesschreie mischten sich zu grauenvollem Durcheinander, schwerwunde Rosse stürzten und schlugen mit den Hufen um sich; Lachen von Blut bedeckten den Boden, und der Staub wirbelte in dichten Wolken zwischen den blitzenden Waffen zum Himmel auf.

Mitten in das Morden jagte allen voran und mit gellendem Frohlocken Camilla. Sie war geschürzt wie eine Amazone, in der linken Hand hielt sie ein Bündel schlanker Lanzen, die sie wie eine verderbenbringende Saat nach allen Seiten tödlich schleuderte.

Dann schwang sie die Streitaxt, schnellte den spitzen Pfeil vom Bogen, und der goldene Köcher klirrte bei dem wilden Ritt auf ihrem Rücken. Eine erlesene Schar kampflustiger Jungfrauen folgte der Fürstin dicht auf den Fersen, darunter Larina, Tulla und Tarpeja, die tapfersten Töchter Italiens, die von Camilla selbst zu heldenkühnem Kriegshandwerk herangebildet waren und nun, treu bis zum Tod, die Herrscherin niemals verließen.

Wo sich die Waffen der kriegerischen Jungfrau zeigten, da sanken Troer und Etrusker tot zu Boden, wie Kornschwaden, die die Sichel mäht, und niemand wagte Widerstand zu leisten. Auch Aunus, einer der tapfersten Apenninbewohner, ward von banger Furcht ergriffen, als er im Kampfgetümmel sich plötzlich Camilla gegenübersah. An Entrinnen war nicht zu denken, der Tod aus der Hand dieser furchtbaren Frau schien ihm gewiß. In seiner Not griff er zur List, indem er höhnisch rief: »Ist das etwa rühmlich, Camilla, wenn du dich einem tapfern Roß anvertraust? So ist die Flucht gar leicht; wolltest du zu Fuß den Kampf mit mir wagen, dann würde dein eitles Prahlen bald gewahren, wer der Stärkere ist!«

Tief verletzten diese Worte Camillas Ehrgefühl. Sie schwang sich vom Rücken ihres Pferdes, zog das Schwert und erwartete, daß Aunus ein Gleiches tun und den Kampf mit ihr beginnen würde. Sobald der aber seine List gelungen sah, wandte er sein Roß und gab ihm die Sporen, um sich durch eilige Flucht aus dem Bereich der gefürchteten Kriegerin zu retten. Doch kaum bemerkte Camilla die feige Absicht, so rannte sie in stürmischem Lauf dem Fliehenden nach, fiel dem Pferd in den Zügel und durchbohrte Aunus mit dem Schwert, indem sie rief: »So möge es allen Feiglingen und Betrügern ergehen! Wenn Äneas keine mutigeren Krieger hat, wird er gewahren, daß keiner lebend zu ihm zurückkehrt.«

Auf seiten der Troer und Etrusker erwies sich der starke Tarcho als gewaltiger Held. Er trieb sein Roß durch die weichenden Geschwader der Seinen und feuerte sie mit wilden und erbitterten Worten zu kräftigem Widerstand an. Der Fürst war aufs höchste ergrimmt über das feige Zagen seiner Leute, und um sie durch sein Beispiel zu ermutigen, warf er sich furchtlos und kühn mitten in die dichtgescharten Feinde. Er stürmte gerade auf jenen Venulus zu, der die vergebliche Gesandtschaft an König Diomedes befehligt

hatte. Kaum war der Etruskerfürst hart neben dem Pferd des Feindes, so packte er Venulus mit der Faust und riß ihn auf den eigenen Sattel herüber. Ein lauter Schrei des Entsetzens erscholl auf Seiten der Latiner bei diesem kühnen Heldenstück, Tarcho aber flog bereits davon und suchte dem Gegner mit dem abgebrochenen Schafte seiner Lanze den Todesstoß durch einen Spalt der Rüstung zu versetzen. Angstvoll wehrte sich Venulus in seiner verzweifelten Lage und schützte mit der Hand die gefährdete Kehle. So glich das Paar einem stolzen Adler, der mit den Krallen eine Schlange geraubt und sie durch die Lüfte davonträgt, während die Natter zischend und sich bäumend den Räuber zu beißen trachtet. Aber so wenig der Vogel seine Beute fahren läßt, so wenig ließ Tarcho den Gefangenen locker und sauste siegprangend mit ihm der etruskischen Schlachtreihe zu. Das Vorbild ihres tapferen Feldherrn hatte den Mut der Krieger entflammt. Sie fanden ihre Zuversicht wieder und warfen sich nun der latinischen und volskischen Reiterei kühn entgegen.

Der Held Arruns besonders drängte sich in die Nähe der kämpfenden Camilla und spähte, ob ihm nicht der Zufall eine Blöße zeigen würde, wo er die streitbare Jungfrau tödlich treffen könnte. Unermüdlich umkreiste er die Volskerfürstin mit geschwungenem Speer und ließ sie nicht aus den Augen, ohne aber selbst zum Angriff zu schreiten.

Camilla achtete kaum auf ihn, der zum Angriff keinen Mut zu haben schien. Sie verfolgte gerade den Kybelepriester Chloreus, der auf bäumendem Roß im Schmuck seiner prunkvollen phrygischen Rüstung vor ihr dahinflog. Mit goldenen Schuppen umgab der Panzer dicht seinen Leib wie schimmerndes Gefieder, darüber wallte ein dunkler Purpurmantel, und ein herrlicher goldener Helm leuchtete vom Haupt des kriegerischen Priesters. Der goldene Köcher klirrte auf seiner Schulter, während er von dem prächtigen Bogen Pfeil um Pfeil entsandte. Wie verblendet folgte Camilla dieser funkelnden Erscheinung. Vielleicht gierte sie in weiblicher Lust nach dem schimmernden, fremdartigen Kriegsschmuck des Priesters, um selbst in dessen Waffengeschmeide zu prunken; vielleicht aber wollte sie es nur erobern, um das erbeutete Gold als Siegespreis dem heimischen Tempel zu weihen. Da das ganze Trachten der Jungfrau einzig diesem einen galt und sie keines andern Feindes mehr achtete,

näherte sich ihr Arruns immer mehr und flehte zum himmlischen Apollo, seiner Lanze Kraft und sicheren Flug zu verleihen, ihm selbst aber glückliche Heimkehr zu vergönnen. Halb gewährte der Gott die Bitte, zur Hälfte versagte er sie. Arruns schleuderte seine Waffe in mächtigem Schwung gegen die Königin; angstvoll richteten die Volsker ihre Augen auf den fliegenden Speer, nur Camilla selbst war so auf die Besiegung des Chloreus erpicht, daß sie den sausenden Flug des Geschosses weder sah noch hörte, bis ihr die Lanze jäh in die offene Brust fuhr und das Blut hoch aufspritzte. Mit lautem Schreckensruf eilten ihre Gefährtinnen herbei und fingen die sinkende Gebieterin in ihren Armen auf, während Arruns, erschrocken über seine eigene Tat, entwich und sich hinter den Reihen seiner Landsleute vor rächendem Angriff zu bergen suchte, gleich dem Wolf, der nach nächtigem Abwürgen der Schafe vor einem Geräusch feige in den Wald zurückflieht. Sterbend suchte derweil Camilla die scharfe Spitze des Speeres aus der tiefen Wunde zu ziehen; ihr Blick brach, und die Purpurröte ihres schönen Gesichts ging in Totenblässe über. Mit letzter Kraft wandte sie sich zu Akka, ihrer liebsten Gespielin, die ihr stets am treusten angehangen, und flüsterte mit verlöschender Stimme: »Es ist zu Ende, Geliebte! Schon naht mir der Tod, und alles wird dunkel um mich. Eile davon zu Turnus, so schnell du kannst, und melde ihm mein letztes Wort: die Schlacht ist verloren, er möge so rasch wie möglich mit seinen Scharen herbeieilen, um die Stadt vor den Troern zu retten.«

Schlaff entsank dann der Zügel ihrer Hand, und die heldenmütige Jungfrau glitt verscheidend vom Rücken ihres Rosses.

Schmerzensgeheul erscholl aus den Reihen der Volsker, und nun erst entbrannte der Kampf zu höchstem Wüten. Auf allen Seiten raste ein gräßliches Toben, jeder nahm seine ganze Kraft zusammen, um niederzumachen, was ihm im Weg stand. Ein Blutdurst ohnegleichen schien alle erfüllt zu haben, doch die Volsker und Latiner waren nach dem Tod ihrer Führerin verwirrt, und ihre Reihen gerieten ins Wanken.

Hoch vom Olymp hatte das Auge Dianas sorgend auf Camilla geruht, und mit tiefem Schmerz mußte die Göttin sehen, daß ihre Macht nicht ausreichte, die edle Jungfrau vor dem schicksalbestimmten Tod zu schirmen. Aber frei stand ihr, den Mörder zu strafen, und so lenkte sie einen verirrten Pfeil hinter die Reihen der Etrusker mitten

in Arruns' Brust, der röchelnd niederstürzte und unbeachtet unter den Hufen der Rosse im Staub liegen blieb.

Die Rutuler wurden von der Flucht der volskischen Reiterei mit fortgerissen, nicht länger vermochten die Führer die verängsteten Reihen aufzuhalten. Mit abgespanntem Bogen, den Schild auf dem Rücken, jagten die Reiter erschrocken über das Gefilde hin, daß eine dunkle Staubwolke aufwirbelte und sich den Mauern der Stadt entgegenwälzte. Dort standen die Mütter und Frauen der Latiner auf den Zinnen, rauften sich die Haare, schlugen an ihre Brust, und ihr Jammergeheul erfüllte die Lüfte. Durch die geöffneten Tore stürzten die Scharen der Fliehenden herein und mit ihnen viele Feinde, die niedermetzelten, was ihnen vor die Waffen kam. Viele Krieger mußten noch im Schutz ihrer Häuser das Leben lassen. In blindem Schreck vor dem unerwarteten Eindringen der Etrusker wurden die anderen Tore voreilig zugeworfen, daß viele der Latiner draußen abgeschnitten und, da sie weder vorwärts noch rückwärts zu entfliehen vermochten, dem wütenden Feind hilflos preisgegeben waren.

Unterdessen war die Volskerin Akka auf raschem Roß den dunklen Gründen des Bergwalds zugeeilt, um das letzte Gebot ihrer Herrin zu erfüllen und den Rutulerfürsten in dem Hinterhalt, den er Äneas gelegt, vom Tod Camillas und dem unglücklichen Verlauf der Schlacht zu unterrichten. Die Schreckenskunde drang Turnus tief ins Herz; ganz anders hatte er sich den Ausgang vorgestellt. Wut und Gram kämpften in ihm mit der Unentschlossenheit, was zu tun sei. Verharrte er mit seinen Kriegern hier auf den Höhen, so war Laurentum verloren; zog er aber der Stadt zu Hilfe, so konnte das feindliche Heer ungehindert die Schlucht durchqueren und dem sicheren Verderben entrinnen. Nach langem Schwanken, wenn auch widerstrebend, entschied sich der Rutulerfürst, den Rat Camillas zu befolgen und den Hilferufen der geängstigten Stadt Folge zu leisten. Mit finsterer Miene gab er den Befehl, von den Berghöhen in die Ebene zu rücken, um dort die Latinerfeste zu entsetzen. Mißmutig und grollend zog das Heer aus seinen dunklen Verstecken in die offene Niederung. Noch waren sie kaum dort angelangt, als Äneas mit den Seinen den düsteren Engpaß erreichte, ungehindert durchmarschierte und glücklich durch den schmalen Ausgang, sichtlich von Götterhänden beschützt, auf die offenen, sanften Hänge

gelangte, die sich vom Fuß der Bergwände in das flache Gefilde vor der Stadt senkten. Da gewahrte der Troerheld zu seinem Erstaunen in der Ferne das vor ihm dahinziehende Heer der Rutuler, und auch dieses hörte hinter sich den Waffenlärm und sah voll Ingrimm nach dem unversehrten Feind zurück, dem es ein sicheres Verderben hatte bereiten wollen. Der Abstand der beiden Heere voneinander war nicht groß, und so formten sich beide voll Haß und Erbitterung zur Schlachtordnung. Jedoch die nun rasch hereinbrechende Nacht machte den Beginn des Kampfes unmöglich, und so lagerten sich denn die waffenstarrenden Scharen dicht vor der Stadt; die einen bereit, sie am nächsten Morgen mit ihrem Herzblut zu verteidigen, die anderen entschlossen, die Feste siegreich zu stürmen, koste es, was es wolle.

Unterhandlung und geplanter Zweikampf

Als Turnus gewahrte, daß die verzweifelten Latiner nur auf ihn ihre Augen richteten und in ihm ihre letzte Hoffnung sahen, wuchs sein Selbstbewußtsein noch mehr, aber auch seine Scham über die Niederlage und sein Verantwortungsgefühl den geängsteten Bürgern gegenüber. Dem verwundeten Löwen gleich, der seine blutige Mähne schüttelt und sich noch wütender auf den Gegner stürzt, fühlte der Rutulerfürst wildes Verlangen, den Kampf zu erneuern und seine ganze Person für den Sieg einzusetzen. Voll innerer Empörung trat Turnus ungestüm vor den greisen König Latinus und sprach: »Meine Schuld soll es nicht sein, wenn sich der Kampf noch länger hinauszieht oder der zagende Feind seine Herausforderung nicht ernst gemeint hat! Ich bin bereit, wie ich es immer war, mich jenem fremden Fürsten im Zweikampf zu stellen. Ordne feierliche Opfer an, Vater, und laß uns mit dem Heer da draußen einen Vertrag schließen. Unsere Leute und die fremden Krieger mögen die Waffen ruhen lassen, während ich mit Äneas den Entscheidungskampf ausfechte. Entweder schickt mein Arm noch heute jenen asiatischen Flüchtling zum Tartarus hinab und tilgt damit all die erlittene Schmach, oder jener raubt mir als Sieger das Leben und mag dann Lavinia als Gemahlin heimführen!«

Des Königs Latinus Sinn war stets mild und weise. In seinen Adern floß nicht mehr das leicht entzündliche Blut der Jugend,

sondern gelassen erwog sein Herz, was für sein Volk und die ihm Nahestehenden das Beste sei. So suchte er denn mahnend Turnus zurückzuhalten und sein Ungestüm zu besänftigen.

»Jüngling,« sprach er, »je verwegener dein trotziger Mut aufbraust, umso mehr ist es meine Pflicht, dich zu beraten und die Schicksalsmöglichkeiten zu erwägen, denen ein solcher Zweikampf ausgesetzt ist. Von deinem Vater Daunus besitzt du bereits ein großes Reich. Viele Städte nennst du als Erbe dein eigen und hast noch zahlreiche andere dir durch die Kühnheit deines Armes unterworfen. Hoch stehst du in meiner Gunst, und von dem Reichtum der Latiner geht viel auf dich über. Manch hochedles Geschlecht wohnt in diesem Land, das dankend die Götter preisen würde, wenn du von ihren schönen Töchtern eine freitest. Obgleich es deinen Ohren schmerzlich sein wird, ist doch der Augenblick gekommen, um dir die volle Wahrheit offen zu verkünden: Heilige Orakelsprüche der Götter und weise Warnungen von Menschen, denen die Beschlüsse des Schicksals offenbart sind, verbieten mir, meine Tochter einem der bisherigen Freier und besonders einem italischen Fürsten zum Weib zu geben. Nur die engen Bande unserer Verwandtschaft, meine Liebe zu dir und die Tränen meiner Gemahlin haben es vermocht, daß ich dies göttliche Gebot mißachtete und dir versprach, dich zum Eidam zu wählen. Nun siehst du selbst, welch schlimmes Geschick mich und mein Land seit der Mißachtung jener Göttersprüche betroffen hat. Als eine Strafe des Himmels lastet dieser Krieg auf uns und nicht am wenigsten auf dir selbst. Zweimal sind wir vernichtend geschlagen worden. Warm und rot vom Blut unserer Leute rauscht der Tiber dahin, und weithin auf dem Gefilde bleichen die Gebeine meines Volkes. Zwiespalt zerreißt meine Seele, und ich selbst finde nicht den rechten Ausweg in der Wirrnis meiner Befürchtungen. Was soll ich tun, wenn das Schicksal dich auf der Walstatt fällt? Ziemt es mir dann noch, den einstigen Bund mit den Troern zu erneuern? Ist es nicht besser, ich führe dies aus, solang du lebst? Was würde ganz Italien von mir denken, wenn ich selbst dir zu diesem Zweikampf riete und du womöglich unterlägest? Vergiß nicht, wie launenvoll der Kriegsgott seine Gunst verschenkt; erbarme dich deines greisen Vaters, der fern im heimischen Ardea sich in Gram und Sorge um dich verzehrt. Überwinde dich selbst und tritt freiwillig von deiner Werbung um La-

vinia zurück, denn nur sie ist der Anlaß des Kampfes, und dein Verzicht bringt den kampfmüden Völkern Frieden.«

Doch diese weisen und gütigen Worte prallten wirkungslos an Turnus' unbeugsamem Sinn ab, ja sie entflammten seine Kampfgier nur noch ärger. Stolz alle Gefahr verachtend bestand der Rutulerfürst darauf, den Gegner zum Zweikampf herauszufordern. Selbst die Tränen der Königin Amata, die ihm so sehr zugetan war, vermochten nicht sein Herz zu rühren. So sehr die Fürstin anfangs den Kampf selbst geschürt hatte, so sehr bangte ihr jetzt vor dem Tod ihres Lieblings und den schweren Folgen, die sie für ihre Feindschaft von Äneas befürchtete. Amatas Wehklagen und jammernde Bitten riefen die schöne Lavinia herbei. Auch ihr rannen Tränen über die Wangen, die in holder Scham erglühten, und der Liebreiz der um ihn so bangenden Jungfrau durchbebte Turnus' Herz so stark, daß er, statt vom Kampf zurückzustehen, nur noch heißer danach begehrte. Eifersüchtige Wut, den verhaßten Gegner niederzustrecken, kochte in seinem Herzen, und er sprach zu den Frauen: »Quält mich nicht mit euren Tränen und eurer bangen Ahnung! Meine Wahl ist nicht mehr frei, der Feind hat mich herausgefordert, und meine Ehre gebietet mir, seinem Ruf zu folgen. Du, Idmon,« wandte er sich an seinen Waffengenossen, »eile sofort zum Lager der Troer und melde ihrem Fürsten, daß er und ich unseren Völkern Waffenruhe anbefehlen und morgen in der Frühe, wenn der Himmel sich rötet, auf Leben und Tod mit unserm Blute den Krieg im Zweikampf entscheiden wollen. Dort auf der Walstatt wird sich zeigen, wem die Götter Lavinia zur Gemahlin bestimmt haben.« Mit diesen Worten stürmte der Rutulerfürst seinem Lagerplatz zu. Er schrie nach seinen Rossen, die weiß wie der Schnee waren und im Lauf an Schnelligkeit mit den Winden wetteiferten. Seine Waffen ließ sich der Fürst reichen, rüstete sich mit dem goldfunkelnden Panzer, gürtete das Schwert um die Hüften und setzte den Helm mit den goldenen Hörnern aufs Haupt. Dann griff er nach dem gewaltigen Speer, der an eine hohe Säule gelehnt stand, und rief: »Jetzt gilt's, du Unbesiegter! Einst trug dich der gewaltige Kriegsheld Aktor, jetzt schwingt dich die Rechte des Turnus. Noch dies eine Mal halte treu zu mir, mein Speer, durchbohre das Herz meines Feindes, daß er entseelt zu Boden stürze und seine weibischen Locken im Staube fegen.«

Glutflammen schossen aus den Augen des Königs. Seine Stimme klang wie das dumpfe Gebrüll des Stieres, der drohend in den Kampf stürzt und, noch ehe er den Gegner erreicht, wütend die Hörner an Baumstämmen oder Erdschollen versucht. So probte auch Turnus in zornigem Kampfspiel seine Kräfte vor der entscheidenden Stunde. Aber auch Äneas drüben im Lager der Troer war von froher Kampflust beseelt, als ihm die Botschaft zugegangen war, daß der Rutulerfürst seine Herausforderung angenommen habe. Voll Siegeszuversicht sprach er den ihn umdrängenden Freunden und dem bangenden Askanius Mut ein und sandte Boten zu König Latinus, um ihm sein Einverständnis mit den Bedingungen kundzutun.

Kaum graute am nächsten Morgen im frühen Osten der junge Tag und tauchte Helios mit seinem feurigen Sonnengespann über den Gipfeln der Berge empor, als die Rutuler und Troer auf dem Raum zwischen den beiden Heeren zusammentrafen, um den für den Zweikampf bestimmten Platz regelrecht abzumessen. In der Mitte wurden für das Herdfeuer und die Opfer der Götter Altäre aus Rasen errichtet; Feuer und Wasser wurde herbeigeschafft, und bekränzte Priester brachten die Opfertiere. Aus den Toren der Stadt strömten die Latiner in Scharen, um dem entscheidenden Augenblick beizuwohnen, und in weitem Umkreis um den abgegrenzten Bezirk lagerten sich die beiden Heere, trotz der Waffenruhe mit funkelndem Erz gerüstet, als stände ihnen eine hitzige Schlacht bevor. Durch ihre Reihen eilten in goldenen Helmen und Purpurmänteln die Führer und hielten die Ordnung aufrecht. Auf ein gegebenes Zeichen wurde der Platz in der Mitte völlig geräumt, die Krieger stießen ihre Speere fest in den Boden und lehnten ihre Schilde daran. Selbst die nichtbewaffneten Latiner, die Frauen, die wankenden Greise und die Jugend wollten dem Kampf beiwohnen, und wer nicht in die Ebene hinauszueilen vermochte, der klomm auf die Mauerzinnen, auf die Türme und Dächer der Stadt, um nichts von dem blutigen Schauspiel zu verlieren.

Unter den Göttern, die von der Höhe des Olymp herab aufmerksam das Schicksal ihrer feindlichen Günstlinge verfolgten, gewahrte Juno mit Betrübnis, daß ihre Macht nun nicht mehr ausreichte, um ihren Liebling Turnus weiter vor schlimmem Schicksal zu bewahren. Schon hatte sich die Göttin in das Unvermeidliche

gefügt, daß ihr Haß gegen das Volk der Troer einmal ein Ende nehmen und sich zu ihren Gunsten wandeln mußte. Aber noch wollte sie die Entscheidung so lange hinauszögern, wie es ihr möglich war. Selber mochte sie nicht mehr eingreifen, aber sie trat auf dem Gipfel des Albanergebirges, das damals noch namenlos war, an die Nymphe Juturna heran, die göttliche Schwester des Rutulerfürsten. In ernster Besorgnis verkündete sie dieser, daß der Tag heraufdämmere, den die Parzen dem Heldenkönig als den letzten gesponnen.

»Ich sehe,« sagte sie, »wie mein Held in seinen letzten Kampf zieht. Ich kann ihm nicht helfen, aber auch mein Herz nicht von ihm wenden. Dir, o Juturna, fällt die Aufgabe zu, ihn zu schützen! Wage es und vereitle den Zweikampf, der da drunten vor sich gehen soll. Bringe die Völker dahin, die geschlossenen Verträge zu brechen, und du wirst deinen Bruder noch einmal vor dem tödlichen Streich bewahrt haben.«

Nach diesen Worten schwang sich Juno wieder zum Olymp empor und überließ Juturna die Entwicklung der Dinge.

Schon sahen die Völker aus den Toren von Laurentum den greisen König Latinus auf prächtigem Viergespann heranziehen. Um seine Schläfen schlang sich ein Diadem mit zweimal sechs hellleuchtenden Goldstrahlen, ein Zeichen der Abstammung des Herrschers vom Sonnengotte Sol. Ihm folgte Turnus, zwei riesige, erzbeschlagene Speere in der Faust, auf seinem schimmernden Kampfwagen, den zwei herrliche Hengste zogen. Von der anderen Seite schritt in königlicher Haltung Äneas heran, eingehüllt in die flammende Wehr des Schmiedegottes und leuchtend wie ein strahlender Stern; ihm zur Seite ging sein jugendlicher Sohn Julus, die heranblühende Hoffnung Italiens. Festlich gekleidete und bekränzte Priester geleiteten die Opfertiere zu den Altären, und die Fürsten streuten ihnen, das Antlitz zur Sonne gewandt, gesalzenes Mehl auf die Stirnen, schnitten mit den Schwertern das Stirnhaar der Tiere ab und sprengten den Göttern den Weihetrank. Dann erhob Äneas die Hände zu den Himmlischen und betete: »Sei du Zeuge meines Schwures, o Sol, und auch du, allmächtiges Götterpaar Jupiter und Juno! Dich auch, Mars, herrlicher Gott des Krieges, rufe ich, und auch ihr Quellen und Ströme und Lüfte dieses Landes, um das ich so viele Beschwerden erlitten! Hört alle mein Gelöbnis:

gebt ihr Turnus, dem König der Ausonen, den Sieg, so ziehe mein Sohn Julus zur Stadt des Evandrus, und troische Krieger sollen nie wieder ihr Schwert gegen Latium erheben. Winkt aber Mars mir Gewähr, so sollen die Latiner nicht etwa Untertanen der Troer werden. Ein Bund vereine beide Völker, und Latinus walte weiter über das ganze Reich. Mir aber sei es vergönnt, an der Seite der Königstochter Lavinia den Troern neue Mauern zu erbauen und hier im Land Italien Ilions Macht zu erneuern.« Mit heiligem Eid leistete König Latinus den gleichen Schwur.

Der Treubruch und die Erneuerung der Schlacht

Mit wechselnden Gefühlen hatten die Rutuler den Vorbereitungen zum Zweikampf zugesehen. Die alte Siegeszuversicht war von ihnen gewichen, und der Ausgang schien ihnen zweifelhaft, wenn sie der vielen Beweise gedachten, die Äneas von seiner Heldenstärke gegeben. Düsterer noch wurden ihre Herzen, als sie den Rutulerfürsten ungewohnt bleich, schweigend und mit gesenktem Haupt zum Altare treten sahen. Diesen Augenblick wählte nun seine göttliche Schwester Juturna, treu der Mahnung Junos eingedenk, und mischte sich unter das murrende Kriegsvolk in der Gestalt des erlauchten Kamers, der im Heer als einer der entschlossensten Streiter galt. Hastig durcheilte sie die Reihen und schürte flüsternd den Aufruhr, der in den Herzen der Rutuler emporkeimte.

»Ihr Rutuler,« sprach sie mit leiser Stimme, »schämt ihr euch denn gar nicht, für so viele streitbare Männer, die den Kampf tapfer entscheiden könnten, nur das Leben eures Königs solch drohender Gefahr preiszugeben? Seid ihr denn an Zahl oder gar an Kraft den Feinden unterlegen? Wenn jeder von uns aus den vereinten Völkern der Troer, Arkadier und Etrusker Mann für Mann sich einen Gegner heraussuchen wollte, würde es uns an Gegnern mangeln. Sollte unser König Turnus an den Altären der Götter fallen, so wird er zwar wie ein Opfer zu den Himmlischen emporsteigen und sein Ruhm ewig im Mund der Nachwelt fortleben. Was aber sollen wir dann tun? Wir werden unsere Heimat verlieren und uns einem trotzigen Zwingherrn beugen müssen. Und

das alles, weil wir hier träg und tatenlos im Gras lagern statt zu kämpfen!«

Diese Worte wirkten, als ob man Öl in Feuer gösse. Lauter und unwilliger ward das Gemurmel, und in den Reihen der Rutuler gärte es. Auch auf die Kriegshaufen der Latiner sprang die kampflüsterne Stimmung über, nachdem sie noch selbst kurz vorher den Krieg verwünscht und eine Einigung mit den Troern erfleht hatten. Vollends aber brachte Juturna die Gemüter ins Wanken durch ein verwirrendes, sinnbetörendes Wunderzeichen am Himmel, das alle so auslegen mußten, als ob sie recht daran täten, unter Nichtachtung der Verträge den Zweikampf zu verhindern. Goldbeglänzt sahen sie den Adler Jupiters durch den Äther schweben und die Vogelscharen am Ufer durch sein Erscheinen verscheuchen. Dann stürzte sich der riesige Raubvogel bis zu den Wellen nieder, packte den schönsten Schwan und riß ihn mit verwegenen Krallen zur Himmelshöhe empor.

Staunend sahen die Rutuler diesen Vorgang und gewahrten nun plötzlich, wie die erst verscheuchten Vogelschwärme ihre Flucht hemmten und sich wie ein dunkles Gewölk, das die Luft verfinstert, schreiend auf ihren Feind, den Adler, warfen. Von der Übermacht bedrängt und von der Last der Beute erschöpft, ließ der mächtige Räuber den Schwan aus den Klauen fahren, und während dieser gerettet in den Fluß niederglitt, floh der Adler dem Gebirge zu.

Ein verhaltener Freudenschrei ging durch die Reihen der Rutuler und Latiner bei diesem Vorgang. Ihre Hände umspannten die Waffen, und gierig lauschten alle dem Seher Tolumnius, der ihnen weissagend deutete, was sie schon selber so sehr gewünscht. In kecker Rede forderte er die Krieger auf, Jupiters deutlichen Wunsch zu erfüllen und mit gezückten Schwertern auf den nichtsahnenden Feind zu stürzen, um ihren König Turnus vor dem verwegenen asiatischen Eindringling zu schützen.

Schon erhob Tolumnius seine Lanze. Drüben in den Reihen der Feinde standen die neun schlanken heldenhaften Söhne des Arkadiers Gylippus, einer schöner als der andere und alle von der gleichen etruskischen Mutter geboren. Gerade den stattlichsten der Jünglinge durchbohrte nun Tolumnius mit dem Speer und streckte den jungen Krieger blutüberströmt tot zu Boden. Lautes Geschrei und wirrer Aufruhr erhob sich. Die Brüder des hinterhältig Ge-

mordeten stürzten rachedurstig auf den tückischen Seher, vor den sich nun als Schutz andere Latiner stellten. Rasch griff der Streit um sich, kein Gebot und keine Macht der Welt hätte die entfesselte Wut zu zügeln vermocht. In wenigen Minuten waren die Altäre weggefegt, Wolken von Pfeilen rauschten wie ein eherner Hagel nieder. König Latinus selbst floh mit den Götterbildern auf seinem Wagen aus dem wilden Gedränge der Stadt zu. Keiner dachte mehr an die gelobten Verträge und das verheißene Bündnis. Alle stürzten sich mit lautem Kriegsgeschrei in den überall brennenden Kampf, und ein furchtbares Morden erhob sich von neuem.

Mitten in dem wilden Toben streckte Äneas seine unbewehrte Rechte gen Himmel, stellte sich mit dem vom Helm entblößten Haupt den Seinen entgegen und suchte sie mit donnerndem Ruf vom Kampfe zurückzuhalten. Ihm war der geschlossene Vertrag heilig, und Ingrimm übermannte ihn, wenn er daran dachte, wie nahe er durch einen Sieg über Turnus dem längst erhofften Ziele gewesen wäre. Da, während er noch mit mahnenden Worten das Unheil einzudämmen suchte, kam ein tückischer Pfeil von der Hand eines unbekannten Schützen geflogen und traf den Helden so schwer, daß er wankend aus dem Schlachtgetümmel geführt werden mußte.

Als Turnus sah, daß Äneas wund die Wahlstatt verließ, flammte neue Hoffnung in ihm auf. Er schrie nach seinem Streitwagen, schwang sich wie ein heller Strahl hinauf und raste dahin, wo der Kampf am dichtesten wütete. Rechts und links streckten seine Geschosse die erschrockenen Feinde nieder. Die Räder seines Wagens zermalmten die Gefallenen, und die schimmernden Rosse stampften mit ihren Hufen über Sterbende hin. Rings war der Rasen wie von blutigem Tau besprengt, und darüber fuhr das Sturmgebraus der Schlacht, erbarmungslos und ohne Ende. Die Reihen der Troer wankten, und der Rutulerfürst drängte sie jauchzend weiter und weiter zurück, wie der eisige Nord die Wolken am Himmel dahinjagt und die Wellen wider das Gestade wirft.

Während sich das Feld mit Leichen bedeckte und den Latinern der Sieg zuzufallen schien, hatten Mnestheus und der treue Achates den blutenden Äneas trauernd hinter das Lager geleitet, und auch Askanius wich in Angst und Sorge nicht von der Seite des getroffenen Vaters. Schwer stützte sich der Held auf die gewaltige

Lanze, mit mühsamem Schritt schleppte er sich fort. Vergebens versuchte er den abgebrochenen Pfeil aus der Wunde zu ziehen; so rief er nach dem Wundarzt, der das Geschoß herausschneiden und ihn selbst wieder kampffähig machen sollte. Der heilkundige Japis, den noch Apollo selbst unterwiesen, eilte herbei und versuchte den Pfeil in der Wunde zu lockern. Mit zusammengebissenen Zähnen hielt Äneas den furchtbaren Schmerzen stand, ohne daß ein Laut seinen Lippen entfuhr, während wehklagend und voll Tränen rings die Getreuen ihren Fürsten umstanden. Japis suchte mit lindernden Kräutern das Blut zu stillen und den Pfeil in der Wunde gefügig zu machen. Aber er saß unbeweglich fest, und selbst als der Arzt ihn mit eiserner Zange zu packen und herauszuziehen trachtete, war alles umsonst. Die Lage war verzweifelt, denn schon wälzten sich die Staubwolken des Kampfes näher, versprengte Krieger flohen vorbei, und der sich immer mehr nähernde Pfeilhagel verriet das Heranrücken der Feinde und das wankende Schlachtglück der Troer.

Wieder war es Venus, die ihren geliebten Sohn in so gefährdeter Lage nicht verderben ließ. Die Qualen des Helden jammerten sie, und so brach sie selbst auf dem Idagebirge das köstliche Heilkraut Diktamus mit seinen saftigen Blättern und Purpurblüten und trug es, gehüllt in ein dunkles Gewölk, durch die Lüfte ins troische Lager. Unbemerkt ließ sie es mit Ambrosia und Balsamduft in das glänzende Becken gleiten, worin Japis seinen Heilsaft braute. Als nun der greise Arzt, ohne das Wunder zu ahnen, noch einmal den Versuch machte, mit der köstlichen Mischung die Wunde zu waschen, wich plötzlich jeder Schmerz von Äneas, das Blut versiegte, und locker und leicht fiel der Pfeil aus der Wunde. Aber das wundersame Kraut bewirkte noch mehr: der Dardanerfürst war nicht nur gerettet, sondern kraftvoll und gesund wie ehedem.

»Schnell, bringt dem König die Waffen,« rief freudig der erstaunte Arzt. »Nicht meine Kraft hat dies vollbracht. Hier haben die Götter selbst eingegriffen zum Zeichen, daß sie dich, Äneas, noch zu Größerem berufen haben!«

Der Fürst fühlte sich wie neu beseelt, ungeahnte Kräfte ließen ihm alle Muskeln schwellen, seine Seele lechzte nach Kampf, und ungeduldig hüllte er sich wieder in die schimmernde Wehr, um fort in die Schlacht zu stürmen. Schon stand er vollgerüstet, da preßte er noch einmal seinen geliebten Julus in die Arme und sprach zu

ihm: »Lerne von mir, mein Sohn, die Tapferkeit und das echte Beharren, aber das Glück lerne von andern! Noch schirme ich dich, aber wenn du einmal zu reifem Alter herangewachsen bist und ich dahingegangen sein werde, so eifere mir nach und deinem Oheim Hektor.«

Dann schwang Äneas den mächtigen Speer und schritt hochaufgerichtet von dannen mitten in das dichteste Gewühl. Mnestheus und Antheus schlossen sich ihm an, und ihre Scharen stürmten nun auf einmal mit voller Wucht aus dem Lager gegen den übermütigen Feind, der sich schon im sicheren Besitz des Sieges gewähnt hatte. Turnus hörte aufs neue die Erde erbeben und sah aus den Staubwolken blitzende Lanzen gegen sich heranziehen. Seine Mannen gewahrten den neugestärkten Feind mit Entsetzen; ihre Kräfte waren erschöpft, und sie vermochten einem so unerwarteten Angriff keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen. Zudem hatte ihnen Juturna angstvoll ihre göttliche Hilfe entzogen, Tolumnius, der durch seinen tückischen Speerwurf die neue Schlacht entfesselt hatte, war gefallen. So kehrten bald Rutuler und Latiner fluchtartig den Rücken vor dem wütenden Morden des erbittert vordringenden Troerfürsten. Der achtete nicht, ob seine Gegner verwundet oder tot umsanken, ob Speere und Schleudersteine ihn umschwirrten: einzig nach Turnus spähte sein Blick und gierte sein kampffrohes Herz. Die Nymphe Juturna erkannte entsetzt auf ihrer Flucht die Todesgefahr, in der ihr Bruder schwebte. Rasch riß sie dessen Wagenlenker Metiskus vom Sitz und ergriff in dessen Gestalt die Zügel des Gespanns. Wie eine Schwalbe pfeilschnell hierhin und dorthin schießt, so jagte Juturna mit dem Streitwagen in krausen Linien durch die Reihen der Krieger; bald sah man die schweißtriefenden Rosse mitten im Getümmel, bald weit abseits davon. Niemand vermochte das Gespann einzuholen und den Rutulerfürsten zum Kampfe zu stellen. Unermüdlich eilte Äneas hinter dem dahinstürmenden Wagen her oder suchte ihm den Weg abzuschneiden. Laut hallte seine Herausforderung über das Schlachtfeld; aber so oft er wähnte, den Feind eingeholt zu haben, bog Juturna wieder mit dem Gespann aus und rettete den Bruder vor der Lanze des Dardaners, den sie völlig zu ermüden trachtete.

Mit zwei Speeren warf sich Messapus plötzlich dem Troerfürsten in den Weg und entsandte gegen ihn eines der Wurfgeschosse. Im

letzten Augenblick erkannte der Held die Gefahr, bückte sich und entging so gerade noch dem tödlichen Wurf, der seinen Helmbusch ihm vom Scheitel fortriß. Da rief Äneas die Götter zu Zeugen des gebrochenen Bundes an; er gab die aussichtslose Verfolgung des Turnus auf und stürzte sich voll Ingrimm mitten in die Feinde. In wildem, schonungslosem Niederschlagen kühlte er seinen Zorn und erwarb sich durch seine Taten neuen, unvergänglichen Ruhm.

Auch Turnus mischte sich aufs neue in den Kampf und streckte viele Feinde zu Boden, als er gewahrte, daß ihm Äneas nicht länger auf den Fersen war.

Stets besorgt um ihren herrlichen Sohn, gab nun Venus dem Dardanerfürsten den Gedanken ein, den Feind abzulenken und in Verwirrung zu stürzen, indem er tat, als wolle er sich mit seiner ganzen Streitmacht vom Schlachtfeld abwenden und auf die Stadt werfen. Die Bewohner und die Besatzung der Feste, soweit sie nicht überhaupt draußen im offenen Feld standen, konnten auf einen solchen Überfall nicht gefaßt sein, da sie sicher waren, die Troer würden keinen Angriff wagen, ehe nicht der Kampf vor den Mauern entschieden sei. Das erwog Äneas plötzlich in seiner Seele, wie er die Stadtwälle still und verlassen liegen sah, und erkannte, daß eine Entscheidung durch einen Angriff auf das ahnungslose Laurentum rascher herbeizuführen sei als durch Fortführung der Feldschlacht. Schnell berief der Fürst den Helden Mnestheus und die anderen Führer auf einen nahen Hügel, der die Gegend beherrschte, und zog auch die Masse des Heeres hier zusammen. Dann erhob er die Stimme und begann zu seinen Mannen: »Von jedem von euch verlange ich jetzt vollen Einsatz aller Kräfte und genaue Befolgung meiner Befehle, so überraschend sie euch kommen. Jupiter steht auf unserer Seite und wird uns helfen. Seht dort die Stadt. Um sie geht der ganze Kampf, und ihr Besitz ist der Siegespreis. Auf sie wollen wir uns stürzen, und wenn sich der Feind nicht unterwerfen will, so werde sie vom Erdboden vertilgt. Soll ich hier warten, bis es Turnus beliebt, sich mir endlich zum entscheidenden Kampf zu stellen? Nein, anders will ich ihn dazu zwingen. Schafft lodernde Fackeln herbei, und dann vorwärts zum Sturm auf die Mauern von Laurentum!«

Allgemeiner Jubel antwortete den anfeuernden Worten. Das Heer formte sich zu einem Keil und schob sich drängend gegen die

Mauern vor. Ehe es sich die Latiner versahen, waren Sturmleitern angelegt und flammende Pechkränze über das Bollwerk geschleudert. Die Tore wurden berannt, die Wachen niedergemacht. Ein Hagel von Pfeilen und Lanzen schwirrte gegen die wenigen Verteidiger der Zinnen. Allen voran stritt Äneas; er hob die Rechte gen Himmel und rief die Götter zu Zeugen an, daß ihn keine Schuld an diesem Kampf treffe, der ihm durch einen zweimaligen Treubruch aufgezwungen ward.

Furchtbare Bestürzung ergriff die Bürger von Laurentum bei dem unerwarteten Überfall. Wilder Zwiespalt unter ihnen erhob sich. Die einen verlangten, man solle die Tore entriegeln, den König Latinus herbeiholen und endlich mit den so oft betrogenen Troern Frieden schließen. Die andere Partei, die zu Turnus und der Königin Amata hielt, wollte davon nichts wissen und bot die letzten Verteidigungsmittel auf, um den Feind abzuwehren. Die Stadt glich einem Bienenschwarm, in den man Rauch geblasen hat; kopflos und verzweifelt rannte die Besatzung hin und her, und durch die Brandwolken erscholl das Jammern der geängsteten, führerlosen Bürger.

Als das Kriegsgeschrei zu der Königin Amata drang und sie vom Dach ihres Palastes die Mauern erstürmt, die Häuser brennen und den Feind anrücken sah, ohne daß das Rutulerheer mit dem Fürsten Turnus zum Entsatz herbeieilte, gab die Fürstin alles verloren und hielt den Latinerfeldherrn für gefallen. Laut klagte sich die unglückliche Frau als Urheberin all dieses Unheils an, in das ihre Verblendung die Bewohner gestürzt. Worte des Wahnsinns kamen aus Amatas Mund, sie zerriß ihr Prunkgewand und erhängte sich in reuiger Verzweiflung am Deckenbalken ihres Gemachs. Zu spät eilte ihre Dienerschaft herbei. Auf das Jammergeheul der Weiber nahte Lavinia und starrte entsetzt auf das gräßliche Ereignis. Erschüttert brach sie in Tränen aus und zerraufte schmerzvoll ihr herrliches, goldenes Haar. Bald war die ganze Stadt von der Kunde der furchtbaren Vorgänge im Fürstenpalast erfüllt. Der König Latinus brach völlig zusammen über den Tod der Gemahlin und den Fall der Feste. Staub streute er auf sein graues Haupt und klagte sich an, daß nur seine Schwäche den Bruch der Bündnisse zugelassen habe, statt von vornherein Äneas als willkommenen Freund und Freier seiner Tochter bei sich aufzunehmen.

Zweikampf und Ende

Draußen auf dem Schlachtfeld setzte Turnus, verblendet durch die schwesterliche Lenkerin seines Streitwagens, den wenigen zerstreuten Feinden nach, die er hier noch vorfand. Allmählich aber erlahmte der Lauf seiner Rosse, und Juturna vermochte nicht länger den Bruder über die völlig veränderte Lage hinwegzutäuschen. Wirres und immer lauteres Schreien und Lärmen drang aus der Stadt herüber, das sich der lauschende Fürst nicht zu erklären vermochte; betäubt hielt er die Zügel an. Plötzlich glaubte er zu begreifen, was geschehen war, und ein zorniger Wehruf entfuhr seinen Lippen. Aber Juturna, die immer noch die Gestalt des Wagenlenkers Metiskus behalten hatte, suchte in ihrer angstvollen Sorge um den geliebten Bruder ihn aufs neue abzulenken.

»Was verwirrt dich,« sprach sie, »und was verharrst du so bestürzt, o Turnus. Hier mußt du weiter kämpfen, wo du schon so manche Heldentat vollbracht. Laß den Feigling Äneas drüben die Stadt berennen. Es wird ihn bitter gereuen, denn genug Krieger sind da, um die Zinnen zu verteidigen und ihn blutig abzuweisen. Vernichten wir daher hier die troischen Eindringlinge.«

Mit wachsendem Erstaunen starrte Turnus auf seinen Wagenlenker und erwiderte schließlich mit schmerzlichem Lächeln: »Schwester, nun erkenne ich dich wohl. Mir ahnte dein Wirken, als mein Heer so plötzlich den eben geschlossenen Vertrag brach und mir der Zweikampf mit Äneas unmöglich wurde. Sprich, wer von den olympischen Göttern sandte dich her, die Mühsal der Sterblichen zu teilen? Bist du geschickt, den Tod deines Bruders zu schauen? Denn was steht mir sonst noch bevor, und was könnte mir noch Rettung bringen? Meine tapfersten Kriger sah ich sterbend hinsinken, meine liebsten Freunde, die Zierde des Rutulerlandes, liegen verblutend am Boden. Und nun seh' ich da drüben die Verwüstung der Stadt vor mir. Soll ich sie etwa vor meinen Augen tatenlos zerstören lassen, damit am Ende noch der hämische Drances recht behalte und mich schmähen darf, ich hätte meinen Arm dem Schutz der jammernden Bewohner entzogen? Nein, so kannst du dir deinen Bruder nicht wünschen! Für einen tapferen Krieger ist der Tod nicht das Schlimmste. Laß mich hineilen, geliebte Schwester, wohin die

Pflicht mich ruft. Und ihr, Herrscher der Schatten da drunten, seid mir hold, da sich die Götter des Lichts von mir gewendet. Als ein unsterblicher Geist und würdig des Ruhmes meiner Ahnen will ich zu euch niedersteigen!«

Noch hatte der Fürst nicht ausgeredet, als durch den Schwarm der Feinde der heldenhafte Rutuler Saces auf schaumbedecktem Roß herangestürmt kam. Ein Pfeilschuß hatte ihn mitten in das Gesicht getroffen, und blutüberströmt überbrachte er Turnus den flehenden Ruf der Stadtbewohner, sich ihrer zu erbarmen: »Eile herbei, so rasch du kannst,« so brach es von seinen Lippen. »Auf dir ruht die letzte Hoffnung. Äneas wütet in der Feste und droht sie dem Erdboden gleichzumachen. Schon fliegen brennende Fackeln rings in die Häuser. Verzweifelt über die Niederlage hat sich die Königin selbst entleibt. Der schwerbetroffene Latinus schwankt, wen er zum Eidam erwähle. Nur Messapus und Atinas halten an den Toren noch stand.«

Scham, Betrübnis und rasender Zorn wogten in Turnus' Brust. Die glühende Liebe zu Lavinia und sein empfindlich getroffenes Selbstbewußtsein ließen ihn fast den Verstand verlieren. Mit irrem Blick starrte er geistesabwesend in die Ferne. Endlich kam er wieder zu sich. Die Nebel sanken vor seinen Augen, und er erkannte klar, wie es um ihn und die Seinen stand. Finster und tiefbewegt schaute er zur Stadt hinüber, hinter deren dunklem Mauerwerk schwarzer Rauch zum Himmel qualmte und Flammengarben emporzüngelten. Ein mächtiger Turm, den er noch selber errichtet hatte, stand im Mittelpunkt des Angriffs und schien von dem Feind und der feurigen Lohe gerade überwältigt zu werden.

»O Schwester,« rief der Fürst, »jetzt erliege ich dem Geschick! Halte mich nicht länger auf und laß mich dahin eilen, wo man meiner so dringend bedarf. Fest bin ich entschlossen, jetzt mit Äneas den Entscheidungskampf auszufechten. Wenn der Tod auch noch so herb ist, so mag er über mich kommen, wenn es die Götter bestimmt haben. Aber ruhmlos und feig, Schwester, sollst du mich nicht untergehen sehen!«

Mit den letzten Worten sprang Turnus auf den Wagen und stürmte zwischen den Waffen von Freund und Feind auf die Stadtmauer zu. Kein Widerstand konnte ihn aufhalten. Er raste dahin wie ein Fels, der vom Berggipfel im Sturz niederrollt und

alles zermalmt, was sich ihm entgegenstellt, bis er sein Ruheziel im Tale findet. So hielt auch Turnus nicht früher an, als bis er inmitten der Krieger stand, die um den Besitz der Mauern rangen. Dort richtete er sich in seiner ganzen gebieterischen Höhe auf und rief mit Donnerstimme den Heeren zu: »Laßt die Waffen ruhen, ihr Rutuler und Latiner. Mir allein kommt es zu, für euch den Vertrag zu erfüllen, den wir geschlossen haben, und mit dem Schwert die Entscheidung zu erkämpfen!«

Gehorsam zogen sich alle in einem Halbkreis zurück, daß ein breiter Raum zwischen den feindlichen Heeren entstand. Kaum hatte Äneas, der sich auf den Wällen befand, Turnus' Stimme vernommen, so brach er den Kampf ab und eilte mit einem jauchzenden Kriegsruf im vollen Glanz seiner Waffen heran. Mit staunenden Augen schauten Rutuler und Troer auf die beiden riesigen Männer, die sich dräuend gegenüberstanden, und selbst der greise König Latinus wußte nicht, wen er von den beiden Recken, die aus so entfernten Teilen des Erdballs miteinander um die Herrschaft ringen wollten, mehr bewundern sollte. Einen Augenblick herrschte Totenstille auf dem geräumten Platz, dann aber stürzten die beiden fürstlichen Krieger aufeinander zu, schleuderten ihre Lanzen, daß das Erz der Schilde hell erklang, und gingen dann mit gezückten Schwertern aufeinander los, indem sie mit zahllosen Hieben einander zu besiegen trachteten. Wie zwei wütende Waldstiere erschienen sie, die Stirn gegen Stirn, die Hörner gegeneinander bohrend, sich brüllend und mit blutunterlaufenen Augen zu fällen versuchen. Unentschieden tobte der Kampf, und jeder der Helden hielt sich des Sieges sicher.

Da hob droben im Himmel der ewige Vater die goldenen Schalen der Schicksalswage empor und legte die Lose des ruhmvollen Sieges und des allesvernichtenden Todes hinein. Tief zum Hades herunter sank die Wage auf Turnus' Seite und zeigte, daß dem Rutulerfürsten keine Rettung mehr beschieden war. Der aber glaubte gerade in diesem Augenblick, den Gegner niederzustrecken. Mit seinem aufblitzenden Schwert stürmte er hoch aufgerichtet heran und durchschnitt mit der Waffe in gewaltig niedersausendem Entscheidungsstreich die Luft. Laut schrien die Troer und die Latiner in banger Erwartung auf. Aber mitten im Hieb zerbarst die blitzende Klinge, und ihre blinkenden Trümmer fielen kraftlos in den Sand.

Entsetzt starrte der Rutulerfürst auf das leere Schwertheft, das seine Hand umklammerte, und erkannte mit Grauen jetzt erst, daß ihn beim Verlassen des Streitwagens die Verblendung durch einen Dämon das Schwert des Wagenlenkers Metiskus ergreifen ließ, während das göttliche, unbesiegbare Wunderschwert seines Vaters unbeachtet liegen geblieben war. Darum war jetzt die Klinge wie ein Kinderspielzeug an Äneas' olympischer Rüstung zerspellt. Nur eilige Flucht bewahrte Turnus vor sofortigem Tod. Waffenlos suchte er sich in raschem Lauf dem Wüten seines Gegners zu entziehen. Stets aufs neue in gewundenen Kreisen trachtete der Rutuler dem Troer auszuweichen; aber der Platz war abgegrenzt, teils vom dichten Gedränge der Feinde, teils von einem Sumpf und den ragenden Wällen der Stadt. Grimmig verfolgte Äneas den fliehenden Gegner, obgleich er von dem Pfeilschuß noch geschwächt war und fürchtete, seine Knie würden ihm den Dienst versagen. Während der flüchtige Turnus an den Reihen seiner entsetzten Landsleute entlanglief, rief er laut den einen oder anderen mit Namen an, ihm seines Vaters Schwert zu reichen, doch stets drängte ihn Äneas ab und verhinderte, daß irgend einer dem bedrängten Fürsten hilfreich nahen konnte.

Fünfmal umkreisten sie so den Kampfplatz, unter dem aus Angst und Jubel gemischten Zuruf der rings gedrängten Krieger. Alle sahen, daß es hier um Leben und Tod ging und daß das Schicksal schon in wenig Augenblicken einem der Helden den endgültigen Sieg zuteilen würde.

Auf dem Platz stand ein wilder Ölbaum, dessen altersgraues, wirres Geäst dem Faunus geheiligt war; die glücklich gelandeten Schiffer pflegten dort ihre Weihgeschenke anzuheften. Hier war zu Beginn des Kampfes die Lanze des Äneas bei einem Fehlwurf tief in das Wurzelholz gedrungen, und als nun im Lauf der Held dicht neben sich das Geschoß sah, versuchte er mit aller Kraft das Eisen zu neuem Speerwurf aus dem Stamm herauszuziehen. In tödlichem Schreck gewahrte dies Turnus und rief flehend zum Himmel: »Faunus, erbarme dich meiner, und auch du, o gütige Erde, der ich euch doch stets jedes gebührende Opfer darbrachte. Haltet den Speer fest und gebt ihn diesem Mann nicht heraus, der eure heilige Stätte so achtlos entweiht hat.«

Der alte Gott hörte den Sohn des Landes in seiner Not und

versagte ihm seinen Beistand nicht. So wild und zornig sich Äneas auch mühte, die Lanze herauszureißen, so spannte er seine Kraft doch ganz vergebens an. Diese Kampfpause benutzte Turnus' verzweifelte Schwester Juturna und eilte, immer noch in der Gestalt des Wagenlenkers Metiskus, mit dem Wunderschwert ihres Bruders herbei und reichte es ihm. Zürnend gewahrte Venus vom Himmel aus, wie die Kühnheit der Nymphe geglückt war, und sie verlieh Äneas eine so übermenschliche Kraft, daß er plötzlich den Speer aus dem Ölbaum zu befreien vermochte. Nun waren beide Gegner aufs neue bewaffnet und von frischem Mut beseelt. In schäumender Erregung rannten sie aufeinander los, und ihr Atem keuchte von der Anstrengung des rasenden Laufes.

In den goldenen Wolken des Himmels schaute Juno neben ihrem Gemahl auf das furchtbare Schauspiel unten auf Erden, und mit ernster Stimme sprach der allwaltende Göttervater zur Mutter der Himmlischen: »Willst du dich immer noch gegen das Schicksal auflehnen, das du schließlich doch nicht verhindern kannst? Du siehst, Äneas ist am Ziel, und der Tag wird kommen, wo er als ein Gott in unseren Himmel einziehen wird. Wie sollte es ihm da geziemen, jetzt einer tödlichen Wunde zu erliegen? War es recht von dir, daß du die Nymphe Juturna veranlaßt hast, dem Rutulerfürsten das Schwert zu reichen und die schon entschwindende Kraft des Besiegten zu erneuern? Gib nun endlich zu deinem eigenen Besten allen Widerstand auf, der dir nur Gram und quälende Sorgen bringt. Die Vaterstadt der Troer hast du vernichtet. Durch Land und Meere hast du die Heimatlosen unter unsäglichen Fährnissen getrieben. Trauer und Zerstörung hast du auf dem Weg der Flüchtlinge entstehen lassen und hier ein Brautfest in ein Blutbad verwandelt. Bisher habe ich dich gewähren lassen, ein weiteres Wüten aber gegen die Dardaner verbiete ich dir!«

Juno senkte ihr Auge; ihr Trotz hatte nicht mehr die alte Stärke, und sie wagte nicht länger, dem zürnenden Gemahl zu widerstreben. »Ungern genug,« sprach sie, »und nur um deinem Gebot zu folgen, habe ich die Erde verlassen und Turnus seinem Geschick preisgegeben. Sonst würdest du mich nicht hier auf dem Wolkensitz neben dir sehen; flammenumgürtet stände ich selbst in den ersten Reihen der Latiner und hülfe ihnen, sich ihrer Feinde zu erwehren. Daß Juturna an die Seite ihres erliegenden Bruders eilte, tat sie auf

meinen Rat, das gestehe ich offen ein. Aber daß sie noch Größeres gewagt und ihm das heilige Schwert gereicht hat, geschah ohne mein Zutun, ich schwöre es dir bei den dunklen Wassern des Styx. Ich werde dir folgsam sein und mich völlig von dem Kampf abwenden. Nur um eines bitte ich dich: Wenn Turnus erlegen ist und durch einen glückverheißenden Ehebund zwischen Äneas und Lavinia auch Troer und Latiner zu einem Volke verschmelzen, so gewähre, daß die Latiner ihren alten Namen, ihre Sprache, Sitte und Tracht behalten. Ein italisches Volk sollen sie bleiben, groß in den heimischen Tugenden, und aus seinem Stamm mag einst die mächtige Roma auferblühen. Das Geschlecht des Äneas mag sie gründen, aber der mir so verhaßte Name der Troer soll versinken und verlöschen wie ihre Stadt am Hellespont.«

Mit ernstem Lächeln erwiderte Jupiter: »O du Kind des Saturnus, meine geliebte Gemahlin, welch unauslöschlicher Zorn durchflutet doch dein Inneres! Aber laß deinen Groll fahren. Was du begehrst, ist dir gewährt, und du magst dich in diesem Punkt gern als Siegerin betrachten. Sprache und Sitte sollen die Italier wie bisher bewahren, und auch ihr Name bleibe als der herrschende erhalten, aber die Troer sollen als gleichberechtigt mit ihnen verschmelzen und sich zwischen ihnen ansiedeln. Aus dem vereinigten Blut der beiden Stämme soll einst unter dem Namen ‚Römer' jenes Volk entstehen, das dir mehr Ehre erweisen wird als je einem anderen Gott.«

Juno war besänftigt und ihr Zorn auf die ilischen Flüchtlinge endgültig erloschen. Sie überließ ihrem Gemahl die weitere Einwirkung auf den Verlauf des Zweikampfes, und Jupiter sann nun darauf, Juturna aus dem Kampfplatz zu entfernen und so Turnus jeglicher Hilfe zu berauben.

Nahe dem göttlichen Herrscherthron stehen, dem Wink des ewigen Vaters gewärtig, stets drei unselige Schwestern, grausige Töchter der Nacht mit Sturmflügeln und Schlangengürteln. Diren werden sie genannt, und ihre schreckliche Aufgabe besteht darin, auf Jupiters Wink Hunger, Pestilenz, Todesschreck und alle Übel hinab unter die unseligen Menschen zu bringen, sobald der sonst so milde Herr der Götter und Sterblichen solch strafende Sendung verhängt. Auch jetzt entflog, dem mächtigen Befehl Jupiters gehorsam, eine der furchtbaren Botinnen dem himmlischen Bereich und senkte sich

pfeilgeschwind zur Erde. Dort verwandelte sich die Tochter der Nacht in die Gestalt eines unheilverheißenden Käuzchens, wie es nachts auf den Gräbern und einsamen Hausgiebeln gesehen wird und dort aus der Dunkelheit seinen unheimlichen Ruf ertönen läßt, der von alters her als unglückbringend gedeutet wird. Der todkündende kleine Vogel umflatterte nun plötzlich Turnus' Haupt, kreiste um dessen Schild und schlug mit den Fittichen nach ihm. Die Glieder erstarrten dem sonst so tapfern Helden, als er dies sichtbare Zeichen nahen Verderbens vor sich sah. Seine Haare sträubten sich, jeder Laut blieb ihm in der Kehle stecken, und seine Seele fühlte unabweislich, daß die Götter seinen Untergang beschlossen hatten.

Auch Juturna gab, als sie das Käuzchen flattern sah und in ihm die verwandelte Dira erkannte, den Bruder verloren. Untröstlich war ihr Schmerz, sie raufte ihr Haar und zerschlug sich vor Gram Brust und Antlitz, denn gegen dies entsetzliche Zeichen Jupiters war sie ohnmächtig. Nun ward ihr das hehre, himmlische Geschenk der Unsterblichkeit zur Qual, denn gern wäre sie dem geliebten Bruder zu den Schatten der Unterwelt auf immer gefolgt. Heftig schluchzend bedeckte die Nymphe ihr Haupt mit dem grünblauen Flutenschleier und tauchte verzweifelt in die Tiefen des Tiberstromes hinab.

Unwiderstehlich drang jetzt Äneas vor. Den riesigen Speer schwang er in der Faust, und zu Turnus hallten die zürnenden Worte herüber: »Jetzt ist dein Ende gekommen, Turnus, was sträubst du dich noch länger und suchst meiner Macht zu entfliehen? Wir kämpfen nicht im Wettlauf, sondern in Wehr und Waffen auf Tod und Leben. Nimm deine ganze Kraft zusammen, sammle deinen Mut und zeige alle Künste der Waffenübung, die du gelernt hast, es wird dir nichts nützen. Und ob du dich zu den Gestirnen aufschwingst oder dich im Schoße der Erde zu bergen suchst, ich werde dich dennoch treffen!«

Ernst schüttelte Turnus sein Haupt und entgegnete: »Dich fürchte ich nicht, o Äneas. Turnus hat noch nie vor einem Mann gezittert. Nur die Götter und ihre Zeichen schreckten mich, denn ich fühle: Jupiter hat sich von mir abgewandt.«

Mehr erwiderte der Rutuler nicht. Sein Blick hatte einen mächtigen Felsblock erfaßt, der alt und verwittert, vielleicht als einstiger

Grenzstein, dalag. Zwölf Männer unserer Zeit hätten ihn nicht zu heben vermocht, der Recke aber packte den Felsblock, riß ihn hoch und stürzte mit ihm Äneas entgegen. Jedoch es war die letzte Kraft, Turnus kannte sich selbst nicht mehr. Seine Riesenstärke war verflogen, die Knie wankten ihm, und das Blut in seinen Adern stockte. Wohl vermochte er noch den Block durch die Luft zu schleudern, aber der Wurf ging viel zu kurz, auf halbem Wege schlug der Stein dröhnend zu Boden.

Turnus' Schicksal war besiegelt. Näher und näher kam Äneas mit dem drohenden Speer; verzweifelnd vor dem unabwendbaren Verhängnis wollte der Rutulerfürst fliehen und vermochte es doch wieder nicht. Ratlos irrte sein Auge hin und her. Es haftete zum letztenmal auf der dunklen Stadt, auf der lichten Sonne, die drüben die heimatlichen Berge beschien, es spähte nach der helfenden Schwester, nach dem Streitwagen, aber nirgends war Hilfe zu sehen. Da kam die wirbelnde Todeslanze schon zielsicher geflogen. Wie der geschleuderte Fels vom Belagerungsgeschütz mit zermalmendem Schlag donnernd wider das Stadttor kracht, so prallte Äneas' Speer auf des Rutulers Schild, durchbohrte ihn und fuhr durch den Panzer dem Fürsten tief in die Weiche. Sterbend brach Turnus in die Knie, und aus der Brust der umstehenden Rutuler scholl beim Hinsinken ihres geliebten Herrschers ringsum ein klagendes Stöhnen, daß Berg und Wald schmerzvoll widerhallten.

Flehend streckte der gedemütigte Fürst mit letzter Kraft dem stolzen Sieger die Rechte entgegen, und seiner Kehle entrangen sich noch mühsam die Worte: »Um Gnade bitte ich dich nicht. Genieße dein Glück, wie es dir dein Schicksal beschieden hat, aber gedenke des alten Anchises, und so erbarme dich meines greisen Vaters. Gib mich, oder wenn du dies nicht willst, so gib wenigstens meinen entseelten Leib den Meinen ehrenvoll zurück. Ich weiß mich besiegt, Lavinia werde dein Weib; nun laß den Haß enden!«

Hoch erhoben stand Äneas über dem Flehenden. Schon hatte er zum letzten Streich ausgeholt; nun zögerte er und wollte edelmütig und voll Mitleid vor der niedergebrochenen Größe des einst so stolzen Königs die Waffe sinken lassen, als sein Blick zufällig an der Schulter des Rutulers auf das funkelnde, ihm so wohlbekannte Wehrgehänge des arkadischen Fürstensohnes Pallas fiel, der ihm

von dem greisen König Evandrus anvertraut ward und so tapfer sein junges Leben für die Troer durch Turnus' Hand gelassen hatte. Zorn und Grimm packte da den Troerfürsten so wild, daß jede sanftere Regung in ihm erstarb. Schrecklich hallte sein Wort in den Ohren des wunden Feindes: »Wie, du Elender, geschmückt mit den Siegestrophäen meines besten Freundes, den du höhnend erschlagen, willst du mir jetzt noch entrinnen? Nein, Pallas' Blut schreit nach Vergeltung. Pallas opfert dich dem Hades durch meine Hand und raubt dir dein Leben, wie du seine blühende Jugend hingemordet.«

Damit stieß Äneas sein Schwert dem Feind tief ins Herz, und mit einem letzten Seufzer streckte Turnus sterbend die gewaltigen Glieder. Unwillig floh seine Seele hinab in die Finsternis des Hades, während der Leib auf der heimatlichen Erde ruhte, die er mit Einsatz aller Kräfte gegen einen Stärkeren verteidigt hatte.

Die römischen Könige

Lavinium und Alba Longa

Als Äneas endlich alle seine Feinde völlig besiegt hatte und ihm kein lästiger Nebenbuhler mehr im Wege stand, verweigerte ihm der König Latinus auch nicht länger die Hand seiner schönen Tochter Lavinia. Die Stadt Laurentum erfreute sich wieder des Friedens, blühte nach den furchtbaren Drangsalen der letzten Zeit neu empor und sah in Äneas den Erben des Throns. Troer und Latiner verschmolzen friedlich zu einem starken, einigen Volk, und das Glück von Latium schien für lange Zeit neu gesichert. Es lag aber nicht in Äneas' Absicht, sich für später mit einer Herrschaft in Laurentum zu begnügen; ihm schwebte dauernd sein glühender Wunsch und die Verheißung der Götter vor, Troja selber wieder in einer neuen Siedelung erstehen zu lassen und seinen Landsleuten damit einen Ersatz für die verlorene Heimstätte zu geben. So gründete denn der Held in der Nähe der Küste eine neue Stadt und gab ihr, seiner Gemahlin zu Ehren, den Namen Lavinium. Zinnengekrönte Mauern, aus denen sich ragende Türme erhoben, umgaben die neue Siedelung, Straßen wurden gezogen, stattliche Häuser erbaut, und eine ragende Burg lag krönend über diesem Abglanz des alten Troja.

So schien nun alles erfüllt, was Göttersprüche verheißen hatten, und die Flüchtlinge von Troja, die ihre alte, teure Heimat verloren hatten, glaubten in Frieden sich der neuen erfreuen zu können. Während der alte König Latinus weiter in Laurentum herrschte, regierte Äneas von Lavinium aus das ihm gehörende Gebiet und baute die neue Stadt immer schöner mit neuen Anlagen und prächtigen Tempeln aus, in denen das Volk den Göttern gar viele Dankopfer für die Errettung aus so langer Not darbrachte.

Wenn aber alle wähnten, daß die Tage des Schreckens vorerst vorüber wären und sich das Volk unter einem gütigen und klugen Fürsten der Segnungen eines schwer errungenen Friedens längere Zeit erfreuen könnte, so war das eine Täuschung, die bald bitterer Wirklichkeit Platz machen sollte.

Zwar waren die Rutuler und ihre Bundesgenossen mehrfach schwer besiegt worden und hatten ihren kühnen König verloren, aber gerade dadurch war ihr Rachegefühl angefacht, und sie harrten nur einer günstigen Gelegenheit, um sich nach Erholung von ihrer Niederlage aufs neue auf den Feind zu stürzen. Nach wie vor, auch nach ihrer Verschmelzung mit den Latinern, erschienen den heimischen Stämmen die Troer nur als landfremde Eindringlinge, von denen man den Boden Italiens säubern müsse. Auch auf die Latiner und besonders auf deren greisen Herrscher erstreckte sich dieser Groll, da man Latinus die Schuld an dem Tode des Turnus beimaß und ihm nicht verzieh, daß er seine Tochter Lavinia dem fremden Fürsten zur Gemahlin gegeben und diesen so im Lande seßhaft gemacht hatte. Schließlich erregte der aufblühende Glanz der neuen Siedlung zornigen Neid, so daß Bündnisse gegen die Troer geschlossen wurden. Ein mächtiges Kriegsheer ward von den Rutulern aufgestellt und rückte gegen Lavinium vor, um die verhaßte Stätte dem Erdboden gleichzumachen und ihre Bewohner zu vertilgen. Die Gefahr war groß, denn an Zahl waren die Feinde der neuen Ansiedlung bedeutend überlegen. Aber Äneas und die Seinen verloren darum nicht den Mut. Eingedenk der früheren Siege rottete sich die waffenfähige Mannschaft rasch zusammen und zog unter Führung ihres Fürsten dem Rutulerheer kühn und siegesfroh entgegen.

Das Zusammentreffen war furchtbar, denn die Erbitterung, mit der auf beiden Seiten gefochten wurde, war aufs höchste entfacht. Heldenblut floß in Strömen, und das Hin- und Herwogen der Schlacht ließ befürchten, daß beide Völker sich zu gegenseitigem Untergang aufreiben würden. Selbst der Himmel griff in das Toben ein. Jupiter türmte ein furchtbares Unwetter über den Kämpfenden auf. Sein rollender Donner übertönte noch das Getöse der wütenden Heeresmassen; Blitz auf Blitz zuckte aus den finsteren Höhen auf das aufleuchtende Gefilde und das vernichtende Ringen der erbitterten Menschen.

Nun öffneten sich die Schleusen des Himmels. Der Regen strömte nieder, als wäre das Firmament geborsten, und die Wassermassen wälzten sich, alles mit sich fortreißend, gar bald in rauschenden Bächen über das Feld. Aber die Richtung, die sie nahmen, war den Rutulern verderbenbringend und half den Troern. Der Bei-

stand des Himmels, der so deutlich gegen sie war, brachte den Mut der Italier ins Wanken, bis schließlich ihr allmähliches Zurückweichen in wilde Flucht überging und den Troern ein voller Sieg beschieden war.

Aber er wurde mit dem schwersten Verlust erkauft, den sie erleiden konnten: die Schlacht kostete dem Helden Äneas das Leben. Durch die ungeheuren Wassermassen, die aus der Höhe niederstürzten, war die Strömung des Flusses Numicus, an dem der Kampf stattfand, so gefährlich angeschwollen, daß schließlich die Uferdämme brachen und sich das wildstrudelnde Element donnernd über das Gefilde ergoß. Freund und Feind wurden von den Fluten verschlungen, als erste die Kühnen, die sich am tapfersten vorgewagt. Hier muß Äneas seinen Tod gefunden haben. Sein Leichnam wurde auch nach dem Ablauf der Wasser nie gefunden; er blieb rätselhaft verschwunden, als hätten ihn die Götter entrückt. Wehklagen und lauter Jammer herrschte im Heer der Troer und Latiner, als der furchtbare Verlust bekannt wurde, und Freude über den glänzenden Sieg wollte nicht aufkommen. Äneas war stets ein gütiger, gerechter Fürst, der Hort der Schwachen und der Stolz der Starken gewesen; nicht nur Heldenstärke und Mannesmut zeichneten ihn aus, sondern auch ein kluger Regentensinn und jenes weise Maßhalten, das allein zu sicheren Erfolgen führt. Dadurch war es ihm gelungen, den Resten der Troer in Beharrlichkeit und Besonnenheit eine neue Heimat zu gründen und die junge Siedlung derart zu festigen, daß ein stetiges Emporblühen, wenn auch in hartem Ringen, zu erhoffen war.

Beim Tode seines Vaters war Askanius noch sehr jung, aber Äneas' Tüchtigkeit war auf ihn übergegangen, und durch die harte Schule, durch die seine Jugend hatte gehen müssen, waren sein Geist und Körper gestählt und fähig, dem Vater ein würdiger und starker Nachfolger zu werden. Sein gefürchtetes Schwert hatte die gleiche Schärfe und zwang stets die widerwilligen Völkerschaften im Umkreise, die sich immer wieder auflehnten, zum Gehorsam und zur Botmäßigkeit unter das junge troische Reich. Die Rutuler und Etrusker mußten die Vorherrschaft Laviniums anerkennen und es dulden, daß der neue Staat seine Grenzen weit in ihr Gebiet ausdehnte.

Dreißig Jahre waren vergangen, da Askanius (Julus) bei der mächtigen Entwicklung seines Volkes die Lage des von seinem Vater gegründeten Lavinium nicht mehr für zentral genug er-

achtete und die Anlage einer noch größeren Stadt im Innern des Landes an geschützter Stelle plante. Auch war der Ort, an dem Äneas die Siedlung gegründet hatte, unter dem Druck des Augenblicks gewählt; im Lauf der Jahre erwies sich, daß die Ebene in der Nähe der Tibermündung nicht nur wenig fruchtbar, sondern auch ungesund war. Lavinium blieb bestehen, und zweimal kehrten die Hausgötter der Troer, die man nach der neuen Siedlung überführen wollte, heimlich nachts in ihren alten Tempel zurück. Trotzdem zog Askanius den größten Teil der Bewohner an die sanften Abhänge des Albanergebirges, wo er über dem großen Kratersee die prächtige und gewaltige neue Stadt Alba Longa errichtete. Schon der Name besagt, in welcher Ausdehnung sich diese Siedlung an dem steilen Ufer hinstreckte. Von hier aus wurde die Übermacht der Troer für die Umwohner noch weit fühlbarer, und da sie sich deren Einfluß doch nicht entziehen konnten, schlossen sie klugerweise mit Alba Longa einen Bund, der gar bald dreißig Städte im Gebiete Latiums umfaßte und die Grundlage für die spätere Weltmacht Roms bildete.

Als König Askanius nach langer, segensreicher Regierung starb, sollte die Nachfolge in der Herrscherreihe Alba Longas nicht auf seinen Sohn übergehen. Nachdem nämlich Äneas gefallen war und sein junger Erbe den Thron bestiegen hatte, befiel seine Gemahlin, die Königin Lavinia, Furcht und Argwohn vor dem Jüngling, und sie entfloh in die Waldungen bei Laurentum. Dort schenkte sie einem Knaben das Leben, der nach seiner Geburtstätte Silvius genannt wurde und seinen Vater Äneas freilich nie kennen lernte. In Silvius nun sah man allenthalben den Enkel des alten heimischen Herrschers Latinus; so fiel nach Askanius' Tod ihm Thron und Reich zu, und seinem Geschlecht entstammten in langer Folge die albanischen Könige. Die Nachkommenschaft des Askanius wurde dafür mit der höchsten Priesterwürde entschädigt.

Romulus und Remus

Drei oder vier Jahrhunderte waren dahingegangen, in denen Alba Longa als mächtiges Haupt des latinischen Städtebundes blühte und das Königsgeschlecht der Silvier in steter Folge das Zepter führte. Da begab es sich, daß der Albanerkönig Procas

zwei Söhne hinterließ mit Namen Numitor und Amulius, und Numitor als dem älteren fiel nach des Vaters Tod die Herrschaft zu. Mit scheelen Augen betrachtete der ehrgeizige Amulius das Vorrecht seines Bruders; zwar war er mit großen Reichtümern und ausgedehnten Ländereien entschädigt worden, aber seinen hochfahrenden Plänen genügte dieser bescheidene Wirkungskreis nicht. Hinterlistig trachtete er danach, den Bruder zu beseitigen und sich zumindest die Krone zu erzwingen. Seine Schätze setzten ihn in Stand, eine Schar beherzter Männer zu dingen und sich durch reichliche Spenden beim Volke beliebt zu machen. Dann wartete er einen günstigen Augenblick ab, um eine Palastrevolution anzuzetteln, und stieß seinen unglücklichen Bruder vom Thron. Die starke Leibwache, die den neuen König umgab und ihm auf Tod und Leben ergeben war, wußte den Unmut des Volkes in Schranken zu halten, und schließlich fügten sich die Albaner in den schändlichen Rechtsbruch, zumal der neue Herrscher einsichtsvoll regierte.

Das böse Gewissen ließ aber Amulius keine Ruhe finden und malte ihm die Schrecken künftiger Rache aus, die vielleicht die Nachkommenschaft seines Bruders Numitor an ihm nehmen könnte. Diesen selbst zu töten wagte Amulius nicht, denn furchtbar trifft die Strafe der Götter einen Königsmörder. Er verbannte Numitor auf ein kleines Gehöft und sorgte dafür, daß er hier ein stilles und von der Außenwelt abgeschlossenes Leben führte.

Dafür fiel der Sohn des verstoßenen Herrschers den Ränken seines Oheims zum Opfer; auf einer Jagd ließ der tückische Tyrann den nichtsahnenden Jüngling heimtückisch ermorden. Aber Numitor besaß noch eine Tochter, Rhea Silvia genannt. Um der Gefahr, die dem neuen König von dieser selbst oder ihrer etwaigen Nachkommenschaft drohen konnte, zu begegnen, zwang Amulius die Jungfrau, Priesterin der Vesta zu werden und damit der Ehe für immer abzuschwören. Nun erst fühlte sich der gewalttätige Herrscher sicher; er bedachte nicht, daß die Rachegötter sich nicht betrügen lassen und jeden Frevel gebührend strafen.

Eines Tages traf Rhea Silvia das Los, in dem nahen Wald das reine Quellwasser zum heiligen Dienst der Göttin Vesta zu schöpfen. Da erschien im Schatten der Bäume ein Wolf, vor dem die Jungfrau erschrocken in eine nahe Grotte floh. Das hatten die Himmlischen so gefügt, denn in der Grotte erschien vor Rhea plötzlich der

Zwar waren die Rutuler und ihre Bundesgenossen mehrfach schwer besiegt worden und hatten ihren kühnen König verloren, aber gerade dadurch war ihr Rachegefühl angefacht, und sie harrten nur einer günstigen Gelegenheit, um sich nach Erholung von ihrer Niederlage aufs neue auf den Feind zu stürzen. Nach wie vor, auch nach ihrer Verschmelzung mit den Latinern, erschienen den heimischen Stämmen die Troer nur als landfremde Eindringlinge, von denen man den Boden Italiens säubern müsse. Auch auf die Latiner und besonders auf deren greisen Herrscher erstreckte sich dieser Groll, da man Latinus die Schuld an dem Tode des Turnus beimaß und ihm nicht verzieh, daß er seine Tochter Lavinia dem fremden Fürsten zur Gemahlin gegeben und diesen so im Lande seßhaft gemacht hatte. Schließlich erregte der aufblühende Glanz der neuen Siedlung zornigen Neid, so daß Bündnisse gegen die Troer geschlossen wurden. Ein mächtiges Kriegsheer ward von den Rutulern aufgestellt und rückte gegen Lavinium vor, um die verhaßte Stätte dem Erdboden gleichzumachen und ihre Bewohner zu vertilgen. Die Gefahr war groß, denn an Zahl waren die Feinde der neuen Ansiedlung bedeutend überlegen. Aber Äneas und die Seinen verloren darum nicht den Mut. Eingedenk der früheren Siege rottete sich die waffenfähige Mannschaft rasch zusammen und zog unter Führung ihres Fürsten dem Rutulerheer kühn und siegesfroh entgegen.

Das Zusammentreffen war furchtbar, denn die Erbitterung, mit der auf beiden Seiten gefochten wurde, war aufs höchste entfacht. Heldenblut floß in Strömen, und das Hin- und Herwogen der Schlacht ließ befürchten, daß beide Völker sich zu gegenseitigem Untergang aufreiben würden. Selbst der Himmel griff in das Toben ein. Jupiter türmte ein furchtbares Unwetter über den Kämpfenden auf. Sein rollender Donner übertönte noch das Getöse der wütenden Heeresmassen; Blitz auf Blitz zuckte aus den finsteren Höhen auf das aufleuchtende Gefilde und das vernichtende Ringen der erbitterten Menschen.

Nun öffneten sich die Schleusen des Himmels. Der Regen strömte nieder, als wäre das Firmament geborsten, und die Wassermassen wälzten sich, alles mit sich fortreißend, gar bald in rauschenden Bächen über das Feld. Aber die Richtung, die sie nahmen, war den Rutulern verderbenbringend und half den Troern. Der Bei-

stand des Himmels, der so deutlich gegen sie war, brachte den Mut der Italier ins Wanken, bis schließlich ihr allmähliches Zurückweichen in wilde Flucht überging und den Troern ein voller Sieg beschieden war.

Aber er wurde mit dem schwersten Verlust erkauft, den sie erleiden konnten: die Schlacht kostete dem Helden Äneas das Leben. Durch die ungeheuren Wassermassen, die aus der Höhe niederstürzten, war die Strömung des Flusses Numicus, an dem der Kampf stattfand, so gefährlich angeschwollen, daß schließlich die Uferdämme brachen und sich das wildstrudelnde Element donnernd über das Gefilde ergoß. Freund und Feind wurden von den Fluten verschlungen, als erste die Kühnen, die sich am tapfersten vorgewagt. Hier muß Äneas seinen Tod gefunden haben. Sein Leichnam wurde auch nach dem Ablauf der Wasser nie gefunden; er blieb rätselhaft verschwunden, als hätten ihn die Götter entrückt. Wehklagen und lauter Jammer herrschte im Heer der Troer und Latiner, als der furchtbare Verlust bekannt wurde, und Freude über den glänzenden Sieg wollte nicht aufkommen. Äneas war stets ein gütiger, gerechter Fürst, der Hort der Schwachen und der Stolz der Starken gewesen; nicht nur Heldenstärke und Mannesmut zeichneten ihn aus, sondern auch ein kluger Regentensinn und jenes weise Maßhalten, das allein zu sicheren Erfolgen führt. Dadurch war es ihm gelungen, den Resten der Troer in Beharrlichkeit und Besonnenheit eine neue Heimat zu gründen und die junge Siedlung derart zu festigen, daß ein stetiges Emporblühen, wenn auch in hartem Ringen, zu erhoffen war.

Beim Tode seines Vaters war Askanius noch sehr jung, aber Äneas' Tüchtigkeit war auf ihn übergegangen, und durch die harte Schule, durch die seine Jugend hatte gehen müssen, waren sein Geist und Körper gestählt und fähig, dem Vater ein würdiger und starker Nachfolger zu werden. Sein gefürchtetes Schwert hatte die gleiche Schärfe und zwang stets die widerwilligen Völkerschaften im Umkreise, die sich immer wieder auflehnten, zum Gehorsam und zur Botmäßigkeit unter das junge troische Reich. Die Rutuler und Etrusker mußten die Vorherrschaft Laviniums anerkennen und es dulden, daß der neue Staat seine Grenzen weit in ihr Gebiet ausdehnte.

Dreißig Jahre waren vergangen, da Askanius (Julus) bei der mächtigen Entwicklung seines Volkes die Lage des von seinem Vater gegründeten Lavinium nicht mehr für zentral genug er-

achtete und die Anlage einer noch größeren Stadt im Innern des Landes an geschützter Stelle plante. Auch war der Ort, an dem Äneas die Siedlung gegründet hatte, unter dem Druck des Augenblicks gewählt; im Lauf der Jahre erwies sich, daß die Ebene in der Nähe der Tibermündung nicht nur wenig fruchtbar, sondern auch ungesund war. Lavinium blieb bestehen, und zweimal kehrten die Hausgötter der Troer, die man nach der neuen Siedlung überführen wollte, heimlich nachts in ihren alten Tempel zurück. Trotzdem zog Askanius den größten Teil der Bewohner an die sanften Abhänge des Albanergebirges, wo er über dem großen Kratersee die prächtige und gewaltige neue Stadt Alba Longa errichtete. Schon der Name besagt, in welcher Ausdehnung sich diese Siedlung an dem steilen Ufer hinstreckte. Von hier aus wurde die Übermacht der Troer für die Umwohner noch weit fühlbarer, und da sie sich deren Einfluß doch nicht entziehen konnten, schlossen sie klugerweise mit Alba Longa einen Bund, der gar bald dreißig Städte im Gebiete Latiums umfaßte und die Grundlage für die spätere Weltmacht Roms bildete.

Als König Askanius nach langer, segensreicher Regierung starb, sollte die Nachfolge in der Herrscherreihe Alba Longas nicht auf seinen Sohn übergehen. Nachdem nämlich Äneas gefallen war und sein junger Erbe den Thron bestiegen hatte, befiel seine Gemahlin, die Königin Lavinia, Furcht und Argwohn vor dem Jüngling, und sie entfloh in die Waldungen bei Laurentum. Dort schenkte sie einem Knaben das Leben, der nach seiner Geburtstätte Silvius genannt wurde und seinen Vater Äneas freilich nie kennen lernte. In Silvius nun sah man allenthalben den Enkel des alten heimischen Herrschers Latinus; so fiel nach Askanius' Tod ihm Thron und Reich zu, und seinem Geschlecht entstammten in langer Folge die albanischen Könige. Die Nachkommenschaft des Askanius wurde dafür mit der höchsten Priesterwürde entschädigt.

Romulus und Remus

Drei oder vier Jahrhunderte waren dahingegangen, in denen Alba Longa als mächtiges Haupt des latinischen Städtebundes blühte und das Königsgeschlecht der Silvier in steter Folge das Zepter führte. Da begab es sich, daß der Albanerkönig Procas

zwei Söhne hinterließ mit Namen Numitor und Amulius, und Numitor als dem älteren fiel nach des Vaters Tod die Herrschaft zu. Mit scheelen Augen betrachtete der ehrgeizige Amulius das Vorrecht seines Bruders; zwar war er mit großen Reichtümern und ausgedehnten Ländereien entschädigt worden, aber seinen hochfahrenden Plänen genügte dieser bescheidene Wirkungskreis nicht. Hinterlistig trachtete er danach, den Bruder zu beseitigen und sich zumindest die Krone zu erzwingen. Seine Schätze setzten ihn in Stand, eine Schar beherzter Männer zu dingen und sich durch reichliche Spenden beim Volke beliebt zu machen. Dann wartete er einen günstigen Augenblick ab, um eine Palastrevolution anzuzetteln, und stieß seinen unglücklichen Bruder vom Thron. Die starke Leibwache, die den neuen König umgab und ihm auf Tod und Leben ergeben war, wußte den Unmut des Volkes in Schranken zu halten, und schließlich fügten sich die Albaner in den schändlichen Rechtsbruch, zumal der neue Herrscher einsichtsvoll regierte.

Das böse Gewissen ließ aber Amulius keine Ruhe finden und malte ihm die Schrecken künftiger Rache aus, die vielleicht die Nachkommenschaft seines Bruders Numitor an ihm nehmen könnte. Diesen selbst zu töten wagte Amulius nicht, denn furchtbar trifft die Strafe der Götter einen Königsmörder. Er verbannte Numitor auf ein kleines Gehöft und sorgte dafür, daß er hier ein stilles und von der Außenwelt abgeschlossenes Leben führte.

Dafür fiel der Sohn des verstoßenen Herrschers den Ränken seines Oheims zum Opfer; auf einer Jagd ließ der tückische Tyrann den nichtsahnenden Jüngling heimtückisch ermorden. Aber Numitor besaß noch eine Tochter, Rhea Silvia genannt. Um der Gefahr, die dem neuen König von dieser selbst oder ihrer etwaigen Nachkommenschaft drohen konnte, zu begegnen, zwang Amulius die Jungfrau, Priesterin der Vesta zu werden und damit der Ehe für immer abzuschwören. Nun erst fühlte sich der gewalttätige Herrscher sicher; er bedachte nicht, daß die Rachegötter sich nicht betrügen lassen und jeden Frevel gebührend strafen.

Eines Tages traf Rhea Silvia das Los, in dem nahen Wald das reine Quellwasser zum heiligen Dienst der Göttin Vesta zu schöpfen. Da erschien im Schatten der Bäume ein Wolf, vor dem die Jungfrau erschrocken in eine nahe Grotte floh. Das hatten die Himmlischen so gefügt, denn in der Grotte erschien vor Rhea plötzlich der

Kriegsgott Mars und begehrte das zagende und zweifelnde Mädchen zum Weibe. Um seine Gottheit zu beweisen, ließ Mars die Sonne erlöschen und bedeckte die Erde mit Dunkelheit. Beim Anblick dieser überirdischen Erscheinung wagte die Jungfrau nicht, dem Werben zu widerstehen, und ergab sich bräutlich dem liebenden Gott.

Dem Bund des Mars mit Rhea Silvia entsproß ein Zwillingspaar, das die Namen Romulus und Remus erhielt. Als ruchbar wurde, daß die Priesterin der Vesta zwei Knaben das Leben geschenkt und so das heilige Gelübde ewiger Ehelosigkeit gebrochen hatte, faßte die Priesterschaft Entsetzen über einen solchen Frevel, und König Amulius brauste in Zorn und Schrecken auf. Nicht die Verletzung der göttlichen Satzungen war es, die ihn erbleichen ließ, sondern die Angst vor diesen Enkeln des Numitor, in denen er die Rächer ihres Großvaters vorausahnte. Wieder wagte er nicht, seine Hände mit Blut zu besudeln, und erwog, wie er trotzdem das Zwillingspaar und seine Mutter vernichten könne. Gegen Rhea Silvia bot sich der Weg von selbst, befahl doch das Gesetz ausdrücklich ihren Tod als Strafe für den Frevel. Nichts half es der Unglücklichen, daß sie aufs heiligste beteuerte, ein Gott habe sich ihr als Gemahl gesellt und die Mächte des Himmels hätten durch sichtbare Zeichen den Bund geschlossen. Das Standbild der Göttin Vesta bedeckte selber zornvoll sein Antlitz, und das heilige Feuer erlosch auf dem Altar. So war Rhea Silvia nicht mehr zu retten, selbst wenn des Königs Gnade es gewollt hätte. Amulius war froh, seine Rache so leicht stillen zu können. Das unglückliche Weib wurde zum Tod durch Ertrinken verurteilt, und die Frucht ihrer Liebe sollte ein gleiches Schicksal treffen. Als die junge Priesterin in die Fluten des Tibers versenkt wurde, erbarmte sich ihrer der Stromgott gütig; er verlieh ihr Unsterblichkeit und machte sie zu seiner Gemahlin. Auch das Zwillingspaar rettete der Gott vor dem sicheren Tod; hatte man doch die zwei Knaben in einer Mulde ins Wasser gesetzt, um so das unschuldige Blut zwar nicht zu vergießen, aber doch die hilflosen Kinder dem Untergang zu weihen. Die Flußufer waren gerade weit überschwemmt, und so trieb der Gott die Mulde in seichtes Wasser, wo sie alsbald beim Verlaufen des Hochwassers an einem Feigenbaum im feuchten Sande haften blieb. Eine Wölfin, die ihr Weg von den Bergwäldern herab zur Tränke an dem Baum vorüberführte, war barmherziger als die Menschen:

Statt die beiden wimmernden Kinder zu zerfleischen, trug sie die Zwillinge sorgsam in ihre Höhle, leckte und säugte sie und erhielt sie so am Leben. Auch von einem Specht und einem Kiebitz, die den Kleinen allerlei Nahrung zutrugen, weiß die Sage zu berichten. Jener Feigenbaum, der am Fuß des palatinischen Hügels der späteren Roma stand, genoß noch in historischer Zeit durch Jahrhunderte gleich einem Heiligtum große Verehrung unter dem Namen des »ruminalischen Baumes« (Rumina war die Schutz-

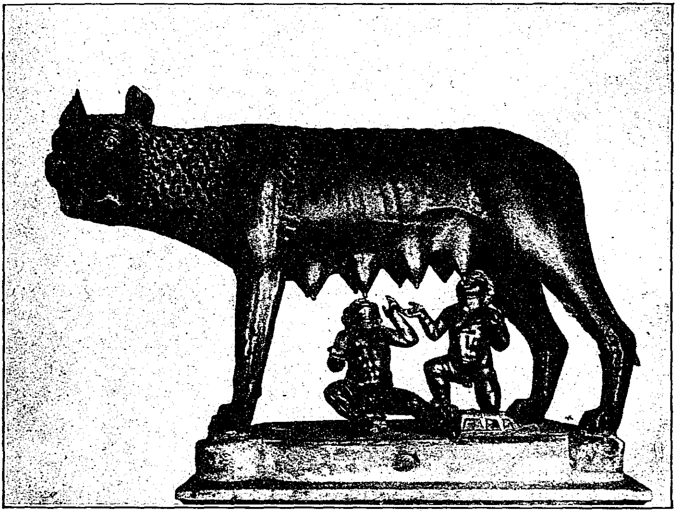


Abb. 33. Romulus und Remus werden von einer Wölfin ernährt.
Antike Erzgruppe im Konservatorenpalast, Rom.

göttin der säugenden Herden), und in seinem Schatten ward das eherne Standbild einer Wölfin errichtet zum Gedenken an die wunderbare Rettung der beiden Kinder (Abb. 33).

Eines Tages nun wurde die Wölfin von Hirten verjagt, die ihr Tun beobachtet hatten (siehe Kunstbeilage). Die erstaunten Männer betraten die Höhle und nahmen sich der inzwischen schon etwas herangewachsenen Kinder an, die sie schließlich einem Hirten des Königs, namens Faustulus, zur Pflege übergaben. Dieser schlichte Mann und sein treues Weib Acca Larentia übernahmen gern

Kriegsgott Mars und begehrte das zagende und zweifelnde Mädchen zum Weibe. Um seine Gottheit zu beweisen, ließ Mars die Sonne erlöschen und bedeckte die Erde mit Dunkelheit. Beim Anblick dieser überirdischen Erscheinung wagte die Jungfrau nicht, dem Werben zu widerstehen, und ergab sich bräutlich dem liebenden Gott.

Dem Bund des Mars mit Rhea Silvia entsproß ein Zwillingspaar, das die Namen Romulus und Remus erhielt. Als ruchbar wurde, daß die Priesterin der Vesta zwei Knaben das Leben geschenkt und so das heilige Gelübde ewiger Ehelosigkeit gebrochen hatte, faßte die Priesterschaft Entsetzen über einen solchen Frevel, und König Amulius brauste in Zorn und Schrecken auf. Nicht die Verletzung der göttlichen Satzungen war es, die ihn erbleichen ließ, sondern die Angst vor diesen Enkeln des Numitor, in denen er die Rächer ihres Großvaters vorausahnte. Wieder wagte er nicht, seine Hände mit Blut zu besudeln, und erwog, wie er trotzdem das Zwillingspaar und seine Mutter vernichten könne. Gegen Rhea Silvia bot sich der Weg von selbst, befahl doch das Gesetz ausdrücklich ihren Tod als Strafe für den Frevel. Nichts half es der Unglücklichen, daß sie aufs heiligste beteuerte, ein Gott habe sich ihr als Gemahl gesellt und die Mächte des Himmels hätten durch sichtbare Zeichen den Bund geschlossen. Das Standbild der Göttin Vesta bedeckte selber zornvoll sein Antlitz, und das heilige Feuer erlosch auf dem Altar. So war Rhea Silvia nicht mehr zu retten, selbst wenn des Königs Gnade es gewollt hätte. Amulius war froh, seine Rache so leicht stillen zu können. Das unglückliche Weib wurde zum Tod durch Ertrinken verurteilt, und die Frucht ihrer Liebe sollte ein gleiches Schicksal treffen. Als die junge Priesterin in die Fluten des Tibers versenkt wurde, erbarmte sich ihrer der Stromgott gütig; er verlieh ihr Unsterblichkeit und machte sie zu seiner Gemahlin. Auch das Zwillingspaar rettete der Gott vor dem sicheren Tod; hatte man doch die zwei Knaben in einer Mulde ins Wasser gesetzt, um so das unschuldige Blut zwar nicht zu vergießen, aber doch die hilflosen Kinder dem Untergang zu weihen. Die Flußufer waren gerade weit überschwemmt, und so trieb der Gott die Mulde in seichtes Wasser, wo sie alsbald beim Verlaufen des Hochwassers an einem Feigenbaum im feuchten Sande haften blieb. Eine Wölfin, die ihr Weg von den Bergwäldern herab zur Tränke an dem Baum vorüberführte, war barmherziger als die Menschen:

Statt die beiden wimmernden Kinder zu zerfleischen, trug sie die Zwillinge sorgsam in ihre Höhle, leckte und säugte sie und erhielt sie so am Leben. Auch von einem Specht und einem Kiebitz, die den Kleinen allerlei Nahrung zutrugen, weiß die Sage zu berichten. Jener Feigenbaum, der am Fuß des palatinischen Hügels der späteren Roma stand, genoß noch in historischer Zeit durch Jahrhunderte gleich einem Heiligtum große Verehrung unter dem Namen des »ruminalischen Baumes« (Rumina war die Schutz-

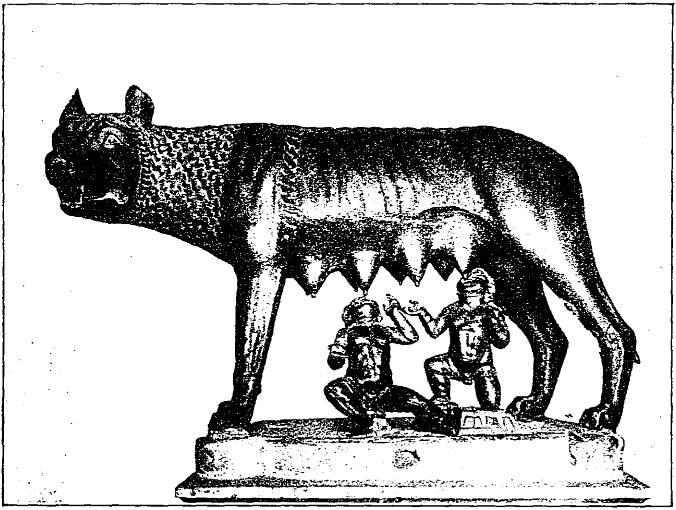


Abb. 33. Romulus und Remus werden von einer Wölfin ernährt.
Antike Erzgruppe im Konservatorenpalast, Rom.

göttin der säugenden Herden), und in seinem Schatten ward das eherne Standbild einer Wölfin errichtet zum Gedenken an die wunderbare Rettung der beiden Kinder (Abb. 33).

Eines Tages nun wurde die Wölfin von Hirten verjagt, die ihr Tun beobachtet hatten (siehe Kunstbeilage). Die erstaunten Männer betraten die Höhle und nahmen sich der inzwischen schon etwas herangewachsenen Kinder an, die sie schließlich einem Hirten des Königs, namens Faustulus, zur Pflege übergaben. Dieser schlichte Mann und sein treues Weib Acca Larentia übernahmen gern

die Mühe, die fremden Knaben aufzuziehen, und wandten ihnen alle elterliche Liebe und Treue zu. So gediehen die Zwillinge prächtig und wurden stark und groß zur Freude des Hirten und seines Weibes. Bald halfen sie dem vermeintlichen Vater die Herde hüten und teilten ganz das Leben der einfachen Hirten, die am Tiberufer ihre ärmlichen Strohhütten bewohnten.

Je mehr aber das Knabenpaar heranwuchs, umso deutlicher trat ein unverkennbarer Unterschied gegenüber den anderen Kindern der Hirten hervor. An Stolz, Kraft und Schönheit waren die Zwillinge allen weit überlegen und bekundeten deutlich ihre Herkunft aus edlem Geschlecht. So war es ganz natürlich, daß Romulus und Remus, wie die Zieheltern die Kinder genannt hatten, bald unter der Schar ihrer Altersgenossen die Anführer wurden, denen gern und willig alle folgten, zumal die Tapferkeit der Findlinge mit vornehmer Gesinnung gepaart war. Jeder der Brüder gewann allmählich seinen gesonderten Anhang, der bei Remus die Fabier, bei Romulus die Quinctilier genannt wurde. Mit ihren Leuten oder allein, als Führer des ganzen Hirtenvolkes anerkannt, durchstreiften die Jünglinge rings das Weideland und die Wälder. Überall bewiesen sie Mut und Heldenstärke, rotteten Untiere aus und legten auch Übeltätern und schlimmen Gesellen das Handwerk. Faustulus und sein gutes Weib hatten helle Freude an ihren Ziehsöhnen, von denen niemand ahnte, daß sie nicht die rechten Kinder des Hirten waren, und mit dankbarer Anhänglichkeit vergalten Romulus und Remus ihrerseits die elterliche Liebe.

Die angesehene Stellung, die sich die Jünglinge unter dem Hirtenvolk verschafft hatten, die Erfolge ihrer Tapferkeit und wohl auch der jugendliche Überschuß an Kraft und Unternehmungsgeist ließen sie freilich nicht überall genau die Schranken wahren, die ihnen zukamen. Häufig entstanden Streitigkeiten mit den Hirten anderer Gebieter, zumal mit denen des alten Numitor, die dem Palatin gegenüber auf dem aventinischen Hügel ihre Hürden hatten, bis es zu einer ernsten Fehde und schließlich zu einer kleinen Schlacht kam. Romulus und Remus mit ihren Anhängern blieben Sieger und drängten die Gegner auf ihr Gebiet zurück. Damit aber hatten sie Zorn und Rachsucht bei den Hirten Numitors so sehr erregt, daß diese insgeheim einen gefährlichen Anschlag planten.

Als am Palatin nach alter Sitte das Fest der Luperkalien ge-



Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt.

Nach einem Gemälde von Peter Paul Rubens.

Seite 263

die Mühe, die fremden Knaben aufzuziehen, und wandten ihnen alle elterliche Liebe und Treue zu. So gediehen die Zwillinge prächtig und wurden stark und groß zur Freude des Hirten und seines Weibes. Bald halfen sie dem vermeintlichen Vater die Herde hüten und teilten ganz das Leben der einfachen Hirten, die am Tiberufer ihre ärmlichen Strohhütten bewohnten.

Je mehr aber das Knabenpaar heranwuchs, umso deutlicher trat ein unverkennbarer Unterschied gegenüber den anderen Kindern der Hirten hervor. An Stolz, Kraft und Schönheit waren die Zwillinge allen weit überlegen und bekundeten deutlich ihre Herkunft aus edlem Geschlecht. So war es ganz natürlich, daß Romulus und Remus, wie die Zieheltern die Kinder genannt hatten, bald unter der Schar ihrer Altersgenossen die Anführer wurden, denen gern und willig alle folgten, zumal die Tapferkeit der Findlinge mit vornehmer Gesinnung gepaart war. Jeder der Brüder gewann allmählich seinen gesonderten Anhang, der bei Remus die Fabier, bei Romulus die Quinctilier genannt wurde. Mit ihren Leuten oder allein, als Führer des ganzen Hirtenvolkes anerkannt, durchstreiften die Jünglinge rings das Weideland und die Wälder. Überall bewiesen sie Mut und Heldenstärke, rotteten Untiere aus und legten auch Übeltätern und schlimmen Gesellen das Handwerk. Faustulus und sein gutes Weib hatten helle Freude an ihren Ziehsöhnen, von denen niemand ahnte, daß sie nicht die rechten Kinder des Hirten waren, und mit dankbarer Anhänglichkeit vergalten Romulus und Remus ihrerseits die elterliche Liebe.

Die angesehene Stellung, die sich die Jünglinge unter dem Hirtenvolk verschafft hatten, die Erfolge ihrer Tapferkeit und wohl auch der jugendliche Überschuß an Kraft und Unternehmungsgeist ließen sie freilich nicht überall genau die Schranken wahren, die ihnen zukamen. Häufig entstanden Streitigkeiten mit den Hirten anderer Gebieter, zumal mit denen des alten Numitor, die dem Palatin gegenüber auf dem aventinischen Hügel ihre Hürden hatten, bis es zu einer ernsten Fehde und schließlich zu einer kleinen Schlacht kam. Romulus und Remus mit ihren Anhängern blieben Sieger und drängten die Gegner auf ihr Gebiet zurück. Damit aber hatten sie Zorn und Rachsucht bei den Hirten Numitors so sehr erregt, daß diese insgeheim einen gefährlichen Anschlag planten.

Als am Palatin nach alter Sitte das Fest der Luperkalien ge-



Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt.

Nach einem Gemälde von Peter Paul Rubens.

Seite 263

feiert wurde, wobei die Jünglinge den Berg im Wettlauf zu umkreisen pflegten, legten ihnen die Aventiner einen Hinterhalt und nahmen in keckem Überfall Remus gefangen. Der Jüngling wurde vor Amulius, den Herrn des Landes geschleppt, und dieser überwies ihn zu harter Bestrafung für angebliche Freveltaten an seinen Bruder Numitor, dessen Hirten sich für geschädigt hielten. Das Schicksal des unglücklichen Remus schien besiegelt, denn es war nicht anzunehmen, daß seine Ankläger glimpflich mit ihm verfahren würden.

In seiner Verzweiflung gab der alte Faustulus das bisher streng behütete Geheimnis von der rätselhaften Herkunft seinem anderen Ziehsohn Romulus preis, und da er bei der allgemeinen Kenntnis der früheren Vorgänge im Königshause längst ahnte, wessen Söhne er einst gefunden und gerettet hatte, so gab er auch an Numitor selbst Botschaft von dem seltsamen Zufall, damit nicht etwa der alte entthronte Herrscher seinen eigenen Enkel töten lasse.

Erst mit Staunen, dann mit zweifelnder Verwunderung hörte Numitor die Kunde. Prüfend betrachtete er den schönen, stolzen Gefangenen, der so gar nicht den anderen Hirten glich. Er ließ sich alle näheren Umstände erzählen, und schließlich durchschaute er mit dankbarer Freude über die Fügung der Götter den wahren Sachverhalt. Nun wurde auch Romulus herbeigeholt, und der Greis erkannte, daß ihm der Himmel selbst in diesen längst als tot beweinten Enkeln die Werkzeuge zur Rache an seinem tyrannischen Bruder gesandt hatte.

Das Brüderpaar, das rasch mit großer Liebe an dem wiedergefundenen Großvater hing und sich nun selbst für auserwählt zu großen Taten hielt, vernahm mit Grauen, wie schrecklich Amulius an ihnen und ihrer edlen Mutter gehandelt hatte, nur um seinen geraubten Thron sicherzustellen. Ein wilder Haß flammte in Romulus und Remus gegen den Tyrannen auf. Da die Kunde von der Wiederauffindung der Zwillinge am Königshof bald ruchbar werden konnte, beschlossen die Jünglinge voll Tatkraft und jugendlichen Ungestüms rasch zu handeln und ihren alten Großvater wieder in seine Rechte einzusetzen. Eine beherzte Schar von Anhängern hatten sie unter den Hirten und alten Freunden bald gefunden, mit denen sie plötzlich den Königspalast in Alba Longa überfielen. Ein wildes Handgemenge entspann sich dort, in dem die Eindringlinge Sieger blieben. Amulius ward durch einen

Schwertstreich des Romulus niedergestreckt, und nun geleitete das Brüderpaar den greisen Numitor unter dem Jubel der Bevölkerung auf den ihm nach göttlicher Ordnung und menschlicher Satzung allein gebührenden Thron. So hatte Alba Longa statt eines gewalttätigen Tyrannen wieder einen rechtmäßigen und gütigen Herrscher, dem sich ganz Latium willig beugte.

Die Gründung Roms

So hoch gestiegen nun auch Romulus und Remus im stolzen Alba Longa waren, haftete ihr Herz doch an der alten Hirtenheimat, an die sie hochfliegende, stolze Pläne knüpften. Diese in der Stadt ihrer Väter zu verwirklichen, ging nicht gut an, und so schenkte ihnen auf ihr Bitten der dankbare Großvater jenen weiten Bezirk am Tiberstrom (Abb. 34), wo sie im Bannkreis der sieben Hügel aufgewachsen waren. Hier wollten die Brüder nun eine neue, gewaltige Stadt erbauen und sich eine eigene Herrschaft gründen, die sie über das ganze Land auszudehnen hofften. Seit sie wußten, daß sie dem Blute des Äneas entstammten und daß es Aufgabe dieses Stammes war, eine Siedlung zu gründen, die heranblühend einmal die Welt beherrschen sollte, fühlten sie sich berufen, ein neues Staatswesen aufzubauen. Jedem stand eine stattliche Schar treuer Anhänger zur Verfügung. Tapfere, unternehmungslustige Leute haben immer eine Gefolgschaft, die sich zur Mithilfe begeistern läßt; das Neue lockt, Abenteuer winken, und gerade die Schwierigkeit bedeutet für tapfere Herzen nur einen Anreiz mehr. So waren denn fleißige und arbeitgewohnte Hände genug da, um die Weisungen der Brüder auszuführen; als aber alles vorbereitet war, zeigten sich unerwartet ernste Schwierigkeiten. Diese lagen in der Natur der Brüder selbst, denn alle beide waren so stolzen und trotzigen Sinnes, daß sie wohl zusammen handeln, aber nicht einer dem andern den Vorrang lassen konnten. Einer jedoch mußte schließlich der neuen Stadt den Namen geben, ihren Mittelpunkt und ihre Grenzen festsetzen, denn auch darüber herrschte bei den Zwillingen keine Einigkeit. Romulus hielt den steilen Palatin für geeigneter, Remus beharrte auf dem länger hingestreckten Aventin. So war Anlaß zu Hader und Streit gegeben, und als eine Übereinkunft nicht zu erzielen war, beschlossen die Brüder, die Entscheidung den

Göttern anzuvertrauen und nach Glaube und Sitte des Landes das Zeichen des Vogelfluges zur Deutung zu nehmen.

Wie es der Brauch verlangte, begaben sich beide lange vor Tagesanbruch jeder mit seiner Gefolgschaft auf den Platz, den sie für die geplante Stadt erwählt, Romulus auf den Palatin, Remus auf den gegenüberliegenden Aventin. Dort harrten sie nun mit den Priestern und Sehern, ob sich am Himmel keine Vögel Jupiters zeigen und so ihre Ansprüche klären würden. Die Stunden zogen dahin, der Mond versank, und obwohl die Brüder mit den Krummstäben vorschriftsgemäß die Quartiere des Himmels von Ost nach



Abb. 34. Tiber. Altrömisches Standbild im Louvre zu Paris. Nach Brunn-Bruckmann, Denkmäler.

West und von Nord nach Süd in schwingenden Linien abgrenzten, wollte sich nichts im Dunkel der Nacht zeigen. Schon dämmerte fern in lichtem Streifen der junge Tag herauf, als ein lauter Jubelschrei vom Aventin erscholl. Sechs Geier zogen von Osten rechts an Remus vorüber. Kaum aber war der Bote enteilt, um Romulus den Sieg des Bruders zu melden, so rauschten vor Romulus zwölf Geier vorüber und kündeten damit deutlich an, daß Jupiter den Palatin und seinen Herrn auserwählt habe.

Nun war der Streit nicht nur nicht geschlichtet, sondern schlimmer als vorher. Remus berief sich auf das frühere Zeichen, Romulus

Schwertstreich des Romulus niedergestreckt, und nun geleitete das Brüderpaar den greisen Numitor unter dem Jubel der Bevölkerung auf den ihm nach göttlicher Ordnung und menschlicher Satzung allein gebührenden Thron. So hatte Alba Longa statt eines gewalttätigen Tyrannen wieder einen rechtmäßigen und gütigen Herrscher, dem sich ganz Latium willig beugte.

Die Gründung Roms

So hoch gestiegen nun auch Romulus und Remus im stolzen Alba Longa waren, haftete ihr Herz doch an der alten Hirtenheimat, an die sie hochfliegende, stolze Pläne knüpften. Diese in der Stadt ihrer Väter zu verwirklichen, ging nicht gut an, und so schenkte ihnen auf ihr Bitten der dankbare Großvater jenen weiten Bezirk am Tiberstrom (Abb. 34), wo sie im Bannkreis der sieben Hügel aufgewachsen waren. Hier wollten die Brüder nun eine neue, gewaltige Stadt erbauen und sich eine eigene Herrschaft gründen, die sie über das ganze Land auszudehnen hofften. Seit sie wußten, daß sie dem Blute des Äneas entstammten und daß es Aufgabe dieses Stammes war, eine Siedlung zu gründen, die heranblühend einmal die Welt beherrschen sollte, fühlten sie sich berufen, ein neues Staatswesen aufzubauen. Jedem stand eine stattliche Schar treuer Anhänger zur Verfügung. Tapfere, unternehmungslustige Leute haben immer eine Gefolgschaft, die sich zur Mithilfe begeistern läßt; das Neue lockt, Abenteuer winken, und gerade die Schwierigkeit bedeutet für tapfere Herzen nur einen Anreiz mehr. So waren denn fleißige und arbeitgewohnte Hände genug da, um die Weisungen der Brüder auszuführen; als aber alles vorbereitet war, zeigten sich unerwartet ernste Schwierigkeiten. Diese lagen in der Natur der Brüder selbst, denn alle beide waren so stolzen und trotzigen Sinnes, daß sie wohl zusammen handeln, aber nicht einer dem andern den Vorrang lassen konnten. Einer jedoch mußte schließlich der neuen Stadt den Namen geben, ihren Mittelpunkt und ihre Grenzen festsetzen, denn auch darüber herrschte bei den Zwillingen keine Einigkeit. Romulus hielt den steilen Palatin für geeigneter, Remus beharrte auf dem länger hingestreckten Aventin. So war Anlaß zu Hader und Streit gegeben, und als eine Übereinkunft nicht zu erzielen war, beschlossen die Brüder, die Entscheidung den

Göttern anzuvertrauen und nach Glaube und Sitte des Landes das Zeichen des Vogelfluges zur Deutung zu nehmen.

Wie es der Brauch verlangte, begaben sich beide lange vor Tagesanbruch jeder mit seiner Gefolgschaft auf den Platz, den sie für die geplante Stadt erwählt, Romulus auf den Palatin, Remus auf den gegenüberliegenden Aventin. Dort harrten sie nun mit den Priestern und Sehern, ob sich am Himmel keine Vögel Jupiters zeigen und so ihre Ansprüche klären würden. Die Stunden zogen dahin, der Mond versank, und obwohl die Brüder mit den Krummstäben vorschriftsgemäß die Quartiere des Himmels von Ost nach

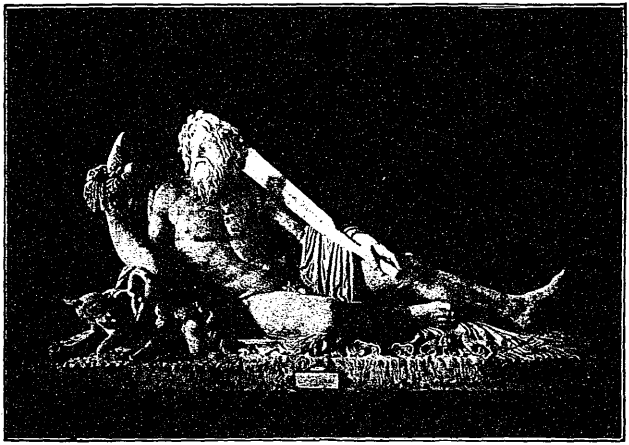


Abb. 34. Tiber. Altrömisches Standbild im Louvre zu Paris.
Nach Brunn-Bruckmann, Denkmäler.

West und von Nord nach Süd in schwingenden Linien abgrenzten, wollte sich nichts im Dunkel der Nacht zeigen. Schon dämmerte fern in lichtem Streifen der junge Tag herauf, als ein lauter Jubelschrei vom Aventin erscholl. Sechs Geier zogen von Osten rechts an Remus vorüber. Kaum aber war der Bote enteilt, um Romulus den Sieg des Bruders zu melden, so rauschten vor Romulus zwölf Geier vorüber und kündeten damit deutlich an, daß Jupiter den Palatin und seinen Herrn auserwählt habe.

Nun war der Streit nicht nur nicht geschlichtet, sondern schlimmer als vorher. Remus berief sich auf das frühere Zeichen, Romulus

auf die doppelte Anzahl der Vögel. Aufs neue spaltete sich das Gefolge in zwei Parteien; aber Romulus hatte einen größeren Anhang. Remus mußte weichen und grollend dem Bruder die Grenzsetzung der neuen Stadt und deren zukünftige Herrschaft überlassen. Sofort machte sich der Sieger ans Werk und zog die heilige Furche, durch die der Umkreis der anfangs naturgemäß nur kleinen Siedlung bestimmt werden sollte. Dementsprechend wurden Mauer und Graben angelegt, auch sie zunächst in geringen Ausmaßen. Spöttisch und verletzt betrachtete Remus das Beginnen seines Bruders, und um ihn zu verhöhnen sprang er in seiner Erbitterung über die niedrige Mauer ins Innere der Anlage. Eine schmählichere Verletzung heiliger Rechte und eine schwerere Kränkung war nach damaliger Auffassung nicht möglich: galten doch die Mauern für heilig, und eine Tat, wie sie Remus geübt, war dem Angriff eines Feindes gleich, den die Ehre zu bekämpfen gebot. Auf kochte Romulus' Herz bei solcher Schändung seiner jungen Siedlung, und er streckte mit einem Schlag seinen Bruder tödlich nieder. So entsetzlich uns das heute erscheinen mag, der junge Herrscher hatte nach damaliger Sitte nur seine Pflicht getan, und jeder billigte seinen stolzen Ausruf: »So möge es jedem ergehen, der nach dir über meine Mauer setzt.«

Aber Romulus litt sehr unter seiner Tat. Niemand machte ihm einen Vorwurf, und auch der Himmel wollte den Mord wohl nicht strafen; trotzdem schien der Totschlag wie ein Fluch auf dem Lande zu lasten, denn Seuchen und Mißernte traten auf, die Romulus schließlich dadurch zu bannen hoffte, daß er den Schatten des Dahingeschiedenen durch die Aufstellung eines zweiten Thrones neben dem seinen zu versöhnen suchte. Da lagen nun Zepter und Krone für den toten Remus, als wäre er der berechtigte Mitregent. Wirklich wich nun die Bedrängnis, und die Stadt wuchs mächtig empor. Roma ward sie genannt nach ihrem Gründer, und der Name schien für die Ewigkeit und wie für die Herrin der Welt geprägt.

Das Asyl und der Frauenraub

Von Anbeginn an wurde Roms Übermacht in den nächstgelegenen Landstrichen anerkannt, wenn auch nur widerwillig. Die Tapferkeit der Bewohner und ihres hochgesinnten Fürsten

zwang die anderen Ortschaften, sich unter die junge Siedlung zu beugen. Damit aber war Romulus' weitausschauenden Absichten noch nicht gedient. Seine Stadt sollte wachsen und sich immer weiter ausdehnen; um dies zu erreichen, verfiel der Fürst auf einen trefflichen Gedanken. Er gründete auf einer Einsenkung des kapitolinischen Hügels eine Freistätte und ließ im ganzen Land verkünden, daß ihm dort alle Heimatlosen, Landflüchtigen, kurz jedermann als Bürger der Stadt willkommen sei, sofern er nur sich anzusiedeln wünsche, Landbesitz zum fleißigen Bebauen begehre und sich den Gesetzen der Stadt unterordne.

Da strömten nun bald von allen Seiten Männer der verschiedensten Art und aus den mannigfaltigsten Gründen zusammen: tüchtige Leute, die sich eine Existenz durch harte Arbeit gründen wollten, Abenteurer, Verbannte, junges Volk, ja auch Verfemte und Verbrecher. Über das Anwachsen der Bewohnerzahl des jungen Roms brauchte sich Romulus nicht länger zu sorgen. Mehr als dreitausend freie Bürger waren bald vorhanden, und aus ihnen erwählte der Herrscher einen Rat von hundert der klügsten und hervorragendsten Männer. In der Folgezeit bildeten deren Nachkommen die Patrizier, das waren die Edeln und Vornehmen der Stadt.

Aber eben diese Frage der Nachkommenschaft war es, die Romulus mit Recht beunruhigte. Die junge Siedlung war ausschließlich von Männern bevölkert, und so konnte man, im Fall sich dieser Zustand nicht durch Zuführung von Frauen änderte, mit Sicherheit berechnen, daß nach einigen Jahrzehnten Rom völlig ausgestorben sein würde. Darum sandte Romulus Boten in die Städte Latiums und bot ihnen ein gegenseitiges Ehebündnis der Bewohner an. Aber der Antrag fand taube Ohren. Sah man doch nicht nur mit scheelem Neid, sondern auch mit erklärlichem Mißtrauen auf die Männer in Rom, deren Herkunft und Vorleben vielfach im Dunkel lag und die mehr einen Staat von Abenteurern bildeten, denen man die Töchter der alteingesessenen Familien nicht anvertrauen wollte. An einigen Orten ließ man die Antwort offen, an anderen lehnte man ab, ja es kam vor, daß man die Boten mit Hohn und Spott aus den Toren jagte und nicht einmal die Bräuche des Gastrechts beobachtete. Mit finsteren Blicken vernahm Romulus den Bericht seiner Gesandten. Das war nicht die Art, wie

er fremden Stämmen erlaubte mit ihm zu reden. Am liebsten hätte er alle sofort mit Kampf überzogen und seinen Willen gewaltsam durchgesetzt. Aber dafür war Roms Macht noch nicht groß genug, und so beschloß der Herrscher durch List zu seinem Ziel zu kommen. Er ließ glänzende Festspiele mit ritterlichen Übungen in Rom ansagen und alle Nachbarn dazu einladen. Von allen Seiten eilten die Geladenen mit Weib und Kind zu dem Schauspiel nach Rom, denn die gewaltigen Vorbereitungen dazu erregten schon seit geraumer Zeit große Neugier. Auch war man begierig, die neue Siedlung von innen zu betrachten, und so konnte an dem Festtage die Stadt die Fülle der Geladenen, unter denen Frauen, Mädchen und Kinder die Mehrzahl bildeten, kaum fassen. Besonders aus den Nachbarstädten des Latinerlandes und dem Sabinergebiet zogen zahlreiche Scharen herbei.

Fröhlich war der Willkomm und die ritterliche Art des Empfanges. Alle staunten über das schnelle Wachstum der schön und vorteilhaft angelegten Siedlung, und als gar noch die glanzvollen Spiele begannen, war man ganz Auge und Ohr für die festliche Veranstaltung.

Doch das harmlose Spiel nahm unerwartet und plötzlich eine jähe Wendung. Mitten in den Scheinkämpfen stürmten auf ein gegebenes Zeichen die ritterlichen Jünglinge unter die Menge der arglosen Gäste, sprengten diese auseinander und raubten die anwesenden Jungfrauen, wie sie der Zufall jedem in die Hand spielte (siehe Kunstbeilage). Ungeheure Bestürzung bemächtigte sich der fremden Zuschauer. Die Männer waren waffenlos und nicht auf Verteidigung ihrer Töchter vorbereitet, die verzweifelt aufschrien. Laute Anklage wegen Verletzung des heiligen Gastrechtes scholl zum Himmel, dann ergriffen alle, die sich nicht in der Gewalt der Römer befanden, die Flucht und hielten nicht eher inne, bis sie ihre Heimstätten erreicht hatten.

Dort erst kam ihnen wieder Besinnung und Mut. Sie betrauerten ihre Töchter, als hätte sie ihnen der Tod geraubt, und der Ruf nach Krieg und Rache erscholl allenthalben. Boten eilten von Ortschaft zu Ortschaft, ein Bund wurde gegen Rom geschlossen, alle rüsteten sich zum Kampf, wobei man besonders auf den tapferen Sabinerkönig Titus Tatius und dessen tatkräftiges Eingreifen rechnete. Dieser weise Herrscher wußte, daß ein Krieg gegen Rom keine Kleinig-

keit war, und bereitete alles gründlich vor. Doch dies dauerte der Ungeduld der anderen Städte zu lang. In ihrer Angst um das Schicksal ihrer Töchter vermochten die Väter ihren Rachedurst nicht länger zu zügeln; keiner wartete auf den anderen, und in törichter Übereilung brachen die Heere von Cänina, Crustumerium und Antemnä einzeln gegen Rom auf. Romulus hatte natürlich vorausgesehen, welche Folgen sein kecker Streich haben würde, und seine Krieger vortrefflich ausgerüstet und geordnet. Sofort sah er, welch Glück für ihn das gesonderte Vorgehen der gekränkten Gemeinden bedeutete. Rasch warf er sich mit seinem Heer auf die Haufen des Königs Akron von Cänina, die er leicht in die Flucht schlug, und stand dann plötzlich vor den Mauern von Cänina, eroberte es und tötete beim Sturm auf die Stadt mit eigener Hand den König Akron. Nicht länger brauchte er zum Niederringen der anderen beiden Städte.

Im Triumph kehrte Romulus dann nach Rom zurück und trug hoch zu Roß an einer Stange die Rüstung des erschlagenen Herrschers. Sie wurde als erste und älteste Trophäe Roms auf dem kapitolinischen Hügel dem Jupiter geweiht und diesem ein prächtiger Tempel gelobt.

Damit war aber der Krieg noch nicht zu Ende. Wenn die Römer auch aus Bewunderung für ihre Tapferkeit Zuzug von allen Seiten, namentlich aus dem Etruskerlande unter Führung des Cäles Vibenna erhielten, so stand ihnen doch ein schwerer Kampf mit dem Hauptheer der sabinischen Streitmacht des Königs Titus Tatius bevor. Das war ein gefährlicherer Gegner als der Kriegshaufen der kleinen Städte. Romulus konnte ihm nicht in offener Feldschlacht entgegentreten, sondern mußte ihn im Schutze der Stadtmauern erwarten. So rückten denn König Titus Tatius und sein riesiger Held Mettus Curtius an der Spitze des Sabinerheeres ungehindert bis vor die Befestigungen des kapitolinischen Hügels. Droben befehligte der Römer Spurius Tarpejus, entschlossen, den Feinden bis zum Äußersten Widerstand zu leisten.

Auf seine Krieger konnte er sich verlassen, aber ein ungeahnter Feind erwuchs ihm im schmucklüsternen Herzen seiner eigenen Tochter Tarpeja. Diese war am Fuße des Hügels beim Wasserschöpfen mit sabinischen Kriegern, darunter dem König, zusammengetroffen und wurde von diesen mit drängendem Ungestüm zu

überreden gesucht, zur Nacht verräterischerweise gegen Lohn den Feind in die Feste zu lassen. Das Mädchen zögerte noch, als ihre Augen über die gold- und edelsteingeschmückten Reifen glitten, die die Sabiner am linken Oberarm zu tragen pflegten.

»Gebt mir, was ihr am linken Arm tragt,« sagte die Jungfer schließlich, »so will ich euch das Tor öffnen.«

Das Versprechen wurde vom König und seinen Mannen sofort gegeben, und Tarpeja kehrte mit dem schweren Wasserkrug auf die Höhe der Burg zurück. Heimlich im Dunkel der Nacht öffnete sie dann den Feinden eine Seitenpforte, durch die die sabinischen Krieger nun scharenweise in das Innere der Umfassungsmauer lautlos eindrangen. Als aber nun das Mädchen seinen Lohn begehrte, warfen die Sabiner zugleich mit ihren Armspangen ihre schweren metallenen Schilde mit dem Rufe: »Da hast du deinen Lohn, Verräterin!« auf die Unselige, die tot niedersank.

Die schrecklichen Folgen des Verrats hatte nun auch die Besatzung zu tragen. Keine Tapferkeit half dem edlen Spurius Tarpejus und seiner Schar; alle wurden von der Übermacht niedergeschlagen, und ehe der Morgen dämmerte, war der westliche Fels des kapitolinischen Hügels, der noch heute der tarpejische heißt, in der Hand der Sabiner.

Als am nächsten Morgen die römische Schlachtordnung zum Entscheidungskampf vom Palatin in die Ebene zwischen diesem und dem Kapitol rückte, gewahrte sie mit Überraschung und zornigem Entsetzen, wie von droben der Feind hohnvoll auf sie herabdräute. Romulus und der Etruskerfürst Cäles Vibenna, daneben der gewaltige Held und Führer Hostus Hostilius glaubten ihren Augen nicht trauen zu können. Aber nur einen Augenblick zögerten sie. Dann schwoll die Ader auf Romulus' Stirn vor Grimm über den Spott der Feinde, und donnernd befahl er den Seinen, die Kapitolshöhe zu stürmen. Doch der Berg war steil, und die Drobenstehenden nützten ihren Vorteil aus. In erbittertem Ringen stürzten tödlich hinuntergeschmettert der Etruskerfürst und der Held Hostus Hostilius, den die Römer wie ihren Hort betrachteten.

Da mußten die Römer weichen und rissen auch Romulus in die wilde Flucht hinein. Jubelnd brach jetzt der Feind aus der Kapitolsumwallung in die Ebene nieder, wo sich die wilde Schlacht fort-



Der Raub der Sabinerinnen.

Nach einem Gemälde von Peter Paul Rubens / Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Seite 270

überreden gesucht, zur Nacht verräterischerweise gegen Lohn den Feind in die Feste zu lassen. Das Mädchen zögerte noch, als ihre Augen über die gold- und edelsteingeschmückten Reifen glitten, die die Sabiner am linken Oberarm zu tragen pflegten.

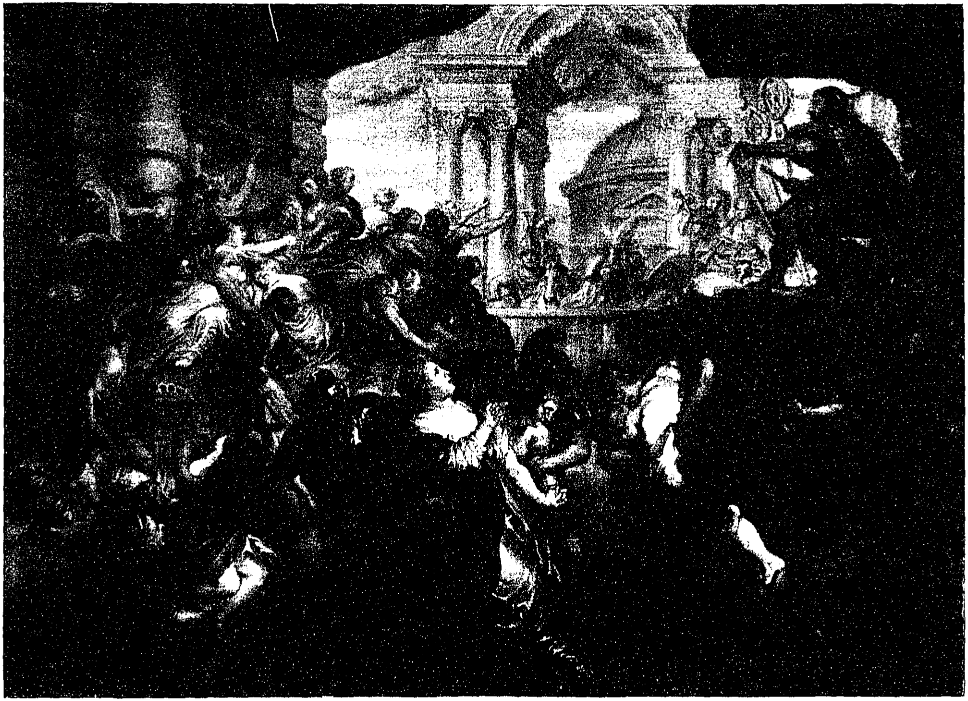
»Gebt mir, was ihr am linken Arm tragt,« sagte die Jungfer schließlich, »so will ich euch das Tor öffnen.«

Das Versprechen wurde vom König und seinen Mannen sofort gegeben, und Tarpeja kehrte mit dem schweren Wasserkrug auf die Höhe der Burg zurück. Heimlich im Dunkel der Nacht öffnete sie dann den Feinden eine Seitenpforte, durch die die sabinischen Krieger nun scharenweise in das Innere der Umfassungsmauer lautlos eindrangen. Als aber nun das Mädchen seinen Lohn begehrte, warfen die Sabiner zugleich mit ihren Armspangen ihre schweren metallenen Schilde mit dem Rufe: »Da hast du deinen Lohn, Verräterin!« auf die Unselige, die tot niedersank.

Die schrecklichen Folgen des Verrats hatte nun auch die Besatzung zu tragen. Keine Tapferkeit half dem edlen Spurius Tarpejus und seiner Schar; alle wurden von der Übermacht niedergeschlagen, und ehe der Morgen dämmerte, war der westliche Fels des kapitolinischen Hügels, der noch heute der tarpejische heißt, in der Hand der Sabiner.

Als am nächsten Morgen die römische Schlachtordnung zum Entscheidungskampf vom Palatin in die Ebene zwischen diesem und dem Kapitol rückte, gewahrte sie mit Überraschung und zornigem Entsetzen, wie von droben der Feind hohnvoll auf sie herabdräute. Romulus und der Etruskerfürst Cäles Vibenna, daneben der gewaltige Held und Führer Hostus Hostilius glaubten ihren Augen nicht trauen zu können. Aber nur einen Augenblick zögerten sie. Dann schwoll die Ader auf Romulus' Stirn vor Grimm über den Spott der Feinde, und donnernd befahl er den Seinen, die Kapitolshöhe zu stürmen. Doch der Berg war steil, und die Drobenstehenden nützten ihren Vorteil aus. In erbittertem Ringen stürzten tödlich hinuntergeschmettert der Etruskerfürst und der Held Hostus Hostilius, den die Römer wie ihren Hort betrachteten.

Da mußten die Römer weichen und rissen auch Romulus in die wilde Flucht hinein. Jubelnd brach jetzt der Feind aus der Kapitolsumwallung in die Ebene nieder, wo sich die wilde Schlacht fort-



Der Raub der Sabinerinnen.

Nach einem Gemälde von Peter Paul Rubens / Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Seite 270

setzte. Aber die Römer vermochten nicht mehr standzuhalten; sie flohen gegen ihre Tore zurück, hart bedrängt von dem riesigen Mettus Curtius, der an der Spitze der sabinischen Reisigen ritt.

Romulus versuchte vergeblich, dem Weichen der Seinen Einhalt zu tun: nichts half. Da hob er in höchster Not flehend die Hände gen Himmel und gelobte dem Jupiter Stator (dem standhaltenden, fluchthemmenden) einen herrlichen Tempel, wenn ihm der Gott das Kriegsglück wieder zuwenden würde. Er selbst fühlte sich durch das Gebet wundersam gestärkt. Noch einmal beschwor er die Seinen und berief sich auf die Hilfe des Himmelskönigs. Diesmal half sein Ruf. Die Römer schämten sich ihrer Verzagtheit und faßten aufs neue Fuß. Todesmutig traten sie abermals dem überraschten Feind entgegen, und als Mettus Curtius mit Hohnlachen heranstürmte und Romulus' Scharen feige Mädchenräuber schalt, die zu ehrlichem Kampf nicht taugten, flammte allgemeine Empörung auf. Waffenlärmend warfen sich die Römer gegen die Sabiner, daß Mettus' Pferd scheute und in wildem Sprung in den Sumpf des unteren Tales setzte. Lange dauerte es, bis sich der sabinische Held mühsam aus dem gefährlichen Morast, der ihn hinabzuziehen drohte, wieder emporarbeitete und über und über schlammbedeckt zu den Seinen zurückkehrte. Hier aber hatte sich inzwischen das Kriegsglück gewandt. Die Römer schienen die Übermacht zu haben, und die Sabiner wehrten sich nur noch mit dem Mut der Verzweifelten.

Das entsetzliche Ringen schien sich noch lange blutig und unentschieden hinziehen zu wollen, da trat etwas ganz Unerwartetes ein, das auf einmal den Kampf zum Stehen brachte und alle die Waffen senken ließ. Aus dem palatinischen Tor stürzten die gesamten Frauen mit fliegenden Haaren, ihre Säuglinge an der Brust, heran und warfen sich verzweifelt zwischen die Kämpfenden mit dem flehenden Ruf, nicht länger gegenseitig ihre Männer, Väter und Geschwister zu töten. Die Ritterlichkeit der Römer hatte nach dem anfänglichen Schreck und Zorn längst die Herzen der sabinischen Frauen gewonnen. Sie fühlten sich durchaus als römische Bürgerinnen und begehrten gar nicht, zu ihren Familien heimzukehren. So flehten nun sie, um derenwillen der ganze Kampf entbrannt war, selber um Frieden und Versöhnung und suchten dem grausamen Kampf ein Ende zu setzen, damit ihre eigenen

Verwandten sie nicht zu Witwen machten oder ihre Gatten ihre Landsleute erschlugen.

Der Kampf ruhte. Dumpfes Schweigen herrschte auf beiden Seiten, und zwiespältige Erwägungen durchzogen die Herzen der Gegner. Da brachen die Fürsten den auf allen lastenden Bann. Romulus und Titus Tatius, beide ebenso edle und einsichtsvolle wie tapfere Männer, traten gleichzeitig aus den Schlachtreihen vor ihr Heer, und der Römerfürst bot zuerst Frieden und Versöhnung an. Auch Titus Tatius sah ein, daß die Frauen recht hatten, und ergriff die dargereichte Hand des Feindes. Eine allgemeine Versöhnung und Verbrüderung fand statt, und durch Gelöbnisse wurde für ewig ein Bund zwischen Römern und Sabinern gestiftet. Zu einem Staate sollten beide Völker verschmelzen und Rom seine Hauptstadt sein. In die Herrschaft beschlossen sich Romulus und Titus Tatius zu teilen und gemeinsam das Heer zu führen. Schließlich wurde bestimmt, daß nach der sabinischen Stadt Cures das vereinigte Volk Quiriten genannt werden sollte.

Diese Verschmelzung war für Rom ungeheuer bedeutsam. Nicht nur daß die Stadt vergrößert wurde und an Machtfülle gewann, sondern auch neue geistige und kulturelle Werte zogen damit in Rom ein und ergänzten sich mit dem noch einseitigen und rauhen Wesen der jungen Siedlung. Der Frauenraub hatte somit zu einer Vermählung in höherem Sinn geführt, und wenn die Einzelheiten auch Legende und Sage sind, so hat doch das historische Rom gerade in diesem Bündnis sein festes Fundament und die Anwartschaft auf seine große Zukunft gefunden.

Eine Vorausahnung hiervon mag die zwei Völkerschaften durchbebt haben, als sie nach der bitteren Schlacht den Treubund schlossen. Ein Fest der Verbrüderung wurde in Rom gefeiert, das diesmal keinen traurigen Abschluß fand, sondern in eitel Fröhlichkeit und Glück begangen wurde.

Die Frauen hatten den größten Anteil daran, und man erkannte dankbar an, daß sie es gewesen, die den Frieden herbeigeführt. Darum stiftete Romulus ihnen zu Ehren das Fest der Maturnalien und räumte den Frauen vielerlei Ehren und Vorrechte ein. Einer Matrone mußte jeder mit Ehrfurcht begegnen, ihr ausweichen und die gebührende Achtung erweisen. Die Ehemänner wurden verpflichtet, ihre Frauen stets hochzuhalten, sie nie mit Arbeit zu über-

bürden und stets dankbar eingedenk zu bleiben, daß weibliche Klugheit und Hingabe Rom in einer seiner schwersten Stunden gerettet hatte (Abb. 35).

Die Doppelherrschaft des Romulus und Titus Tatius währte nicht lange. Der Sabinerkönig hatte sich bei den Bewohnern von Laurentum durch mancherlei Gewalttätigkeiten verhaßt gemacht, und als der Herrscher einmal nach Lavinium zum Opferfest zog, wurde er dort von der empörten Volksmenge erschlagen. Sein Grab im Lorbeerhain des Aventin aber wurde noch lange verehrt und ihm bis in die historische Zeit ein jährliches Opfer gebracht. Nach Titus' Tod regierte Romulus allein die geeinten Völker voll Weisheit, Milde und Gerechtigkeit, sodaß er verehrt wurde, als wäre er ein Gott oder zumindest der geliebte Vater aller seiner Untertanen. Treu den Verfassungsgrundsätzen, die er selbst eingeführt, hielt er den Senat in hohen Ehren und befragte ihn um seine Meinung vor allen wichtigen Entschlüssen.



Abb. 35. Römisches Ehepaar. Nach einem Grabmal in Rom.

Dankbar behielt er in Erinnerung, daß das Vogelzeichen Jupiters ihm zur Gründung Roms verholfen, und so blieb sein gläubiges und frommes Herz stets dieser Kundgebung der Götter zugetan, die zu einer der wichtigsten religiösen Staatseinrichtungen führte.

Außer der Einsetzung des Senats, der wohl der stärkste Grundpfeiler römischer Größe und Staatskunst wurde, gliederte Romulus das Volk in drei Stammtribus und dreißig Kurien. Besondere Sorgfalt aber wandte er als kühner Kriegsheld der Ausbildung eines trefflichen Heeres zu, und die Ordnungen und Satzungen, die er hier traf, blieben lange maßgebend.

Es war Romulus nicht vergönnt, alle diese Einrichtungen in stetem Frieden und Ruhe zu treffen. Zu viel Eifersucht auf die steigende Macht des jungen Roms war ringsum rege, es gab noch

Verwandten sie nicht zu Witwen machten oder ihre Gatten ihre Landsleute erschlugen.

Der Kampf ruhte. Dumpfes Schweigen herrschte auf beiden Seiten, und zwiespältige Erwägungen durchzogen die Herzen der Gegner. Da brachen die Fürsten den auf allen lastenden Bann. Romulus und Titus Tatius, beide ebenso edle und einsichtsvolle wie tapfere Männer, traten gleichzeitig aus den Schlachtreihen vor ihr Heer, und der Römerfürst bot zuerst Frieden und Versöhnung an. Auch Titus Tatius sah ein, daß die Frauen recht hatten, und ergriff die dargereichte Hand des Feindes. Eine allgemeine Versöhnung und Verbrüderung fand statt, und durch Gelöbnisse wurde für ewig ein Bund zwischen Römern und Sabinern gestiftet. Zu einem Staate sollten beide Völker verschmelzen und Rom seine Hauptstadt sein. In die Herrschaft beschlossen sich Romulus und Titus Tatius zu teilen und gemeinsam das Heer zu führen. Schließlich wurde bestimmt, daß nach der sabinischen Stadt Cures das vereinigte Volk Quiriten genannt werden sollte.

Diese Verschmelzung war für Rom ungeheuer bedeutsam. Nicht nur daß die Stadt vergrößert wurde und an Machtfülle gewann, sondern auch neue geistige und kulturelle Werte zogen damit in Rom ein und ergänzten sich mit dem noch einseitigen und rauhen Wesen der jungen Siedlung. Der Frauenraub hatte somit zu einer Vermählung in höherem Sinn geführt, und wenn die Einzelheiten auch Legende und Sage sind, so hat doch das historische Rom gerade in diesem Bündnis sein festes Fundament und die Anwartschaft auf seine große Zukunft gefunden.

Eine Vorausahnung hiervon mag die zwei Völkerschaften durchbebt haben, als sie nach der bitteren Schlacht den Treubund schlossen. Ein Fest der Verbrüderung wurde in Rom gefeiert, das diesmal keinen traurigen Abschluß fand, sondern in eitel Fröhlichkeit und Glück begangen wurde.

Die Frauen hatten den größten Anteil daran, und man erkannte dankbar an, daß sie es gewesen, die den Frieden herbeigeführt. Darum stiftete Romulus ihnen zu Ehren das Fest der Maturnalien und räumte den Frauen vielerlei Ehren und Vorrechte ein. Einer Matrone mußte jeder mit Ehrfurcht begegnen, ihr ausweichen und die gebührende Achtung erweisen. Die Ehemänner wurden verpflichtet, ihre Frauen stets hochzuhalten, sie nie mit Arbeit zu über-

bürden und stets dankbar eingedenk zu bleiben, daß weibliche Klugheit und Hingabe Rom in einer seiner schwersten Stunden gerettet hatte (Abb. 35).

Die Doppelherrschaft des Romulus und Titus Tatius währte nicht lange. Der Sabinerkönig hatte sich bei den Bewohnern von Laurentum durch mancherlei Gewalttätigkeiten verhaßt gemacht, und als der Herrscher einmal nach Lavinium zum Opferfest zog, wurde er dort von der empörten Volksmenge erschlagen. Sein Grab im Lorbeerhain des Aventin aber wurde noch lange verehrt und ihm bis in die historische Zeit ein jährliches Opfer gebracht. Nach Titus' Tod regierte Romulus allein die geeinten Völker voll Weisheit, Milde und Gerechtigkeit, sodaß er verehrt wurde, als wäre er ein Gott oder zumindest der geliebte Vater aller seiner Untertanen. Treu den Verfassungsgrundsätzen, die er selbst eingeführt, hielt er den Senat in hohen Ehren und befragte ihn um seine Meinung vor allen wichtigen Entschlüssen.



Abb. 35. Römisches Ehepaar. Nach einem Grabmal in Rom.

Dankbar behielt er in Erinnerung, daß das Vogelzeichen Jupiters ihm zur Gründung Roms verholfen, und so blieb sein gläubiges und frommes Herz stets dieser Kundgebung der Götter zugetan, die zu einer der wichtigsten religiösen Staatseinrichtungen führte.

Außer der Einsetzung des Senats, der wohl der stärkste Grundpfeiler römischer Größe und Staatskunst wurde, gliederte Romulus das Volk in drei Stammtribus und dreißig Kurien. Besondere Sorgfalt aber wandte er als kühner Kriegsheld der Ausbildung eines trefflichen Heeres zu, und die Ordnungen und Satzungen, die er hier traf, blieben lange maßgebend.

Es war Romulus nicht vergönnt, alle diese Einrichtungen in stetem Frieden und Ruhe zu treffen. Zu viel Eifersucht auf die steigende Macht des jungen Roms war ringsum rege, es gab noch

manche Nachbarstadt, die sich für stärker und mächtiger hielt. Besonders das stolze Fidenä suchte Rom den Vorrang abzulaufen und verletzte ständig dessen Staatsgrenze, bis es schließlich zum Krieg kam. Romulus wußte das Heer der Bewohner von Fidenä aus der Stadt in einen Hinterhalt zu locken, schlug es dort in die Flucht und drang dann durch die offenen Tore in Fidenä ein, das sich bedingungslos unterwerfen mußte.

Bald aber lehnte sich noch eine andere Stadt, das mächtigere Veji, gegen die junge Tiberstadt auf, deren aufblühende Macht dem Lande so unbequem wurde, und erklärte Rom den Krieg, um es von Grund aus zu zerstören. Doch die Vejenter hatten sich über ihre eigene Stärke getäuscht: in einer furchtbaren Feldschlacht unterlagen sie, und die Sage erzählt, von den vierzehntausend Gefallenen habe Romulus selbst die Hälfte erschlagen. Veji mußte um Frieden bitten und erhielt einen hundertjährigen Waffenstillstand zugesichert, mußte aber einen Teil seines Gebietes an Rom abtreten. Von da an wagte niemand mehr, Rom anzugreifen, und ein jahrzehntelanger ungetrübter Frieden war der aufblühenden Tiberstadt vergönnt.

Siebenunddreißig Jahre hatte der große Fürst Romulus regiert, als er auf eine ebenso seltsame Weise seinem Volk entrückt wurde, wie sein götterentstammtes Leben begonnen hatte. Bei einer gewaltigen Heeresschau, die Romulus auf dem Marsfeld abhielt, erhob sich ein fürchterlicher Orkan; Staubwolken und Regengüsse verdunkelten die Lüfte, brüllender Donner tönte vom Himmel, und Blitze durchzuckten die Finsternis. Das Unwetter war so schrecklich, daß man glauben konnte, die Sonne sei erloschen. Alles Volk floh von dannen, um sich zu retten, nur der König blieb auf seinem Throne; da erschien ihm plötzlich sein Vater Mars und entführte ihn mit Jupiters Bewilligung auf seinem Götterwagen in den Kreis der Himmlischen zur Unsterblichkeit.

Als das Unwetter vorbeigezogen, fand sich das Volk verwaist. Der Thron stand leer, und spurlos war der König verschwunden. Die große Bestürzung und das dumpfe Schweigen gingen bald in lautes Klagen über. Jammernd riefen die Römer nach ihrem Vater, dem Gründer ihrer Stadt und ihrer Macht, ihrem Schutz und Schirm. Eine Ahnung der göttlichen Entrückung zog durch die Gemüter und ward bald durch den Traum eines angesehenen

Landmannes bestätigt. Romulus erschien ihm und befahl die Einstellung der Trauer mit der Kunde, daß er fortan als der Gott Quirinus über seinem Volke walten und wachen werde. So wurde der erste Herrscher Roms wie ein Gott verehrt und seinem Andenken herrliche Tempel errichtet.

Numa Pompilius

Romulus hatte keinen Erben hinterlassen. So war das Volk ratlos, wer würdig sei, Nachfolger in der Herrschaft zu werden, und zudem hatten sich die Stämme der Sabiner und Römer noch nicht derart miteinander verschmolzen, daß nicht jeder von beiden eifersüchtig die Wahl des neuen Königs für sich beansprucht hätte. Fast ein Jahr dauerten die Streitigkeiten, bis man sich endlich dahin einigte, fortan solle immer abwechselnd ein Stamm den König aus dem anderen Stamm wählen, und Rom sollte beginnen, aus den Reihen der Sabiner den Herrscher zu ernennen.

Die Wahl war nicht schwer, denn unter den Sabinern lebte ein einfacher, würdiger Mann, Numa Pompilius mit Namen, der von allen als ein Muster der Weisheit und Gerechtigkeit verehrt wurde. Außerdem war er der Schwiegersohn des erschlagenen Königs Titus Tatius und hatte somit gewisse berechtigte Ansprüche auf die Nachfolge. Er machte diese aber niemals geltend und zog es vor, als schlichter Bürger in der sabinischen Stadt Cures ein den Göttern wohlgefälliges Leben fern vom Lärm der Welt zu führen und sich in die Lehren des Philosophen Pythagoras zu vertiefen, jenes Weltweisen aus Samos, der einst im südlichen Italien gewirkt hatte. Eine Kriegernatur war Numa nicht, aber die Römer fühlten selber ganz richtig, daß sie jetzt nicht so sehr eines Feldherrn zum Fürsten bedurften als vielmehr eines zügelnden Gesetzgebers. So regte sich denn kein Widerspruch, als im Senat der Name Numas als Anwärters für den römischen Thron genannt wurde.

Als jedoch die Abgesandten Roms zu dem Auserwählten kamen, lehnte dieser die angetragene Würde ab. Wohl hatte er unter seinem Volke ungewollt stets eine führende Stellung eingenommen, hatte Streitigkeiten geschlichtet und in allen schwierigen Lagen als Schiedsrichter und Ratgeber weise Entscheidungen gefällt, nach kriegerischen Lorbeeren aber gierte er nicht und fühlte sich auch nicht

gewachsen, einem Staate vorzustehen, der bisher einzig in Kampf und Fehde zu leben gewohnt oder doch gezwungen war. Die Gesandten aber ließen die Gründe seiner Weigerung nicht gelten; sie suchten dem Zögernden deutlich zu machen, daß sie selber sich nach einem Zeitalter friedlicher Entwicklung sehnten, und nachdem alle Zwistigkeiten rings im Land beigelegt schienen, sei nun in erster Linie Ordnung der inneren Verhältnisse notwendig.

Numa war unentschlossen, da er doch fühlte, daß hier ein Ruf an ihn erging und eine Aufgabe seiner harrte, die ihm die Götter bestimmt. So wollte er von deren Entscheidung seinen Entschluß abhängig machen. Den Krummstab in der Hand gleich Romulus ließ er sich mit einem Seher auf den Höhen des Kapitols nieder und wartete, ob ihm der Himmel durch Vogelflug ein Zeichen geben würde. Gar bald trat dies ein, und Jupiter zeigte dem Erkorenen klar und deutlich seinen Willen. Da gab Numa nach und zog unter dem Jubel der Bevölkerung in die Tiberstadt als König ein.

Sein Wirken dort war dem des Romulus gerade entgegengesetzt. Das Volk, durch die vielen Kriege verwildert, hatte die strengen Bahnen gesitteter Ordnung und ruhiger Arbeit verlassen. Es bedurfte einer gründlichen Erziehung und Bändigung der zügellosen Triebe, was Numa durch den würdigen Ernst erreichte, mit dem er das Volk zur Hingebung an die Religion und die Befolgung der Sitten und Bräuche anleitete. Neue Götterkulte zogen mit Numa in Rom ein; besonders wurden die Zeremonien ausgebaut und ihre strenge Befolgung durch Gesetze erzwungen. Die Handlungen des Staates und das Leben der Bürger wurden durch religiöse Gesichtspunkte bestimmt; es gab kaum etwas im Dasein der Römer, das nicht irgendwie durchtränkt oder abhängig war von genau vorgeschriebenen religiösen Pflichten. Das wirkte mildernd und ordnend auf die Bürger ein. Sie wurden zu Ernst und kluger Besonnenheit angehalten, ohne dabei ihre Männlichkeit und Tatkraft zu verlieren; nur sollten die Kräfte nicht mehr planlos und abenteuernd verloren gehen. Der Staatsgedanke und der tiefe Glaube an die göttliche Vorbestimmung römischer Größe lagen allem, was geschah, zu Grunde. Was die Waffen erworben, galt es nun durch Recht und Sitte zu erhalten und zu festigen und die Segnung des Friedens als solche zu empfinden.

All das war nur zu erreichen, wenn dem jungen Staat auch

seine äußere Ruhe erhalten blieb. Numa war dazu imstande, da man seine Weisheit willig anerkannte und von seinen friedlichen Absichten überzeugt war.

Der neue Herrscher führte den Kultus des Janus Geminus ein und erbaute diesem Gott jenen Tempel, dessen Pforten stets geschlossen sein sollten, solange im Reich Frieden herrschte. Numa selbst hat die Pforten nicht geöffnet, später aber konnten

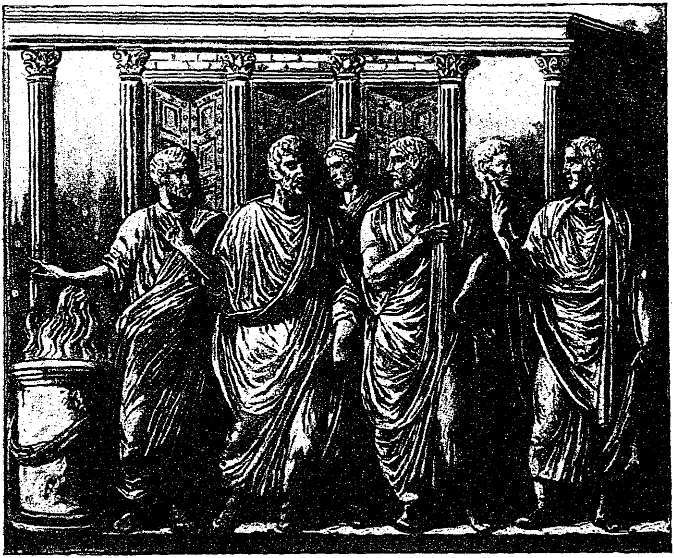


Abb. 36. Religiöse Zeremonie.
Nach einem antiken Flachrelief in der Villa Borghese zu Rom.

sie fast nie mehr geschlossen bleiben. Nur nach dem ersten Punischen Krieg trat dies einmal wieder für längere Zeit ein, und dann erst wieder unter Kaiser Augustus. Rom verdankte Numa also einen Segen, den es selten genug genießen sollte und auch niemals mehr brauchte als gerade damals, wo die kulturellen Fundamente des Staates überhaupt erst gelegt werden mußten.

Neben dem Gott Janus erhielten noch viele andere der alten und neuen Götter Tempel und Altäre geweiht. Die Ausübung der

Religion, so wie König Numa sie anordnete, hatte die Eigentümlichkeit, nicht viel Aufwand und Kosten zu verursachen; sie vermied jeden unnötigen Prunk peinlich, dagegen war das Netz der Vorschriften und Förmlichkeiten so eng und streng, daß die kleinste Ungenauigkeit schwere Folgen hatte (Abb. 36). So entstand eine Disziplin, die zwar keine militärische, aber dem heranwachsenden großen Kriegerstaat in seiner Art von höchstem Nutzen war. Die Einzelheiten der Priesterschaften und Religionskollegien, die Numa schuf und die dann auch die historische Zeit über stets in Geltung blieben, brauchen hier nicht angeführt zu werden. Zu erwähnen ist aber neben dem Januskult die besondere Betonung der Göttertrias Jupiter, Mars, Quirinus, und vor allem die genaue Festsetzung des Vestadienstes zur Behütung des heiligen Feuers durch die hierfür geweihten Jungfrauen.

Diese gottesdienstlichen Anordnungen ließ Numa schriftlich niederlegen, damit jederzeit ihre Nachprüfung möglich sei und der Oberpriester, der das Dokument zur Aufbewahrung hatte, sich auf die Vorschriften berufen konnte. Zum Gottesdienst gehörte schließlich noch die durch Numa eingeführte Verbesserung des Kalenders, der die Umlaufzeiten des Mondes genauer berücksichtigte.

Auch außerhalb der Religion sorgte der König für Regelung des bürgerlichen Lebens und für Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Um der Armut zu steuern, aus der am ehesten Unfriede und Unruhe entsteht, wurde eine neue Vermessung und Verteilung der Ländereien vorgenommen unter Einbeziehung jener Gebiete, die Romulus erobert hatte. Gewisse Bezirke wurden erblich zugesprochen, damit die Lust am Ackerbau und der ländlichen Beschäftigung wachse, denn hierin sah Numa eine Hauptquelle gedeihlichen Fortschrittes. Besonders streng wurde dabei die Heiligkeit der Grenzfestsetzung beachtet; ein Fluch lastete auf dem, der einen Grenzstein verrückte, und die Verehrung des Gottes T e r m i n u s wurde eingeführt, dessen Schutz besonders die Grenzen unterstanden. Auch die Handwerker und Kaufleute bedachte Numa mit Fürsorge und vortrefflichen Gesetzen, die das Recht jedes einzelnen schützten und Freude an gemeinsamer, gegenseitig fördernder Arbeit erweckten. Hierüber sollte die Göttin F i d e s (die Treue) wachen, der ein besonderer Tempel errichtet wurde.

Staunenswert erscheint uns die Regierungskunst des Numa, und

auch seine Zeitgenossen fragten sich bereits, wie ein einzelner, schlichter Mann zu solcher Fülle von Weisheit kam und dazu die Kraft besaß, ihre Wirkung auf seine Mitbürger zu übertragen. Nur durch ein Wunder konnte man sich das erklären, und ein solches lag denn auch dem Handeln des Königs nach der Überlieferung zu Grunde. Er war heimlich mit der Nymphe Egeria vermählt, die ihn nächtlicher Weile den Willen der Götter lehrte und des Königs Sinn mit jener Weisheit erfüllte, die dem Staat so segensreich war.

In einer Felsengrotte vor den Toren Roms oder, wie andere berichten, bei Aricia im Albanergebirge, rieselte der Quell der Nymphe aus dunkler Erdspalte nieder, und hier pflegte der König zu Füßen der Göttin zu sitzen und auf ihre Eingebungen zu hören. Keines anderen Menschen Ohr hat sie je belauscht; ein Schleier des Geheimnisses lag über diesem Verhältnis, wenn man sich auch die Tatsache überall zuraunte. Numa gab selber zu, daß er unter höherem Einfluß handle und des vertrauten Umgangs mit Himmlischen gewürdigt werde. Gerade dieser Umstand verschaffte seinen Erlassen überall Gehorsam, und als dennoch einmal die Stimme von Zweiflern laut wurde, besiegte er sie durch ein neues Wunder. Er lud die Ungläubigen zu sich und zeigte ihnen, wie schlicht, ja ärmlich alles hier beschaffen war, aber auf einmal verbreitete sich unerklärlich rings eine unerhörte Pracht, und ein glänzendes Mahl stand wie gezaubert vor den Bestürzten, die nun erkannten, daß Numa nicht nur mit Menschenkräften begabt war.

Wir haben bei Erörterung der römischen Religion bereits gehört, wie Numa auch die Blitzsühne von den Göttern erkundete, indem er Picus und Faunus überlistete und dann mit ihrer Hilfe Jupiter selbst zur Offenbarung seines Willens auf die Erde niederzwang (siehe S. 40). Numa erwies sich dabei sogar als der Überlegene, da es ihm gelang, den Gott zum Verzicht auf jedes Menschenopfer zu bewegen und dafür eine unblutige Weihgabe anzunehmen.

So brachte Numas Regierung allenthalben reichen Segen ins Land. In ganz Italien wurde dieser Fürst des Friedens verehrt; ging doch von ihm eine solche Macht des Guten aus, daß allerorts die Waffen sanken, die Sitten sich hoben, Gottesfurcht und Gerechtigkeit an Stelle zügelloser Wildheit und Tyrannei traten. Es war, als wäre das selige goldene Zeitalter des Saturnus wiedergekehrt. Man kann sich denken, welche Trauer das Volk befiel, als

nach dreiundvierzigjähriger Regierung der weise Herrscher für immer die Augen schloß, nicht durch Krankheit oder Siechtum bewältigt, sondern in höchstem Alter schmerzlos dahingenommen, wie ein Licht, das plötzlich erlischt, nachdem es lange, einem Leitstern gleich, die Welt beglückt und erhellt hatte.

Tullus Hostilius

Das Wechselspiel des Schicksals fügte es, daß auf Numa wieder ein Kriegsheld den römischen Thron bestieg, nachdem wie bei Romulus' Tod eine geraume Weile verstrichen war, bis sich die Bürgerschaft über die Wahl des neuen Herrschers einigen konnte. Diesmal mußte der Thronfolger ein Römer sein, und das Volk erhob schließlich den Helden Tullus Hostilius zum Herrscher. Er war ein Enkel jenes Hostilius, der im Kampf gegen die Sabiner bei Erstürmung des verratenen Kapitols gefallen war, und von diesem Ahn hatte der neue Gebieter Roms kriegerische Eigenschaften in so hohem Maß geerbt, daß man glauben konnte, ein zweiter Romulus hätte die Regierung übernommen.

Die friedliche Art seines Vorgängers war Tullus Hostilius verhaßt. Er hielt die lange Friedenszeit für schädlich und erschlaffend und glaubte, daß Kriege sein Volk nur tüchtiger und stärker machen würden. Daher wartete er gar nicht erst einen Angriff ab, um ihn tapfer abzuwehren, sondern spähte nach der ersten besten Gelegenheit zu neuen Kämpfen.

Diese bot sich bald, da längst allerlei Grenzstreitigkeiten zwischen Alba Longa und Rom stattfanden und gegenseitige Plünderungen die Landleute geschädigt hatten. Auf beiden Seiten herrschte Empörung und Grimm, sodaß Gesandte von den Römern zu den Albanern und von den Albanern nach Rom eilten, um Genugtuung zu fordern. Tullus Hostilius war aber nicht nur ein tapferer Soldat, sondern auch ein kluger Politiker. Als solcher wünschte er zwar einen Krieg, wollte aber die Verantwortung dem Gegner zuschieben. So hielt er denn die albanische Gesandtschaft in Rom so lange hin, bis er erfuhr, daß die römischen Boten in Alba Longa eine, wie er es vorausgesehen, abschlägige, ja verletzende Antwort erhalten hatten, und schob nun dem Feind die Schuld an dem nicht mehr vermeidbaren Krieg zu.

Mit starker Heeresmacht rückten die Albaner unter ihrem König Caius Cluilius in das römische Gebiet vor und schlugen fünf römische Meilen vor Rom ein Lager auf, das sie durch Gräben und Schanzen stark befestigten. Während der Zeit, die hierfür erforderlich war, starb in dem Lager Caius Cluilius, was die Römer als glückliche Vorbedeutung für einen nahen Sieg hinnahmen. An seine Stelle trat als Diktator der tapfere Mettus Fufetius.

Die Römer ließen sich durch das albanische Lager nicht beunruhigen; Tullus Hostilius umging es mit seinem Heer und rückte seinerseits ins albanische Gebiet ein. Nun mußte Mettus Fufetius ihm folgen, bis an den Hängen des Albanergebirges schließlich beide Heere in Schlachtordnung einander gegenübertraten und der fürchterliche Kampf der beiden doch so nah verwandten Völker nicht mehr vermeidbar schien.

Da geschah etwas Unerwartetes. Ehe noch der Befehl zum Beginn der Schlacht gegeben war, trat ein Bote des Mettus Fufetius vor den römischen König mit der Nachricht, daß sein Herr um eine Unterredung bitte, die für beide Völker von größter Bedeutung sei. Erstaunt und zögernd willigte Tullus Hostilius ein und schritt mit seinem Gefolge in die freie Mitte zwischen den Heeren, wo ihn der albanische Feldherr erwartete und würdevoll begrüßte. Dann gab Mettus Fufetius dem König zu bedenken, wie geringfügig doch der Anlaß sei, dessenwegen sich die Bruderstämme jetzt blutig zerfleischen wollten, zur Freude der scheelsüchtigen Nachbarn, besonders der streitbaren Etrusker, die nur auf eine Gelegenheit lauerten, um über die geschwächten Gegner herzufallen. Tullus Hostilius mußte dem klugen Feldherrn rechtgeben und schließlich, wenn auch nur zögernd, seinem Vorschlag zustimmen, den Streitfall nicht durch Heeresmacht in gegenseitiger Aufreibung zu entscheiden, sondern durch den Einzelkampf je dreier auserwählter Helden aus beiden Heeren. Der Sieg sollte dann die Oberherrschaft der einen Stadt über die andere entscheiden.

Zufällig befanden sich in beiden Heeren drei Brüder, die an Alter und Kräften einander ähnlich waren. Die Sage erzählt, daß diese Brüder auf beiden Seiten nicht nur Drillinge waren, sondern zu Müttern ein Schwesterpaar besaßen. Der Albaner Sequinius hatte seine beiden Töchter gleichzeitig an den Römer Horatius und an den Albaner Curiatius vermählt, wonach die diesen Ehen

entsprossenen Söhne Horatier und Curiatier genannt wurden. Auf diesen verwandtschaftlich so nahe verbundenen Helden, die sich nun feindlich gegenübertraten, ruhte also die Entscheidung, welche Stadt für immer der anderen gehorsam bleiben sollte. Jeder in den Heeren beneidete die Erwählten um die Ehre, wiewohl Tod und Leben in sie eingeschlossen war; denn daß der Kampf bis zum Äußersten geführt werden würde, war klar. Der Vater der Horatier übergab selbst seinen drei kampfbereiten Söhnen die Schwerter, indem er den Segen der Götter auf die Waffen herabflehte (siehe Kunstbeilage).

Gespanntes Schweigen herrschte in beiden Heeren, als die jungen Krieger sich in der Mitte gerüstet begegneten. Aller Augen hingen an den schönen, stolzen Gestalten im Schmuck der schimmernden Waffen, und bald wurde die Totenstille durch allerlei ermunternde Zurufe von beiden Seiten unterbrochen. Nachdem der Vertrag von den Feldherren feierlich beschworen worden war, erklang das Drommetenzeichen, und die Horatier und Curiatier stürmten gegeneinander an. In fiebernder Erregung verfolgten beide Völker das wilde Schauspiel, sahen die Schwerter blitzen, hörten die Schilde krachen, und alle Herzen schlugen in banger Erwartung, wem wohl die Götter schließlich den Sieg verleihen würden. Immer erbitterter wurde der Kampf der drei Paare, keines wollte weichen, keines die Ehre seiner Vaterstadt preisgeben. Schon floß auf beiden Seiten Blut, jeder schien bereits verwundet, bis auf einen der jungen Römer. Dessen Brüder aber vermochten sich nicht länger aufrecht zu halten; mit schweren Wunden brachen sie zusammen und hauchten ihr Heldenleben aus. Lautes Jauchzen erscholl auf seiten der Albaner. Der endgültige Sieg schien ihnen gesichert, denn wie sollte der eine Römer sich gegen die Schwerter seiner drei Gegner erfolgreich erwehren, wenn diese selbst auch verwundet waren. Der Horatier sah gleichfalls die Zwecklosigkeit eines gleichzeitigen Kampfes mit den albanischen Drillingen ein, aber ihm schoß der Gedanke durch den Kopf, sie durch List zu trennen. Er wandte sich scheinbar zur Flucht und lockte seine drei Feinde hinter sich her. Doch waren diese durch ihre Wunden gehindert, ihm gleich schnell zu folgen, der Zwischenraum zwischen den Dreien wurde größer und größer. Da blieb der noch unverletzte Horatier plötzlich stehen, stürzte sich auf den geschwächten Curiatier, der ihm am nächsten folgte, und stieß

ihn mit leichter Mühe nieder. Verblüffung und Schreck ließ die Albaner erbleichen, denn schon näherte sich der kühne Jüngling dem zweiten Curiatier, dessen Kräfte gleichfalls sehr geschwunden waren, und errang über diesen leicht den Sieg. Nun war nur noch der am weitesten zurückgebliebene Albaner übrig, und auch hier war der Kampf ungleich: der Römer war unverletzt und näherte sich siegesgewiß, sein Gegner aber schleppte sich unter starkem Blutverlust nur mühsam hin und hielt sich nur noch der Ehre seines Vaterlandes wegen aufrecht. Mit einem Racheruf für die gefallenen Brüder fuhr ihm nach kurzem Ringen das Schwert des jauchzenden Horatiers in die Kehle. Frohlockendes Triumphgeschrei erhob sich im römischen Heer: Alba Longa war unterlegen und mußte sich künftig unter Roms Herrschaft beugen. Die erst so Siegessicheren standen betäubt und bestürzt, denn zu unerwartet war die schicksalsschwere Wendung über sie gekommen.



Abb. 37. Das sogenannte Etruskergrab bei Albano.
Phot. Alinari.

Der junge Horatier, der seinem Vaterland höchsten Ruhm und Ehre gebracht, beugte sich leuchtenden Auges nieder und nahm den Erschlagenen die schimmernde Rüstung ab. Mit dieser Siegestrophäe kehrte er zu den Seinen zurück, von brausendem Jubel empfangen und vom König als Retter Roms begrüßt. Seine jugendliche Heldenbrust war geschwellt von Stolz und Freude, und er schritt fast taumelnd dahin, so unfaßbar war ihm selbst das Siegerglück, das ihm zuteil geworden. Den Gefallenen aber wurde ein Ehrenmal errichtet, dessen Reste uns vielleicht noch in dem sogenannten Etruskergrab (Abb. 37) erhalten sind. Der Krieg war

entsprossenen Söhne Horatier und Curiatier genannt wurden. Auf diesen verwandtschaftlich so nahe verbundenen Helden, die sich nun feindlich gegenübertraten, ruhte also die Entscheidung, welche Stadt für immer der anderen gehorsam bleiben sollte. Jeder in den Heeren beneidete die Erwählten um die Ehre, wiewohl Tod und Leben in sie eingeschlossen war; denn daß der Kampf bis zum Äußersten geführt werden würde, war klar. Der Vater der Horatier übergab selbst seinen drei kampfbereiten Söhnen die Schwerter, indem er den Segen der Götter auf die Waffen herabflehte (siehe Kunstbeilage).

Gespanntes Schweigen herrschte in beiden Heeren, als die jungen Krieger sich in der Mitte gerüstet begegneten. Aller Augen hingen an den schönen, stolzen Gestalten im Schmuck der schimmernden Waffen, und bald wurde die Totenstille durch allerlei ermunternde Zurufe von beiden Seiten unterbrochen. Nachdem der Vertrag von den Feldherren feierlich beschworen worden war, erklang das Drommetenzeichen, und die Horatier und Curiatier stürmten gegeneinander an. In fiebernder Erregung verfolgten beide Völker das wilde Schauspiel, sahen die Schwerter blitzen, hörten die Schilde krachen, und alle Herzen schlugen in banger Erwartung, wem wohl die Götter schließlich den Sieg verleihen würden. Immer erbitterter wurde der Kampf der drei Paare, keines wollte weichen, keines die Ehre seiner Vaterstadt preisgeben. Schon floß auf beiden Seiten Blut, jeder schien bereits verwundet, bis auf einen der jungen Römer. Dessen Brüder aber vermochten sich nicht länger aufrecht zu halten; mit schweren Wunden brachen sie zusammen und hauchten ihr Heldenleben aus. Lautes Jauchzen erscholl auf seiten der Albaner. Der endgültige Sieg schien ihnen gesichert, denn wie sollte der eine Römer sich gegen die Schwerter seiner drei Gegner erfolgreich erwehren, wenn diese selbst auch verwundet waren. Der Horatier sah gleichfalls die Zwecklosigkeit eines gleichzeitigen Kampfes mit den albanischen Drillingen ein, aber ihm schoß der Gedanke durch den Kopf, sie durch List zu trennen. Er wandte sich scheinbar zur Flucht und lockte seine drei Feinde hinter sich her. Doch waren diese durch ihre Wunden gehindert, ihm gleich schnell zu folgen, der Zwischenraum zwischen den Dreien wurde größer und größer. Da blieb der noch unverletzte Horatier plötzlich stehen, stürzte sich auf den geschwächten Curiatier, der ihm am nächsten folgte, und stieß

ihn mit leichter Mühe nieder. Verblüffung und Schreck ließ die Albaner erbleichen, denn schon näherte sich der kühne Jüngling dem zweiten Curiatier, dessen Kräfte gleichfalls sehr geschwunden waren, und errang über diesen leicht den Sieg. Nun war nur noch der am weitesten zurückgebliebene Albaner übrig, und auch hier war der Kampf ungleich: der Römer war unverletzt und näherte sich siegesgewiß, sein Gegner aber schleppte sich unter starkem Blutverlust nur mühsam hin und hielt sich nur noch der Ehre seines Vaterlandes wegen aufrecht. Mit einem Racheruf für die gefallenen Brüder fuhr ihm nach kurzem Ringen das Schwert des jauchzenden Horatiers in die Kehle. Frohlockendes Triumphgeschrei erhob sich im römischen Heer: Alba Longa war unterlegen und mußte sich künftig unter Roms Herrschaft beugen. Die erst so Siegessicheren standen betäubt und bestürzt, denn zu unerwartet war die schicksalsschwere Wendung über sie gekommen.

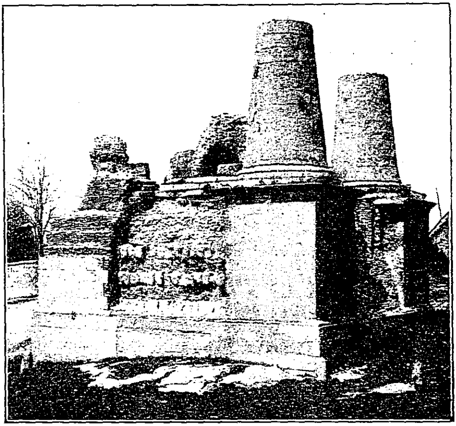


Abb. 37. Das sogenannte Etruskergrab bei Albano.
Phot. Alinari.

Der junge Horatier, der seinem Vaterland höchsten Ruhm und Ehre gebracht, beugte sich leuchtenden Auges nieder und nahm den Erschlagenen die schimmernde Rüstung ab. Mit dieser Siegestrophäe kehrte er zu den Seinen zurück, von brausendem Jubel empfangen und vom König als Retter Roms begrüßt. Seine jugendliche Heldenbrust war geschwellt von Stolz und Freude, und er schritt fast taumelnd dahin, so unfaßbar war ihm selbst das Siegerglück, das ihm zuteil geworden. Den Gefallenen aber wurde ein Ehrenmal errichtet, dessen Reste uns vielleicht noch in dem sogenannten Etruskergrab (Abb. 37) erhalten sind. Der Krieg war

zu Ende. Die Heere trennten sich und zogen in ihre Städte zurück, freudig die Römer, die Albaner aber in tiefer Trauer.

An der Spitze der römischen Scharen schritt Horatius mit der schimmernden Waffenbeute. Aus den Toren der Stadt strömte ihm das dankbare Volk jubelnd entgegen, darunter seine Schwester, die mit einem der Curiatier verlobt gewesen. Als diese nun unter den Triumphstücken ihres Bruders den blutigen Waffenrock ihres Bräutigams gewahrte, den sie selbst kostbar gestickt, zerraufte sie wehklagend ihr Haar, rief verzweifelt den Namen ihres Verlobten und fluchte seinem Mörder, ob er auch ihr eigener Bruder war. Rings verstummte die Freude.

Da packte den Horatier, der noch immer wie berauscht von seinem Ruhm und Siege war, blinde Wut. Er riß sein Schwert aus der Scheide und stieß es seiner unseligen Schwester in die Brust. Hochauf spritzte ihr Blut. Entseelt sank sie zu Boden. Er aber schrie: »Fahre hin zu deinem Bräutigam, der dir lieber ist als Bruder und Vaterland. So möge jede Römerin hinsinken, die ihr Vaterland vergißt und einen erschlagenen Feind betrauert!«

Starres Entsetzen packte die eben noch so frohe Menge. Alle standen wie gelähmt und glaubten ihren Augen nicht trauen zu dürfen. Eine so furchtbare Bluttat im eigenen Volk war noch nicht geschehen. Schreie des Entsetzens und der Wut wurden laut. Der eben noch Gefeierte stand selber wie erstarrt und kam erst jetzt zu Besinnung und Einsicht, was er getan. So groß sein Verdienst um das Vaterland war, mußte diese Schuld gesühnt werden. Das vergossene Blut schrie wieder nach Blut, Gesetz und Gerechtigkeit verlangten des Horatiers Tod.

Als der Jüngling vor den Thron des Königs geschleppt wurde, um seinen Richterspruch zu empfangen, war Tullus Hostilius ratlos, was er tun sollte; denn den Retter des Vaterlandes zum Tode zu verdammen, schien ihm allzu ungeheuerlich. Der Herrscher überließ einem Richterkollegium den Spruch; dieses aber stellte die Ehrfurcht vor dem Gesetz über alles, selbst über den Dank, der dem Erretter Roms gebührte, und verurteilte Horatius zum Galgen.

Schon warfen ihm die Henker den Strick um den Hals. Da raffte sich der Unselige zusammen und forderte die Entscheidung des

ganzen Volkes. In diesem Augenblick drängte sich sein verzweifelter Vater Publius Horatius vor und flehte jammernd die Menge an, ihm nicht den letzten Sohn zu entreißen, nachdem er soeben zwei Söhne und eine Tochter verloren habe. Er klammerte sich an den Jüngling, deutete auf die Siegestrophäen und rief unter strömenden Tränen: »Römer, bringt ihr es übers Herz, euren Retter zu töten, der euch mit Einsatz seines jungen Lebens von schmählichem Joch befreit hat? Seinem Siege habt ihr zugejauchzt und wollt euch jetzt an seiner Marter weiden? Schämt ihr euch nicht? Kein Feind würde an ihm handeln wie ihr. Schmutz wird euren Namen beflecken für ewige Zeiten, wenn ihr solcher Undankbarkeit zustimmt. Unter der herrlichen Waffenbeute, die er euch gebracht, wollt ihr ihn kalten Herzens töten? Oder wollt ihr ihn vor die Tore schleppen und ihm vor den Grabmälern der von ihm erschlagenen Feinde das Leben nehmen? Seht ihr nicht, wie Ruhm und Ehre überall zu seinen Gunsten spricht? Und euer Herz fühlt nicht das Ungeheuerliche jenes Urteils? Römer, ein Heldenvolk wie ihr ist nicht imstande, eigene Heldengröße zu vernichten. Mein Sohn hat schwer gefehlt, aber Größeres hat er vollbracht; gebt ihm daher Freiheit und Ehre wieder, denn das hat er um euch verdient!«

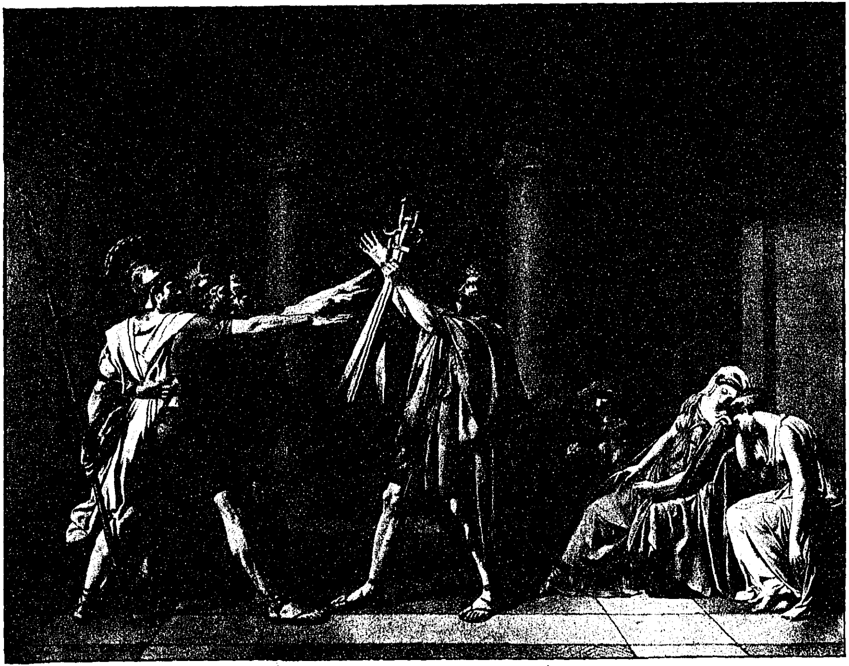
Da konnte das Volk nicht länger widerstehen. Mit lautem Zuruf verlangte es, daß das Urteil zurückgezogen werde. Horatius wurde das Leben geschenkt, sein Vater aber mußte Lösegeld zahlen und heilige Sühnopfer darbringen. Um symbolisch die Strafe dennoch abzubüßen, wurde quer über die Straße ein Balken wie ein Galgenjoch gezogen, und unter ihm mußte der Horatier mit verhülltem Antlitz schmachvoll hindurchgehen. Bis in die späteren Jahrhunderte noch konnte man diesen »Schwesternbalken« erblicken, den man, wenn er morsch ward, immer wieder erneuerte. Doch auch ein Siegesdenkmal wurde dem jungen Krieger errichtet: ein Pfeiler, der die erbeuteten Waffenstücke der Curiatier trug und eine Halle auf dem Forum zierte.

Nur mit Unwillen beugten sich die Albaner, deren Stadt doch die ältere war, dem Vertrag gemäß unter die Botmäßigkeit Roms. Der Stolz des Mettus Fufetius konnte diese Abhängigkeit nicht ertragen; verräterisch suchte bald der Diktator andere Städte gegen Rom aufzuwiegeln, um bei der Bedrängnis Roms durch einen neuen Krieg die Freiheit Alba Longas wiederzuerringen. Fidenä,

das Romulus einst bezwungen und mit einer römischen Besatzung belegt hatte, ließ sich von dieser Aufreizung verführen, zumal das mächtige Veji, zornig eingedenk seiner früheren Niederlage, Hilfe versprach. Tullus Hostilius zog sogleich gegen die Aufständischen zu Felde und forderte Alba Longa auf, Heeresfolge zu leisten. Mettus Fufetius konnte sich dem Befehl zwar nicht entziehen, als aber die Schlacht entbrannt war, zeigte sich seine Treulosigkeit, denn er hielt den ihm unterstellten Flügel vom Kampf zurück, führte sein Heer, das den Fidenaten gegenüberstand, auf einen nahen Hügel und wollte dort abwarten, wohin sich das Kriegsglück neige. König Tullus, auf dem anderen Flügel gegenüber der stärkeren Macht der Vejenter, durchschaute sofort den Verrat. Er ließ dies aber nicht durchblicken, sondern war so klug, mit Donnerstimme zur Beruhigung seiner Krieger zu rufen, daß Mettus auf seinen Befehl eine Schwenkung unternehme, um die Fidenaten zu umgehen. Als auch diese, wie beabsichtigt, den Ruf hörten, packte sie Angst, und sie flohen. Die Vejenter allein konnten sich trotz tapferster Gegenwehr nicht halten und wurden von Tullus blutig geschlagen.

Auch nach dem Siege ließ Tullus nicht gleich merken, daß er die feige Tücke des Mettus erkannt hatte. Er begrüßte ihn als seinen Mitsieger und befahl den albanischen Truppen, in das römische Lager zu rücken. Für den nächsten Tag wurde eine Versammlung anberaumt. Ahnungslos erschienen die Albaner ohne Rüstung und Waffen, wurden aber sofort von den römischen Legionen umstellt. Nun hielt der König strenges Gericht. Mettus Fufetius, der so feige zwischen zwei Parteien geschwankt hatte, wurde zwischen zwei Gespanne gebunden und von ihnen zerrissen. Die Albaner durften nicht mehr in ihre Stadt zurückkehren, sondern wurden für immer nach Rom überführt. Die stolze Stadt Alba Longa wurde nach vielhundertjähriger Herrschaft zerstört und dem Erdboden gleich gemacht. Kein Stein zeigt uns heute, wo die Stadt einst gestanden.

Durch den Zuzug der Albaner hatte Tullus die Einwohnerzahl Roms verdoppelt. Die Fremden mußten sich auf dem Cälius ansiedeln, auf dem später auch Tullus selbst seinen Palast erbaute. So war ein weiterer Hügel in die Stadt einbezogen und diese selbst erheblich vergrößert, auch das Kriegsheer war so bedeutend verstärkt worden. Tullus verdoppelte nun die Zahl der



Der Schwur der drei Horatier gegen die Curiatier.

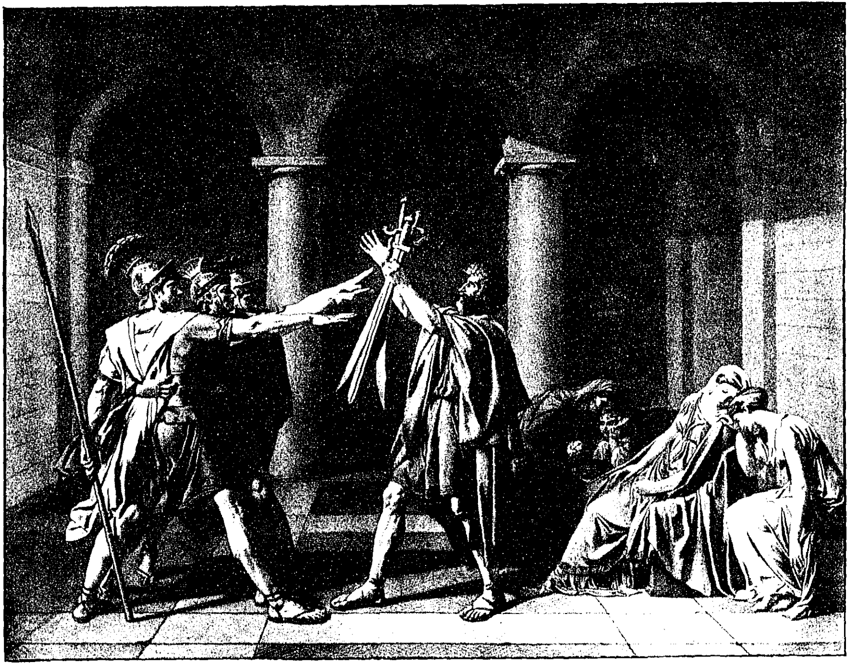
Nach einem Gemälde von J. L. David im Louvre zu Paris / Phot. Braun, Paris und Dornach.

Seite 284

das Romulus einst bezwungen und mit einer römischen Besatzung belegt hatte, ließ sich von dieser Aufreizung verführen, zumal das mächtige Veji, zornig eingedenk seiner früheren Niederlage, Hilfe versprach. Tullus Hostilius zog sogleich gegen die Aufständischen zu Felde und forderte Alba Longa auf, Heeresfolge zu leisten. Mettus Fufetius konnte sich dem Befehl zwar nicht entziehen, als aber die Schlacht entbrannt war, zeigte sich seine Treulosigkeit, denn er hielt den ihm unterstellten Flügel vom Kampf zurück, führte sein Heer, das den Fidenaten gegenüberstand, auf einen nahen Hügel und wollte dort abwarten, wohin sich das Kriegsglück neige. König Tullus, auf dem anderen Flügel gegenüber der stärkeren Macht der Vejenter, durchschaute sofort den Verrat. Er ließ dies aber nicht durchblicken, sondern war so klug, mit Donnerstimme zur Beruhigung seiner Krieger zu rufen, daß Mettus auf seinen Befehl eine Schwenkung unternehme, um die Fidenaten zu umgehen. Als auch diese, wie beabsichtigt, den Ruf hörten, packte sie Angst, und sie flohen. Die Vejenter allein konnten sich trotz tapferster Gegenwehr nicht halten und wurden von Tullus blutig geschlagen.

Auch nach dem Siege ließ Tullus nicht gleich merken, daß er die feige Tücke des Mettus erkannt hatte. Er begrüßte ihn als seinen Mitsieger und befahl den albanischen Truppen, in das römische Lager zu rücken. Für den nächsten Tag wurde eine Versammlung anberaumt. Ahnungslos erschienen die Albaner ohne Rüstung und Waffen, wurden aber sofort von den römischen Legionen umstellt. Nun hielt der König strenges Gericht. Mettus Fufetius, der so feige zwischen zwei Parteien geschwankt hatte, wurde zwischen zwei Gespanne gebunden und von ihnen zerrissen. Die Albaner durften nicht mehr in ihre Stadt zurückkehren, sondern wurden für immer nach Rom überführt. Die stolze Stadt Alba Longa wurde nach vielhundertjähriger Herrschaft zerstört und dem Erdboden gleich gemacht. Kein Stein zeigt uns heute, wo die Stadt einst gestanden.

Durch den Zuzug der Albaner hatte Tullus die Einwohnerzahl Roms verdoppelt. Die Fremden mußten sich auf dem Cälius ansiedeln, auf dem später auch Tullus selbst seinen Palast erbaute. So war ein weiterer Hügel in die Stadt einbezogen und diese selbst erheblich vergrößert, auch das Kriegsheer war so bedeutend verstärkt worden. Tullus verdoppelte nun die Zahl der



Der Schwur der drei Horatier gegen die Curiatier.
Nach einem Gemälde von J. L. David im Louvre zu Paris / Phot. Braun, Paris und Dornach.
Seite 284

Ritter und nahm alle vornehmen albanischen Geschlechter, wie die Julier, Servilier, Curiatier und andere, unter die Zahl der Patrizier auf.

Fußend auf solcher Macht, konnte der kampflustige König noch verschiedene Male das Kriegsglück mit Erfolg erproben; Sabiner, Etrusker und auch unbotmäßige Latiner bekamen seine starke Faust zu spüren; denn der König beanspruchte, daß nach der Zerstörung Alba Longas dessen Vorrangstellung über den latinischen Städtebund ohne weiteres auf Rom übergehe. Die dreißig Bundesstädte aber waren anderer Meinung und unterstellten sich einem eigenen von ihnen gewählten Oberhaupt. Mehrere Jahre zogen sich diese Kämpfe hin, bis sie endlich durch einen Vertrag beigelegt wurden.

Die vielen Kriege mehrten zwar Roms Macht bedeutend, und sein Ruhm wuchs, allein im Innern war die fromme Ordnung, die Numa eingeführt, aufs neue starker Verwilderung gewichen. Der König hielt nichts von Religion und priesterlichen Gebräuchen und ließ sich auch durch böse himmlische Zeichen nicht zur Umkehr bewegen. Erst als er im Alter krank und schwach wurde und nicht mehr dem geliebten Waffenhandwerk obliegen konnte, wandte er seinen Sinn hilfesuchend den Göttern zu. Aber diese waren erzürnt, wandten sich von ihm ab und ließen ihn kein Heilmittel für seine Leiden wissen. Verzweifelt versuchte der König sie mit den Formeln zu zwingen, mit denen es Numa einst geglückt war sich Jupiter gefügig zu machen. Was aber dem frommen, reinen Mann gelungen war, schlug dem wilden Haudegen zum Unheil aus. Jupiter strafte seine Vermessenheit, schlug den König zürnend mit seinem Blitz nieder und verbrannte sein ganzes Haus.

Zweiunddreißig Jahre hatte die Herrschaft des Tullus Hostilius gewährt, die trotz mancher innerer Schäden Roms Macht auf das glorreichste entwickelte.

Ancus Marcius

Abermals begab es sich, daß ein kriegerischer König von einem friedliebenden abgelöst wurde. Der Nachfolger des Tullus Hostilius, mit Namen Ancus Marcius, war ganz ein Ebenbild des weisen Numa, dessen Tochtersohn er auch war. Rom tat gut

daran, diesen besonnenen, milden Herrscher zu wählen, denn die innere Verwahrlosung, die bei äußerer Machtfülle im Staate eingerissen war, mußte durch eine kraftvolle Hand ausgemerzt werden, die sich mehr der Verwaltung als den Waffen zuwandte. So ruhig und friedlich wie Numa vermochte allerdings sein Enkel trotz des besten Willens nicht zu regieren. Das Staatswesen war inzwischen so gewachsen und mit so vielen kriegerischen Nachbarn in Grenzberührung getreten, daß Zwischenfälle, die nur mit den Waffen beizulegen waren, unvermeidlich blieben. Aber soweit es dem König irgend möglich war, richtete er sein Hauptaugenmerk auf pietätvolle Erneuerung der alten Religions- und Sittenvorschriften. Vieles davon war seit Numa in Vergessenheit geraten, vieles auch entstellt und mißverstanden, ja mancher neue Brauch hatte sich eingeschlichen, der schädlich und schlecht war. Hier bot sich Ancus Marcius ein weites Feld der Tätigkeit. Den frommen Sinn im Volke neu zu erwecken, ließ er einen Auszug der alten Religionsgesetze machen, auf hölzerne Tafeln schreiben und diese öffentlich ausstellen. Ebenso förderte er Ackerbau und Viehzucht; bildet doch Landwirtschaft immer einen guten Boden für Friedfertigkeit und Frömmigkeit.

Wenn es dennoch unter Ancus Marcius' Regierung zu Kämpfen kam, lag die Schuld jedenfalls nicht beim König, und konnte er sich einmal einem Krieg nicht mehr entziehen, so griff er kühn und heldenhaft an und ließ die Feinde nicht darüber im Unklaren, daß er das Schwert genau so gut zu führen verstand wie sein kriegerischer Vorgänger.

Immer wieder waren es die Latiner, die sich den Vorschriften des Bundes nicht fügen wollten und daher kriegerische Aufstände von sehr gefährlicher Natur anzettelten, besonders anfangs, als sie in dem neuen König einen Schwächling vermuteten. Sie büßten diesen Irrtum bitter; mehrere Städte wurden hart bestraft und die Verpflanzung aller ihrer Bewohner nach Rom vom König befohlen. Er wies ihnen den Aventin zum Wohnsitz an und bezog damit auch diesen Hügel in den Bereich der Stadt ein. Die neuen Bürger bildeten jenen Teil der Bevölkerung, aus dem später die sogenannte Plebs entstand.

Solche Aufstände wiederholten sich mehrfach; stets war Ancus Marcius siegreich, und mehrere tausend Latiner wurden zur Über-

siedlung gezwungen. Auch durch diesen Friedensfürsten erfuhr demnach die Herrschaft Roms eine erhebliche Erweiterung, die sich schließlich längs dem Tiberstrom bis an das Meer ausdehnte. An der Mündung des Flusses legte der König große Salzgruben an und gründete dort die Hafenstadt Ostia, die damals ob ihrer Lage von weit größerer Bedeutung war als später, da die Küste sich durch Versandung immer mehr hinausschob, ein Übel, das in der historischen Zeit schon die Kaiser nicht mehr zu bekämpfen imstande waren.

Allein auch größere Kriege blieben dem König nicht erspart. Fidenä fiel abermals ab, die Sabiner mußten zweimal bezwungen, die räuberischen Volsker nachdrücklich bestraft werden. Die stets drohenden Gefahren machten einen erweiterten Ausbau der Stadtmauern notwendig; besonders der überragende, langgestreckte Janiculushügel wurde befestigt, denn da an dessen Fuß der Tiber dahinfloß, war hier ein Schutz der Schiffahrt besonders geboten. Sodann wurde die erste Brücke, eine Pfahlbrücke, über den Strom geschlagen, da der Janiculus am anderen Ufer des Stromes lag.

Vierundzwanzig Jahre wirkte so der König für sein Volk, und als Ancus Marcius die Augen schloß, hinterließ er einen blühenden, erstarkten Staat, im Innern geordnet und von den Feinden scheu gefürchtet.

Tarquinius Priscus

Mit der Erlangung der Herrscherwürde durch die Tarquinier kam ein neues Kulturelement nach Rom, und viele Einrichtungen von wesentlicher Bedeutung gehen auf diese Ära zurück. Griechisches und etruskisches Wesen vermählte sich nun dem immer noch rauhen schlichten Römertum weit stärker als bisher, und Spuren hiervon lassen sich noch heute deutlich in der Tiberstadt nachweisen. Tarquinius war kein Römer, er kam aus der Fremde, und die Art, wie er zur höchsten Würde in Rom emporstieg, war seltsam genug. Die Sage weiß folgendes zu berichten:

Der vornehme Korinthier Demaratus aus dem Geschlecht der Bacchiaden war schon in jungen Jahren vor dem Tyrannen Kypselos, der seiner Familie feindlich gesinnt war, nach Etrurien geflohen, ließ sich dort in Tarquinii nieder und vermählte sich mit einer

Etruskerin. Sein Sohn Lucumo, der also Halbgrieche war, konnte als Abkömmling eines Fremden und Zugewanderten nicht zu den Ehrenstellen aufrücken, zu denen er durch seinen Reichtum, seinen Geist und seine vornehme Abkunft bestimmt schien. Auch er hatte eine Etruskerin, die schöne, stolze Tanaquil, aus einem der edelsten Häuser des Landes geheiratet, und diese Frau, deren Sinn stets voll hochfliegender Pläne war, litt unter der Zurücksetzung ihres Gatten mehr als dieser selbst. So bewog sie denn schließlich Lucumo, die Stadt, deren Satzungen ihr Wirken einengten, zu verlassen und nach Rom zu ziehen, dessen jung aufblühende Macht gern Fremde von Rang und Bedeutung aufnahm und sie nach ihren Leistungen und Gesinnungen zu fördern pflegte.

Lucumo ließ sich von seinem Weib bereden, verkaufte seine weiten Ländereien und sein Haus und zog mit reichen Schätzen nach Rom. Ehe er aber die Stadt erreichte, begab sich, als er schon vom Janiculus die neue Heimat vor sich liegen sah, ein seltsames Wunderzeichen von glückverheißender Vorbedeutung. In den blauen Lüften ließ sich plötzlich ein Adler sehen, senkte sich langsam nieder und entführte mit den Krallen die Kopfbedeckung Lucumos. Damit kreiste er mehrfach über dem Wagen, auf dem das Tarquinische Paar saß, setzte plötzlich dem erstaunten Mann das geraubte Kleidungsstück wieder auf, und dann entschwebte der Bote Jupiters mit mächtigem Flügelschlag majestätisch im klaren Himmel.

Lucumo konnte sich den seltsamen Vorgang nicht erklären, aber daß es ein Götterzeichen gewesen, war ihm klar. Seine kluge Gemahlin war als Etruskerin gar wohl bewandert in allen Deutungen des Vogelfluges, dessen Pflege ja einen wesentlichen Teil der etruskischen Religion bildete. So frohlockte ihr Herz, und ihre Augen leuchteten, denn sie erkannte, daß der Vater des Himmels seinen Vogel gesandt, um ihrem Gatten anzudeuten, daß eine Krönung ihn in der neuen Heimat erwarte. Laut pries sie das Schicksal, das sie hierher geführt, und verkündete ihrem Gatten weissagend die Auslegung des Wunders, das ihn die höchsten Ehren erhoffen ließ.

Schweigend hörte Lucumo zu, nicht völlig überzeugt, aber doch mit dem erhobenen Gefühl, einer göttlichen Botschaft gewürdigt zu sein. In Rom wurde Lucius Tarquinius, wie Lucumo

hier genannt wurde, bald eine bekannte Persönlichkeit. Sein Reichtum, von dem er freigebigsten Gebrauch machte, erwarb ihm viele Freunde, von seiner Tapferkeit in der Schlacht konnte er als neuer Bürger der Stadt bald Zeugnis ablegen. Auch zu den Ratssitzungen zog man ihn heran und staunte über die Klugheit und Beredsamkeit, die er entwickelte. Sein mannhaftes edles Auftreten gewann ihm allgemeines Vertrauen und sein Einfluß wuchs zusehends. Schließlich trat er sogar in nahe Beziehungen zu König Ancus Marcius, der sich gern der Einsicht dieses klugen Mannes bei wichtigen Staatsentschlüssen bediente. Immer mehr wurde der vornehme, edle Fremde zum Vertrauten des Königs, dessen ganze Familie ihn liebte und achtete. Was war natürlicher, als daß Ancus Marcius, wie er im vierundzwanzigsten Jahr seiner Regierung den Tod herannahen fühlte, Tarquinius zum Vormund seines unmündigen Sohnes bestellte.

Ancus Marcius wurde aufrichtig betrauert. Wieder fühlte sich das Volk verwaist und vor die Schwierigkeit einer Königswahl gestellt, da die Söhne des Verstorbenen für die Bürde der Krone noch zu jung waren. Tarquinius und noch mehr seine Gattin Tanaquil sahen die günstige Gelegenheit, die sich jetzt der Befriedigung ihres Ehrgeizes darzubieten schien. Durch Jagdvergnügen suchten sie ihre königlichen Mündel von Rom fernzuhalten und drängten dann beim Volk auf rasche Erledigung der Wahl. Klug, liebenswürdig und freigebig suchte Tarquinius das Volk mit freundlichen Worten und reichen Schätzen noch mehr zu seinen Gunsten einzunehmen, und da jeder fühlte, daß der Fremde wirklich der einsichtsvollste und tatkräftigste Mann in der Stadt war, so einigten sich die Väter des hohen Rates gar bald auf seinen Namen und stellten Tarquinius Priscus dem Volk als den geeignetsten Nachfolger des verblichenen Königs vor. Jubelnd stimmte die Menge zu, und was dem Etrusker beim Einzug durch das Vogelzeichen geweissagt ward, hatte sich nun voll erfüllt: er und seine stolze Gemahlin waren am Ziel ihrer Wünsche und bestiegen den Thron von Rom.

Rom hat diese Wahl nie zu bereuen gehabt. In Tarquinius vereinigten sich die guten Eigenschaften seiner Vorgänger; es ist schwer zu entscheiden, ob er mehr ein streitbarer Held oder ein weiser Verwalter war. Jedenfalls hat er ebenso sehr Roms Macht

nach außen gestärkt wie seine Kultur gehoben und wechselte in kühner Unternehmungslust und weiser Fürsorge richtig nach den gegebenen Umständen ab.

Das Schwert zu ziehen, war fast stets die erste Aufgabe des neuen römischen Herrschers, denn der latinische Bund, der immer nur widerwillig Gehorsam leistete, hielt sich an seine Verpflichtungen und Versprechungen nie mehr gebunden, sobald der Träger der Staatsgewalt wechselte. Jedesmal mußte der Gehorsam aufs neue erzwungen werden, und so reihte sich Feldzug an Feldzug (Abb. 38) gegen eine Menge Städte diesseits und jenseits des Anio. Diese Gemeinden waren nicht so klug gewesen, einen Bund zu schließen; Tarquinius konnte sie einzeln angreifen, wurde rasch mit ihnen fertig und brachte reiche Beute nach Rom, besonders aus der vermögenden Stadt Apiolä.

Einen weit schwereren Stand hatte er gegen das streitbare Gebirgsvolk der Sabiner, die bis auf die Teile, die sich mit Rom verschmolzen hatten, damals stets die gefürchtetsten Gegner der Tiberstadt waren. Das feindliche Heer war so schnell vorgerückt, daß ihm die Römer den schwierigen Übergang über den reißenden Anio nicht mehr verwehren konnten und die Kriegerscharen schon bedenklich nah vor den Toren Roms sahen. Tarquinius Priscus verlor den Mut nicht; schnell raffte er sein Heer zusammen und warf sich auf den Feind. Die Schlacht blieb unentschieden, aber die Verluste der Sabiner waren so schwer, daß sie sich in die Nähe des Flusses zurückzogen. Ehe der König hier ein zweitesmal angriff, bereitete er eine List vor. Er ließ kurz vor Beginn des neuen Treffens brennende Flöße vom Oberlauf des Anio gegen die Stelle des Übergangs treiben, an der die Sabiner eine hölzerne Brücke geschlagen hatten. Mitten in der Schlacht sah nun der Feind, wie diese Brücke, die ihm die einzige Rückzugsmöglichkeit bot, Feuer fing. Da verloren die Sabiner Mut und Besinnung; sie wandten sich zur Flucht, um rasch noch das andere Ufer zu erreichen. Aber schon war es zu spät, brennend brach die Brücke zusammen, und die nun in Unordnung geratenen Scharen der Sabiner wurden mit leichter Mühe niedergehauen oder in den Strom getrieben, wo sie ertranken.

Rom hatte nun einige Jahre Frieden, den der König zur Erneuerung der Stadtmauer und zum Bau einer großen Rennbahn

benutzte. Mit der reichen Beute seiner Feldzüge gedachte er dem Volk prächtige Spiele zu veranstalten, verband damit aber auch einen höhern Zweck. Er verlegte den Bau in das sumpfige Tal zwischen Aventin und Palatin, das zu diesem Zweck trockengelegt werden mußte. Die Senatoren und Ritter hatten ihr Teil daran zu tragen, da sie das Recht erhielten, sich hier jeder hohe Gerüste



Abb. 38. Eine Römerschlacht. Nach einem Gemälde von Micco Spadaro.
Phot. F. Bruckmann A.G., München.

zum Zuschauen zu errichten. Die Spiele bestanden aus Wagenrennen und Faustkämpfen und waren bald so beliebt, daß sie unter dem Namen der »römischen Spiele« zu einer ständigen jährlichen Einrichtung wurden.

Mehr noch lag dem König die Verstärkung der Heeresmacht am Herzen, denn die Kämpfe seiner ersten Regierungszeit hatten ihn gelehrt, daß seine Reiterei nicht stark genug war. So beabsichtigte er, aus den zugewanderten Bürgern der Plebs neue Ritterzentu-

nach außen gestärkt wie seine Kultur gehoben und wechselte in kühner Unternehmungslust und weiser Fürsorge richtig nach den gegebenen Umständen ab.

Das Schwert zu ziehen, war fast stets die erste Aufgabe des neuen römischen Herrschers, denn der latinische Bund, der immer nur widerwillig Gehorsam leistete, hielt sich an seine Verpflichtungen und Versprechungen nie mehr gebunden, sobald der Träger der Staatsgewalt wechselte. Jedesmal mußte der Gehorsam aufs neue erzwungen werden, und so reihte sich Feldzug an Feldzug (Abb. 38) gegen eine Menge Städte diesseits und jenseits des Anio. Diese Gemeinden waren nicht so klug gewesen, einen Bund zu schließen; Tarquinius konnte sie einzeln angreifen, wurde rasch mit ihnen fertig und brachte reiche Beute nach Rom, besonders aus der vermögenden Stadt Apiolä.

Einen weit schwereren Stand hatte er gegen das streitbare Gebirgsvolk der Sabiner, die bis auf die Teile, die sich mit Rom verschmolzen hatten, damals stets die gefürchtetsten Gegner der Tiberstadt waren. Das feindliche Heer war so schnell vorgerückt, daß ihm die Römer den schwierigen Übergang über den reißenden Anio nicht mehr verwehren konnten und die Kriegerscharen schon bedenklich nah vor den Toren Roms sahen. Tarquinius Priscus verlor den Mut nicht; schnell raffte er sein Heer zusammen und warf sich auf den Feind. Die Schlacht blieb unentschieden, aber die Verluste der Sabiner waren so schwer, daß sie sich in die Nähe des Flusses zurückzogen. Ehe der König hier ein zweitesmal angriff, bereitete er eine List vor. Er ließ kurz vor Beginn des neuen Treffens brennende Flöße vom Oberlauf des Anio gegen die Stelle des Übergangs treiben, an der die Sabiner eine hölzerne Brücke geschlagen hatten. Mitten in der Schlacht sah nun der Feind, wie diese Brücke, die ihm die einzige Rückzugsmöglichkeit bot, Feuer fing. Da verloren die Sabiner Mut und Besinnung; sie wandten sich zur Flucht, um rasch noch das andere Ufer zu erreichen. Aber schon war es zu spät, brennend brach die Brücke zusammen, und die nun in Unordnung geratenen Scharen der Sabiner wurden mit leichter Mühe niedergehauen oder in den Strom getrieben, wo sie ertranken.

Rom hatte nun einige Jahre Frieden, den der König zur Erneuerung der Stadtmauer und zum Bau einer großen Rennbahn

benutzte. Mit der reichen Beute seiner Feldzüge gedachte er dem Volk prächtige Spiele zu veranstalten, verband damit aber auch einen höhern Zweck. Er verlegte den Bau in das sumpfige Tal zwischen Aventin und Palatin, das zu diesem Zweck trockengelegt werden mußte. Die Senatoren und Ritter hatten ihr Teil daran zu tragen, da sie das Recht erhielten, sich hier jeder hohe Gerüste



Abb. 38. Eine Römerschlacht. Nach einem Gemälde von Micco Spadaro.
Phot. F. Bruckmann A.G., München.

zum Zuschauen zu errichten. Die Spiele bestanden aus Wagenrennen und Faustkämpfen und waren bald so beliebt, daß sie unter dem Namen der »römischen Spiele« zu einer ständigen jährlichen Einrichtung wurden.

Mehr noch lag dem König die Verstärkung der Heeresmacht am Herzen, denn die Kämpfe seiner ersten Regierungszeit hatten ihn gelehrt, daß seine Reiterei nicht stark genug war. So beabsichtigte er, aus den zugewanderten Bürgern der Plebs neue Ritterzentu-

rien zu schaffen. Dabei fand er aber unerwarteten Widerstand bei dem berühmtesten Deuter des Vogelfluges und der Götterzeichen, dem Augur Attus Navius. Dieser erklärte, daß eine so einschneidende Neuerung ohne Befragung des Vogelfluges nicht getroffen werden dürfe, da es sich hier um feste Einrichtungen des Romulus handle. Der König war erzürnt über diese Durchkreuzung seiner Pläne. Um den Priester und seine Einsicht zu verspotten, befahl er ihm ärgerlich, die Vögel zu befragen, ob wohl etwas, was er sich denken würde, ausführbar sei. Nach Beobachtung des Vogelfluges kehrte Attus Navius zurück und erklärte dem Herrscher, der Gedanke sei wohl ausführbar.

»Nun, so nimm denn dies Schermesser,« rief König Tarquinius lachend aus, »und zerschneide damit jenen Schleifstein; denn das habe ich mir gedacht.«

Ernst sah der Priester den Herrscher an, ergriff ohne zu zögern das Messer und drückte es auf den Stein, der durchschnitten in zwei Hälften fiel, als wäre er weiches Wachs. Der König war erschüttert. Nun beugte er sich der göttlichen Satzung und ließ zum ewigen Andenken Stein und Messer an der Stelle vergraben, wo sich das Wunder ereignet hatte. Daneben wurde dem Attus Navius ein Standbild errichtet, und der König hielt ihn und seine Amtsgenossen künftig in hohen Ehren. Auf die Errichtung neuer Reitergeschwader verzichtete nun Tarquinius und ließ es bei der Verdoppelung der Stärke der bisherigen bewenden, sodaß jetzt die drei Centurien bereits aus 1800 Mann bestanden. Ebenso wurde die Zahl der Geschlechter durch Aufnahme neuer in die alten drei Tribus verdoppelt.

Der Ausbau der inneren Verfassung war in Rom eine der schwierigsten Aufgaben, denn schon führten der Gegensatz und die verschiedenen Rechte der alten und neuen Bürgerschaft zum Beginn jener schweren Reibungen und Kämpfe, die später in den ersten Zeiten der Republik durch die Auseinandersetzungen zwischen Patriziern und Plebejern den Staat so heftig erschütterten. Unter den Königen trat das noch nicht deutlich zutage, weil ihre Machtsprüche die Gegensätze immer noch überbrücken konnten. Gleichwohl sah bereits Tarquinius die Berechtigung und Billigkeit vieler Forderungen ein. Er verlieh einer großen Anzahl der besten Plebejer das Patriziat und wählte aus den Neubürgern zu den

bisherigen zweihundert Senatoren hundert hinzu, sodaß der Senat künftig aus dreihundert Mitgliedern bestand.

Wie dringend nötig diese Ordnungen und Befestigungen im Innern waren, zeigte sich gar bald. Denn kaum hatten sich die Sabiner von ihrer Niederlage etwas erholt, so erneuerten sie den Krieg. Doch diesmal hatten sie schon von Anfang an kein Glück. Tarquinius verfolgte sie nach mehreren siegreichen Gefechten bis in das Innere des Gebirges und zwang sie hier zu einer Entscheidungsschlacht, die so schlimm für den Feind verlief, daß dieser demütig um Frieden bat und Roms Oberhoheit anerkennen mußte.

Dunkel ist die Kunde von den Kriegen des Königs gegen die Etrusker, von denen er doch selbst herstammte. Einige Quellen berichten, er habe diese streitlustigen Nachbarn in mehreren Feldzügen bekämpft. Ein großes Bundesheer der Etrusker sei bei Veji und später entscheidend bei Eretum geschlagen worden. Als darum ihre Gesandten kamen und um Frieden baten, stellte ihnen Tarquinius die Bedingung, daß er als Haupt ihres Staatenbundes anerkannt werden müsse. Diese Botschaft brachten die Gesandten heim und erschienen dann mit der Zustimmung ihres Volkes und den huldigenden Abzeichen der Oberherrlichkeit, die sie dem König überreichten: eine goldene Krone, einen elfenbeinernen Thronsessel, ein mit einem Adler geschmücktes Zepter und ein purpurnes, mit Gold besticktes Gewand. Solchen Schmuck pflegten die etruskischen Könige zu tragen, der nun auf Tarquinius überging. Auch zwölf Beile in Rutenbündeln wurden gebracht, die den zwölf etruskischen Provinzen entsprachen. Tarquinius hielt es für richtig, zuvor Senat und Volk zu befragen, ob eine Annahme dieser Abzeichen gestattet sei. Erst als diese es bewilligt hatten, fügte Tarquinius auch diese Zeichen seiner königlichen Würde bei, die später den römischen Herrschern als besondere Auszeichnung verblieben.

Nun konnte sich Tarquinius ganz seiner starken herrlichen Stadt widmen, die er in jeder Weise durch Werke der Kunst zu schmücken und mehr noch durch gesundheitliche und zweckmäßige Anlagen zu fördern suchte. Noch heute stehen wir staunend vor den gewaltigen Resten dieses klugen Wirkens. Besonders schädlich waren für Rom die Tiberüberschwemmungen, die die Täler zwischen den Hügeln

füllten, sie in Sümpfe verwandelten und sie nicht nur unbewohnbar, sondern auch zum Herd schlimmer Seuchen machten. Hier befahl der König nun die Anlage großer Abzugskanäle, die in ungeheuren gewölbten Steingängen, die wir zum Teil heute noch finden, die Grundwasser sammelten und abführten. Dadurch wurde der Grund für das spätere Forum zwischen Palatin und der Velia benutzbar. Ein reges Markttreiben entwickelte sich hier, ehe viel später die leichten Buden durch steinerne Hallen und herrliche Tempel ersetzt wurden. Um die Siedlung in dieser Gegend zu fördern, war der König so klug, die Bauplätze unentgeltlich abzugeben, denn dadurch zwang er die Bewohner, selbst für die Urbarmachung Hand anzulegen. Daß auf der anderen Seite des Palatin gegenüber dem Aventin dasselbe der Fall war, wurde gelegentlich des Zirkusbaus schon erwähnt.

Zuletzt begann der greise Herrscher den Bau des großen Jupitertempels auf dem Kapitol, den er in den Sabinerkriegen gelobt hatte. Seine Vollendung hat er nicht mehr erlebt, nur die Grundmauern entstehen sehen, denn so glücklich das Leben dieses Monarchen verlief, sollte sein Ende schrecklich sein.

Achtunddreißig Jahre hatte Tarquinius Priscus regiert und war ein Greis von achtzig Jahren geworden, da fiel er einem schändlichen Mordanschlag zum Opfer. Die Söhne des Ancus Marcius hatten nicht verwinden können, daß Tarquinius sie nicht zur Herrschaft zugelassen, sondern selbst den Thron bestiegen hatte. Sie hatten auf den Tod des Herrschers gehofft, um dann selbst an die Reihe zu kommen, mußten aber gewahren, daß sich Tarquinius in dem edlen, hochbegabten Servius Tullius bereits einen würdigen Nachfolger heranzog. Da kannte ihre Wut keine Grenzen mehr, und die Verschwörer sammelten im Geheimen einen Anhang. Mit Geld dingten sie zwei rohe Mordbuben, die einen Streit vortäuschen sollten, um den König bei dessen Schlichtung zu erschlagen. Der Lärm des Gezänkes drang auch richtig in den Palast, und der König ließ es sich nicht nehmen, das schreiende Paar zu verhören. Das hatten die Mörder gerade gewollt. Während der eine sprach, schlich sich der andere hinter den König und schlug ihn mit der Axt nieder. Die Flucht der Meuchler mißlang, man schleppte sie gefesselt weg; die Söhne des Königs Ancus Marcius aber entkamen nach Suessa Pometia, wo sie im Elend verkamen.

Servius Tullius

Dunkle Sagen umweben Geburt und Herkunft des großen Königs, auf dessen Maßnahmen die ganze Verfassung Roms beruht, die ihn wie einen zweiten Stadtgründer erscheinen läßt.

Servius Tullius soll ein Sohn der Ocrisia, einer Sklavin aus Corniculum, gewesen sein. Ihr Gemahl, der ebenfalls Servius Tullius hieß, war aus edelstem Geschlecht und lebte in Corniculum in hochgeachteter Stellung. Bei einem Kampfe seiner Stadt gegen König Tarquinius Priscus war er gefallen, und Tanaquil hatte die Witwe, ihrer edlen Geburt wegen, als Dienerin in ihr Haus aufgenommen. Hier schenkte sie bald darauf einem Knaben das Leben, der nach dem toten Vater Servius Tullius genannt wurde und nun unter der Dienerschaft aufwuchs, durch seine bedeutenden Eigenschaften jedoch bald die Aufmerksamkeit des Königspaares auf sich lenkte und dessen Neigung gewann.

Älter ist die Sage, der zufolge der edle Corniculaner Servius Tullius gar nicht sein Vater gewesen ist. Ocrisia soll als edle Jungfrau aus jener Stadt in die Sklaverei verschleppt worden und ihr am Herdfeuer des Königshauses aus der Flamme der Hauslar entgegengetreten sein, der sie zu seiner Gemahlin machte. Dieser feurige Genius wurde dann als Vater des jungen Servius Tullius betrachtet, und wirklich schien diese höhere Abstammung von dem flammenden Element sich im späteren Leben des Königs immer wieder zu beweisen. Als Kind schlief er einmal in der Vorhalle des Palastes, und da sah man, wie sein Haar plötzlich wie Flammen aufloderte, ohne daß diese den Knaben verletzten. Die edle Königin Tanaquil, die ja der Deutung aller himmlischen Zeichen kundig war, verhieß Servius eine strahlende Zukunft und verbot die Flamme zu löschen, die von selbst verschwand, als der Knabe erwachte.

Noch mehrfach trat diese Erscheinung im Leben des Königs bei bedeutenden Anlässen auf, ja der Schutz des Feuergottes ward sogar seinem Standbild zuteil: als lange nach seinem Tod der von ihm erbaute Fortunatempel gänzlich abbrannte, blieb wunderbarerweise die vergoldete Holzstatue des Servius Tullius verschont.

Wie dem auch sei, jedenfalls zeigten sich früh bei dem Knaben seltene Anlagen des Geistes, edle Gesinnung und ritterlicher Mut.

Alle echten Herrschertugenden schienen ihm angeboren, und es ging ein solcher Zauber von ihm aus, daß der König und die Königin fühlten, dieser Jüngling sei nicht zum Diener und Sklaven, sondern zu weit Höherem von der Vorsehung berufen. Das Herrscherpaar ließ drum Servius wie seinen eigenen Sohn erziehen und in allem unterrichten, was heranwachsende Sprößlinge edler Geschlechter wissen und können müssen; ja, man erzählt, daß ihn der König schließlich zu seinem Eidam erwählte und ihm seine einzige Tochter zur Ehe gab.

So war Servius Tullius gewissermaßen schon als der künftige König bezeichnet, zumal die Söhne des Tarquinius noch ganz junge Knaben waren. Da auch das Volk nicht abgeneigt schien, später einmal dem Wunsch des Herrschers zu entsprechen und jetzt schon mit Liebe und Verehrung an dem gottgezeichneten Manne hing, dessen Hochsinn und Edelmut überall deutlich wurde, so sollte gerade diese Einstimmigkeit das schreckliche Ende des Tarquinius Priscus beschleunigen; denn nun erst schien den Söhnen des Ancus Marcius jede Hoffnung genommen, wenigstens nach dem Tod des Tarquinius den Thron zu besteigen. Der aufgehende Stern des Servius Tullius führte zur Ermordung seines edlen Gönners. Trotzdem blieb Servius das Glück treu, das ihn schon bisher so seltsam begünstigt und erhoben hatte. Die Königin Tanaquil war ihm ebenso zugetan und wünschte in gleicher Weise seine Nachfolge in der Herrschaft wie Tarquinius selbst. Als daher dieser durch den feigen Mörderstreich gefallen war, tat die kluge Frau trotz ihres tiefen Schmerzes sofort, was die Lage erheischte. Sie ließ rasch das Gerücht verbreiten, Tarquinius sei zwar schwer verwundet, aber noch bei Besinnung und habe Servius Tullius mit der vorläufigen Führung der Regierungsgeschäfte beauftragt. So übte denn dieser vom Königssitze aus einige Zeit das Herrscheramt aus, stark, weise und freigebig, wie er immer gewesen, so daß das Volk begeistert von dem Reichsverweser sprach. Als dann schließlich bekanntgegeben werden mußte, daß Tarquinius seiner Wunde erlegen war, hatte sich das Volk schon dermaßen an Servius Tullius als Regenten gewöhnt, daß es diesem gar nicht schwer fiel, eine regelrechte Wahl durch Vorschlag des Senates zu umgehen und sich durch freien Volksbeschluß als Herrscher bestätigen zu lassen, obwohl dies den Gesetzen nicht voll entsprach.

Die Römer hatten sehr klug entschieden. Servius Tullius wurde ein wahrer Vater seines Volkes.

Kriege und Kämpfe blieben ihm nicht völlig erspart, denn es war nun einmal das Schicksal Roms, daß es im Lauf von Jahrhunderten kaum jemals eine längere Zeit völligen Friedens hatte. Wieder einmal mußten die Etrusker gebändigt und zur Anerkennung der Oberherrschaft der Tiberstadt gezwungen werden. Das stets aufsässige Veji wurde gedemütigt und bat um Gnade. Durch den Triumph über diese Stadt war Servius Tullius auch in Rom völlig Herr der Lage geworden, und keiner machte mehr dem tapferen Feldherrn das Herrscheramt streitig.

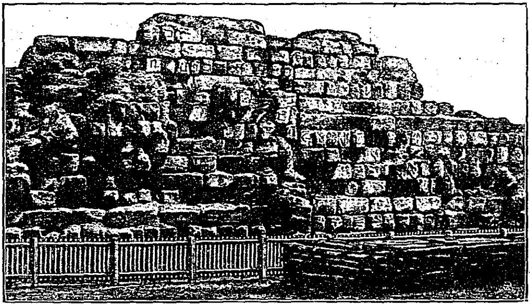


Abb. 39. Wallmauer des Servius Tullius in Rom.
Nach Baumeister, Denkmäler des klassischen Altertums.

Des Servius Tullius Sinn aber stand nicht nach mehr Kriegen, als unvermeidlich waren; er stellte sich ganz andere Aufgaben. Vor allem sah er mit weitschauendem Blick den gewaltigen Aufschwung der Stadt voraus und das Bedürfnis nach Erweiterung für die nachkommenden Geschlechter. So zog der Herrscher auch die beiden Hügel Esquilin und Viminal in das Stadtgebiet ein und gab sie zur Bebauung frei. Nunmehr umfaßte Rom sämtliche sieben Hügel, nach deren Zahl es in der Weltgeschichte den Beinamen »siebenhüglig« trägt. Noch Wichtigeres plante der Herrscher, denn mit der Erweiterung der Stadt allein war noch nicht viel getan. Es mußte das ganze Gebiet stark, ja uneinnehmbar befestigt werden, und so ließ er eine ungeheure Mauer aus regelmäßigen Quadern, die schon unter Tarquinius begonnen war, um ganz Rom errichten

(Abb. 39). Die gefährdetsten Stellen gegen Osten wurden durch einen mächtigen Wall und einen hundert Fuß breiten Graben besonders geschützt. Nicht nur der Sicherheit der Stadt galt diese staunenswerte Befestigung, sie hatte noch einen tieferen Grund. Von den einzelnen Hügeln war bisher jeder für sich befestigt und lag sozusagen als kleine Stadt da, und untereinander waren sie bei der Verschiedenheit ihrer Bevölkerungen, zumal in kritischen Lagen des Staates, durchaus nicht immer einig. Der große Mauerbau aber schloß nun alle zu einem Ganzen zusammen, und nicht nur äußerlich, denn innerlich stärkte er das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem einheitlichen Organismus, in dem es keine widerstrebenden Teile geben durfte. Erst jetzt war Rom wirklich eine einzige große Stadt auf den Tiberhügeln und nicht mehr ein Stückwerk aus verschiedenen Siedlungen. Höchstens Veji kam ihr an Größe gleich, nicht aber an Machtfülle.

Inniger noch als der Mauerbau verknüpft den Namen des Servius Tullius mit Roms Geschichte der Ausbau des Staatswesens durch die Verfassung, die er dem Volk gab und wodurch er es nach einem neuen Prinzip völlig anders gliederte. Was Numa durch seine Satzungen für die religiöse Kultur der Römer getan, das vollbrachte Servius Tullius für die bürgerliche Ordnung und das öffentliche Recht. Seine Gesetzgebung kam besonders der Plebs zugute, die bisher als ungegliederte Masse unter der alleinberechtigten Klasse der Ritter und Patrizier dahinlebte, denn auch die Verordnungen des Tarquinius Priscus hatten nur die Vornehmen begünstigt. Schon zur Eintreibung der Steuern, der Beteiligung am Kriegsdienst und anderen staatlichen Einrichtungen mußte eine mit Rechten verbundene verfassungsmäßige Einteilung und Einbeziehung der großen Zahl niederer Bürger vorgenommen werden, um den Staatskörper auch in dieser Hinsicht lebensvoll zu gestalten und Wirken und Streben auch der niederen Klassen zu fördern. Da die Plebejer an Zahl immer mehr anwuchsen und unter ihnen viele kluge, angesehene, ja reiche Leute waren, konnte unmöglich eine so ausschließliche Bevorzugung der Patrizier aufrechterhalten bleiben. Diese war aber auf Grund der bisherigen Verfassungsform nicht abzustellen. Servius Tullius mußte also die Einteilung von einem ganz neuen Gesichtspunkt vornehmen, und das gelang ihm aufs glücklichste. Er veranstaltete eine Schätzung

der gesamten Bürgerschaft nach ihrem Hab und Gut und verteilte danach Rechte und Pflichten. Das persönliche Prinzip der alten patrizischen Tribus- und Kurieneinteilung war die Stammbürtigkeit; die Geburt bestimmte also die Zugehörigkeit zu einer Klasse. Servius verfolgte mit seiner Schätzung und der darauf beruhenden Ordnung rein praktische Verwaltungszwecke. Dazu wurde räumlich die Bevölkerung der Stadt in vier Tribus geteilt und so die bis dahin nur lose organisierte Plebs mit einbezogen, aber noch ohne Rechts- und Regierungsanteil; diesen erhielt sie erst durch die Servianische Zenturienverfassung. Zenturien heißen die Unterabteilungen der Klassen, deren Zahl Servius auf fünf festsetzte. Die Abstimmung erfolgte nun nach Zenturien, nicht nach Köpfen. Das größere Stimmrecht war an das größere Vermögen gebunden, der politische Einfluß hing also am Besitz. Zudem erhielt die oberste Klasse, die aus achtzig Zenturien bestand, dazu noch die achtzehn Zenturien der Ritter, eine erhöhte Stimmrechtzahl. Da es über hundertneunzig Zenturien gab, blieb praktisch die Macht allerdings fast ganz in Händen der Patrizier, weil diese die Besitzenden waren, denn das Vermögen wurde nicht nach Geld und Geldeswert, sondern nach Grundeigentum eingeschätzt, sodaß doch wieder der Stand ausschlaggebend wurde. Mit dem aristokratischen Prinzip hatte also Servius durchaus nicht gebrochen. Als Gegenleistung für ihre Rechte verpflichtete natürlich die Zugehörigkeit zu einer höheren Klasse zu höherer Steuerzahlung für Kriegszwecke und zum Kriegsdienst selbst, dessen Ausübung als Ehre galt.

Alle Dienstpflichtigen waren in Reiterei und Fußvolk geschieden, das Fußvolk seinerseits wiederum nach Maßgabe der Schätzung in fünf Klassen, die eine ganz verschiedene Bewaffnung trugen. Der ersten Klasse war Helm, Rundschild, Beinschiene, Brustharnisch, alles aus Erz, zugestanden, dazu Speer und Schwert. Die zweite Klasse unterschied sich hiervon durch Wegfall des Brustharnisches und Tragen eines Langschilds. Die dritte durfte überdies keine Beinschiene tragen.

Die vierte Klasse führte nur Lanze und Wurfspieß, die fünfte Schleuder und Schleudersteine. Die besitzlose, unterste Klasse durfte und konnte am Kriegsdienst nicht teilnehmen, da sich die Dienstpflichtigen aus eigenen Mitteln auszurüsten hatten, wozu also ein

gewisses Vermögen gehörte. Ehre und Einfluß hielten somit die Wage gegenüber Verpflichtung und Leistung. Zum aktiven Kriegsdienst war der Römer bis zum vierzigsten Lebensjahr verpflichtet, von da ab bis zum sechzigsten zur Reserve.

Die ganze Verfassung ging demnach in der Hauptsache von militärischen Gesichtspunkten aus, denn Rom war immer eine Soldatenstadt, und auf dem Kriegsheer beruhte Ruhm und Größe des Staates.

Die vielerlei Einzelheiten der Servianischen Verfassung brauchen hier nicht erörtert zu werden, auch liegen die Schatten der Sage zu dicht auf dem gesamten Vorgang, der allerdings historisch seine Grundlage haben muß, denn zu der Zeit, da wir ins volle Licht der ersten Geschichte Roms treten, sind die Servianischen Verordnungen in Wirksamkeit.

Was der König damit für den Staat getan, war von unermeßlicher Bedeutung, soviel auch die Folgezeit daran ändern mochte. Das ganze Gemeindewesen war auf eine beträchtlich höhere Stufe gehoben und viele fruchtbare Möglichkeiten für die Zukunft und weiteren Machtgewinn erschlossen. Aus allen Handlungen des Königs ging deutlich hervor, daß er selbst nicht aus der bevorzugten Kaste der Freien und Edlen stammte; sein Herz schlug warm für das Volk als Ganzes und suchte besonders den ärmeren und rechtlosen Schichten zu helfen. Daher wurde der König auch grenzenlos geliebt, und niemand ahnte, welch furchtbares Ende es mit ihm nehmen sollte.

Die Geschichte hiervon überbietet fast noch die schlimmsten Greuel, unter denen Königshäuser und Monarchen zu Grunde gingen, und wohl nie wurden sie so unverdient erlitten wie von diesem edlen Greis, der nur auf das Glück und die Wohlfahrt seines Volkes bedacht gewesen.

Servius Tullius hatte zwei Töchter, die er mit den zwei herangewachsenen Söhnen des Tarquinius Priscus vermählte. Es waren ungleiche Paare; die eine Tochter war gehässig und hochfahrend, sanft und bescheiden die andere. Ebenso verschieden waren auch die Brüder, der böse, stolze Lucius Tarquinius und der fügsame Arruns. Der Zufall wollte nun, daß die sanfte Tochter den Wildling, die schlimme aber, Tullia mit Namen, den Weichling heiratete. Solche Verbindungen konnten nicht lange bestehen.



Tullia fährt über die Leiche ihres Vaters.

Nach einem Gemälde von Ernst Hildebrand / Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Seite 306

gewisses Vermögen gehörte. Ehre und Einfluß hielten somit die Wage gegenüber Verpflichtung und Leistung. Zum aktiven Kriegsdienst war der Römer bis zum vierzigsten Lebensjahr verpflichtet, von da ab bis zum sechzigsten zur Reserve.

Die ganze Verfassung ging demnach in der Hauptsache von militärischen Gesichtspunkten aus, denn Rom war immer eine Soldatenstadt, und auf dem Kriegsheer beruhte Ruhm und Größe des Staates.

Die vielerlei Einzelheiten der Servianischen Verfassung brauchen hier nicht erörtert zu werden, auch liegen die Schatten der Sage zu dicht auf dem gesamten Vorgang, der allerdings historisch seine Grundlage haben muß, denn zu der Zeit, da wir ins volle Licht der ersten Geschichte Roms treten, sind die Servianischen Verordnungen in Wirksamkeit.

Was der König damit für den Staat getan, war von unermeßlicher Bedeutung, soviel auch die Folgezeit daran ändern mochte. Das ganze Gemeindewesen war auf eine beträchtlich höhere Stufe gehoben und viele fruchtbare Möglichkeiten für die Zukunft und weiteren Machtgewinn erschlossen. Aus allen Handlungen des Königs ging deutlich hervor, daß er selbst nicht aus der bevorzugten Kaste der Freien und Edlen stammte; sein Herz schlug warm für das Volk als Ganzes und suchte besonders den ärmeren und rechtlosen Schichten zu helfen. Daher wurde der König auch grenzenlos geliebt, und niemand ahnte, welch furchtbares Ende es mit ihm nehmen sollte.

Die Geschichte hiervon überbietet fast noch die schlimmsten Greuel, unter denen Königshäuser und Monarchen zu Grunde gingen, und wohl nie wurden sie so unverdient erlitten wie von diesem edlen Greis, der nur auf das Glück und die Wohlfahrt seines Volkes bedacht gewesen.

Servius Tullius hatte zwei Töchter, die er mit den zwei herangewachsenen Söhnen des Tarquinius Priscus vermählte. Es waren ungleiche Paare; die eine Tochter war gehässig und hochfahrend, sanft und bescheiden die andere. Ebenso verschieden waren auch die Brüder, der böse, stolze Lucius Tarquinius und der fügsame Arruns. Der Zufall wollte nun, daß die sanfte Tochter den Wildling, die schlimme aber, Tullia mit Namen, den Weichling heiratete. Solche Verbindungen konnten nicht lange bestehen.



Tullia fährt über die Leiche ihres Vaters.

Nach einem Gemälde von Ernst Hildebrand / Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Seite 306

Tullia und Lucius Tarquinius in ihrer ungestümen Art begehrten zueinander, und um dies Ziel zu erreichen, beseitigte der eine seine Gattin, die andere ihren Gemahl durch Meuchelmord, worauf die Frevler sich zu einer neuen Ehe zusammenfanden, ohne daß man ihnen etwas anhaben konnte.

Die wilde Tullia war von unstillbarem Ehrgeiz. Sie merkte, wie an ihrem Gemahl der Ingrimm nagte, daß nicht er an Servius Tullius' Statt König geworden war. Sie beredete daher in ihrer Herrschsucht und Ruchlosigkeit ihren Mann, Servius Tullius, ihren eigenen Vater, zu töten und sich und sein Weib zum Herrscher Roms krönen zu lassen. Der herrische Tarquinius lieh solchen verbrecherischen Ratschlägen, die seinen eigenen Wünschen und Plänen entgegenkamen, nur zu gern sein Ohr, und das schändliche, haßerfüllte Paar suchte sich selbst stets aufs neue in seinen Absichten zu bestärken, indem es sich einredete, Servius Tullius, als Sohn einer Sklavin, so edelgeboren sie auch gewesen sein mochte, habe gar kein Recht auf den Thron und habe ihn gegen Gesetz und Sitte inne. Nach natürlichem Erbrecht gebühre Tarquinius die Krone.

Blutbefleckt waren beider Hände bereits, und so blieben sie nicht bei einer Mordtat stehen, die ja nur geschehen war, um sich freie Bahn zu schaffen. Lucius Tarquinius verstand, sich einen Anhang zu bilden. Unzufriedene finden sich ja stets, und in Rom zu jener Zeit umso mehr, als viele früher allzusehr begünstigte Leute sich durch die Verfassungsänderungen des Königs zurückgesetzt fühlten. Geschenke und Versprechen, die der Tarquinier reichlich austeilte, taten das übrige, und schließlich glaubte er bei rücksichtslosem Vorgehen einen Gewaltstreich wagen zu können.

Er bekleidete sich mit den Abzeichen der königlichen Würde, sammelte ein bewaffnetes Gefolge und begab sich so auf das Forum, wo er sich dreist auf dem Thron niederließ und durch einen Herold die Väter der Stadt vor »König Tarquinius« entbieten ließ. Ratlos und bestürzt erschienen diese, und der gewalttätige Mann eröffnete ihnen herrisch im Schutz seiner drohenden Leibgarde, daß Servius Tullius der Krone für verlustig zu erklären sei und er, Tarquinius, sein ihm allein zustehendes Erbe hiemit antrete.

Inzwischen hatte der greise Servius Tullius von dem Aufruhr vernommen und eilte entrüstet in die Kurie auf dem Forum. Mit zorniger Würde verbat er sich das Vorgehen und die schmähenden

Worte des ruchlosen Empörers; aber dieser ließ sich nicht einschüchtern. Als der König ihn gewaltsam vom Throne zu reißen suchte, packte der entmenschte Rohling den Greis um den Leib und warf ihn die Stufen der Kurie hinunter, daß er blutend und halb zerschlagen unten liegen blieb. Das Entsetzen machte die Menge stumm und starr. Alle waren dermaßen eingeschüchtert und fassungslos gegenüber der Untat, daß keiner eine Hand zur Verteidigung des Herrschers regte, ja schließlich entfloh das Gefolge des Königs ängstlich. Als der schwerwunde König sich heimzuschleppen versuchte, um in seinem Palast Schutz zu finden, schickte Tarquinius seine Schergen hinterdrein, die am Ende der Cyprischen Gasse den Monarchen meuchlings ermordeten.

Währenddem nahte die grausame Tullia, zu der das Gerücht von den Vorgängen bereits gedrungen war, stolz auf einem prächtigen Wagen vor der Kurie, ließ ihren Gemahl herausrufen und begrüßte ihn als die erste mit preisenden Worten als den Herrscher von Rom. Dann ließ sie ihr Gefährt aus dem Gedränge der Menge durch die Cyprische Gasse heimwärts fahren. Plötzlich stutzte der Wagenlenker in voller Fahrt und riß die Rosse zurück, denn quer über dem Weg lag in der engen Gasse die Leiche des Königs in ihrem Blute (siehe Kunstbeilage).

Da packte das rasende Weib ein schauerlicher Wahnsinn. Sie entriß dem Lenker Peitsche und Zügel und schlug mit lautem Triumphschrei auf die sich bäumenden Pferde ein, daß sie über den Toten dahinjagten. Völlig zermalmten die schweren Räder den geschändeten Greis, und sein Blut spritzte hoch an der eigenen Tochter empor. Nie verlosch die Erinnerung an diese fürchterliche Untat, und die Gasse hieß von da an für immer die Frevelgasse.

Es wird erzählt, daß die grausige Römerin, die selbst vor diesem entsetzlichen Verbrechen nicht zurückschreckte, doch erbebte, als sie später den Fortunatempel betrat, in dem eine Bildsäule ihres Vaters stand, die plötzlich beim Anblick der unnatürlichen Tochter ihre Hände erhob und das Antlitz bedeckte. Tullia wollte ihre Erschütterung nicht merken lassen und befahl, das Haupt der Bildsäule mit Tüchern zu verhüllen; von da an blieb das Standbild ständig verhängt.

Das Volk vergaß seinen gütigen, großen König nicht, besonders die Armen und Unterdrückten behielten ihn treu im Gedächtnis.

Sein Andenken lebte fort als das eines gefeierten Monarchen, der stets zum Segen Roms gewirkt. So liberal war seine Regierung gewesen, daß man sich erzählt, Servius Tullius habe sogar die Krone niederlegen und eine Republik errichten wollen. Jedenfalls bedeutete seine Verfassung einen großen Schritt vorwärts auf der Bahn zu einem freiheitlichen Regiment; eine gerechte Besteuerung war eingeführt und die Schuldknechtschaft aufgehoben worden. Die Existenz der Zurückgesetzten wurde gegen jede Gewalttätigkeit schlimmer Machthaber geschützt, Gesetze schützten die Armen vor Aussaugung. Dazu kam die straffe Zusammenfassung der einzelnen Gemeinden, der sie umschließende und schützende Bau der gewaltigen Mauer, hinter der in neuer, vortrefflicher Ordnung und Ausrüstung das für immer in seinen Grundzügen festgesetzte Kriegsheer stand, bereit, Roms Größe zu steigern und Ruhm und Macht der Stadt immer weiter zu verbreiten.

Servius Tullius hat sich den Ruhm gesichert, die mächtigsten Quadern zum Fundament der stolzen Entwicklung Roms gelegt zu haben.

Lucius Tarquinius Superbus

In der gleichen gewaltsamen Weise, in der Tarquinius den Thron an sich gerissen, regierte er auch. Er hielt es nicht einmal der Mühe wert, seine Würde durch das Volk oder den Senat bestätigen zu lassen. Nicht wie ein König übte er sein Amt aus, sondern wie ein Tyrann mit all den Schrecknissen und Greueln, die eine solche Willkürherrschaft stets mit sich bringt. Ist die Bahn einmal mit Blut beschritten, so ist Blut das einzige Mittel, sich auf ihr zu halten. Tarquinius hob nicht nur alle von Servius Tullius verliehenen Rechte auf, er schonte auch nicht Leib und Leben von solchen, die ihm verdächtig waren oder auch nur wagten, den ermordeten Herrscher zu beklagen. Dessen kluge Steuerschätzung wurde abgeschafft und die alte Kopfsteuer wieder eingeführt. Um zu vermeiden, daß sich Haß und Erbitterung zusammentaten, wurde jede Versammlung, selbst bei Opferfesten, verboten. Aufs neue wurden die Plebejer wie Sklaven behandelt. In Massen mußten sie Frondienste leisten bei den gewaltigen Bauwerken, die der König aufführen ließ. Aber auch die Patrizier sollten zittern,

denn wer bei König Tarquinius mißliebig war, fiel seinen Schergen zum Opfer. Ein Gericht berief der König nicht mehr; er selbst sprach Urteile, wie es ihm gerade paßte. Nicht von Gerechtigkeit ließ er sich leiten, nur von den Begierden der Habsucht und Gewalt. Er riß die Vermögen der Verurteilten an sich, ließ im Senat jeden hinmorden, von dem er einen Widerspruch befürchtete, oder jagte ihn unbarmherzig in Verbannung; er schaltete und waltete skrupellos, wie es ihm beliebte. Angst und Schrecken hielt das Volk in Bann, die grausame Leibgarde, die dem König auf Tod und Leben ergeben war, ließ keine Auflehnung entstehen oder unterdrückte sie blutig schon im Keim. Ein solches Regiment hatte Rom noch nicht gesehen. Über Strömen von Blut rang das Elend die Hände, und jeder Freiheitswunsch ward mit schweren Ketten bestraft.

Wie in Rom selbst, ging Tarquinius auch mit aller Willkür und Gewalt gegen die Nachbarvölker vor. Besonders die Städte des latinischen Bundes sollten die Hinterlist und die Faust dieses Fürsten zu fühlen bekommen. Seine Strenge war unerbittlich, er ordnete Hinrichtungen an, machte schlaue Versprechen, ohne sie je zu halten; doch muß man zugestehen, daß die Erfolge auf seiner Seite waren und Rom zugute kamen. Der Ruhm und Glanz der Stadt wuchs unter ihm beträchtlich, niemals war Rom bisher so mächtig gewesen.

Eine Bundesstadt allein widersetzte sich den Zumutungen des Herrschers: das starke, stolze Gabii. Tarquinius griff die Stadt mehrfach an, aber ohne jeden Erfolg; es war offensichtlich, daß Gabii mit Gewalt nicht einzunehmen war. Der König kochte in ohnmächtigem Zorn, aber er verbarg ihn, ließ von der Stadt ab und sann in Rom auf Rache. Schließlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, Gabii in seine Hand zu bekommen, so unedel, ja gemein es auch war. Er bewog seinen jüngsten Sohn Sextus, der alle schlimmen Eigenschaften des Vaters geerbt hatte, mit blutigen Striemen nach Gabii zu fliehen und dort vorzutäuschen, der Vater habe ihn mißhandelt und trachte ihm nach dem Leben. Sextus sollte sich so allmählich in das Vertrauen der Bewohner von Gabii einschleichen und vortäuschen, er sei selbst gegen Rom oder vielmehr gegen Tarquinius von erbittertster Rache erfüllt. Tarquinius rechnete damit, daß sein Sohn auf diese Weise Befehlshaber über größere Heeresmassen in Gabii werden würde und ihm dann in

einem günstigen Augenblick verräterisch die Stadt in die Hand spielen könne.

Und wirklich gelang dieser ehrlose Plan. Jammernd erschien Sextus als Flüchtling in der Ratsversammlung von Gabii und bat um Schutz vor seinem Vater. Er gab an, Tarquinius habe seine bösen Pläne gegen die Stadt durchaus nicht endgültig aufgegeben und werde plötzlich mit Heeresmacht vor den Mauern erscheinen. Als Dank für das erbetene Gastrecht wollte der heimatlose Königssohn gern selbst gegen den Tyrannen kämpfen. Das beschwor Sextus unter Anruf der Götter und flehte so lange, bis die Gabier voll Mitleid ihn aufnahmen. Es war ja durchaus glaublich, daß ein Herrscher, der so ungescheut die nächsten Verwandten hinmordete und von einer Hinrichtung zur andern schritt, auch den eigenen Sohn nicht verschonte. Von einem Mann, dessen Grausamkeit keine Grenzen kannte und der jedes Recht mit Füßen trat, ließ sich dergleichen schon erwarten.

Sextus erhielt vertrauensvoll überall Einlaß und wurde bald wie ein Bürger von Gabii betrachtet, der gesonnen wäre, die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Man zog ihn zu allen Ratsversammlungen zu, in denen er stets Krieg gegen die Tiberstadt vorschlug; auch versicherte er, daß nach seinem Einblick in die beiderseitigen Heeresverhältnisse der Sieg Gabiis sicher sei.

Sextus trat so kühn auf, daß man ihn an die Spitze einiger Kriegerscharen setzte. Mit diesen fiel er in das römische Gebiet ein und blieb, wie er es tückisch mit seinem Vater verabredet hatte, in allen Kämpfen Sieger, um jeden etwaigen Verdacht der Gabier zu ersticken. Er brachte stets reiche Beute mit, zeigte sich selbst tapfer und heldenhaft und wurde alsbald vom Volk umjubelt. Nun ward es ihm nicht mehr schwer, allmählich den Oberbefehl über die gesamten Streitkräfte in die Hand zu bekommen. Der ersehnte Augenblick kam heran, und Sextus sandte heimlich einen treuen Boten nach Rom mit der willkommenen Nachricht und der Frage, was zu tun sei, um den Verrat glücklich durchzuführen.

Mißtrauisch wie Tarquinius war, wollte er sich, so sehr sein Herz über die Kunde frohlockte, dem Boten nicht anvertrauen, da eine Falle immerhin möglich war. Anderseits aber war eine Antwort an Sextus nötig. So hörte der König schweigend den Abgesandten in seinem Garten an, blieb weiter stumm und ging wie in Ge-

danken versunken auf und ab, während er gleichzeitig mit seinem Stab den höchstgewachsenen Mohnblumen die Köpfe abschlug. Der Bote wartete weiter auf Bescheid, der König aber sprach kein Wort und fuhr in seinem merkwürdigen Tun fort; auch eine neue bescheidene Frage ließ er unbeantwortet. Da blieb dem Boten schließlich nichts anderes übrig, als sich erstaunt zurückzuziehen und seinem Herrn in Gabii den unerklärlichen Vorgang zu melden. Anfangs war auch Sextus erstaunt, aber wohlvertraut mit den Gedankengängen seines Vaters erkannte er plötzlich den Sinn dieser wortlosen Antwort: er sollte die Häupter der Stadt beseitigen, um freie Bahn für das abgekartete Spiel zu schaffen.

Auch zu dieser Schurkentat war der dem Vater gleichwertige Sohn der rechte Mann. Er verstand es, die obersten Bürger von Gabii durch Verleumdung zu verdächtigen und falsche Anklagen gegen sie zu erheben, denen sie zum Opfer fielen, und wo er diesen Zweck nicht erreichte, mußte Meuchelmord nachhelfen. So schaffte er die Vornehmen, die ihm hinderlich werden konnten, durch Hinrichtung oder Verbannung aus dem Weg und genoß dabei noch den Beifall des jubelnden Pöbels, an den er die Güter und Äcker der Beseitigten verteilte.

Nunmehr war es Sextus ein Leichtes, dem plötzlich heranrückenden König die Stadt verräterisch in die Hände zu spielen. Ohne Schwertstreich ward sie eingenommen, und jetzt erst erkannten die Bewohner mit tödlichem Entsetzen, welch teuflischer Tücke sie zum Opfer gefallen. Der Tyrann wütete rachgierig unter ihnen, raubte, was er rauben konnte, und ließ dann seinen Sohn als strengen Statthalter über die verzweifelten Gabier zurück. So sehr sie Sextus nun verabscheuten und ihm fluchten, vermochten sie zunächst doch nicht, ihm etwas anzuhaben, bis auch für ihn die Stunde der Vergeltung schlug.

Mit der Beute, die Tarquinius in Gabii und in langwierigen Kriegen mit den streitbaren Volskern in deren reichster Stadt Suessa Pometia gemacht hatte, führte er nun in Rom die prächtigsten und auch nützliche Bauten auf. Das Rund des großen Zirkus wurde mit langen steinernen Sitzreihen umgeben und das der Entwässerung dienende unterirdische Kanalsystem durch den Bau der Cloaca maxima, deren Quadergewölbe wir heute noch sehen, zentral zusammengefaßt. Namentlich aber wurde der herr-

liche Jupitertempel auf dem Kapitol (Abb. 40) vollendet, den einst Tarquinius Priscus dem Gott gelobt und auf dem tarpejischen Felsen zu erbauen begonnen hatte. Mehrere Sagen, die mit diesem Bau in Verbindung stehen, wurden schon im ersten Abschnitt erwähnt (S. 31), aber noch weitere Wunder begaben sich bei der Errichtung des Tempels. Ein tönernes Viergespann sollte das Gebäude schmücken und wurde in Veji bei kundigen Meistern be-



Abb. 40. Römische Ritter vor dem Tempel des Jupiter Capitolinus.
Nach einem antiken Flachrelief.

stellt. Als es aber dort im Brennofen gehärtet werden sollte, zog es sich nicht zusammen, sondern dehnte sich riesenhaft aus und sprengte den ganzen Ofen. Die herbeigerufenen Seher weissagten, daß Glück und Herrschaft mit dem Besitz dieses Viergespanns verknüpft bleiben werde, worauf die Vejenter natürlich die Ablieferung des Kunstwerkes an Rom verweigerten. Gleich darauf fand ein Wettrennen in Veji statt. Wohl siegte ein Vejenter, aber plötzlich raste sein Gespann davon und hielt nicht eher inne, als bis es Rom

und das Kapitol erreicht hatte. Da erkannten die Vejenter, daß der Himmel selbst deutlich die Überführung des tönernen Viergespannes nach Rom verlange, und ließen es nun zur Zierde des Jupitertempels auf das Kapitol schaffen.

Höchst folgenschwer für Roms ganze Entwicklung wurde ein anderes Ereignis, das gleichfalls schon im ersten Abschnitt (S. 49) angedeutet wurde: das Erscheinen der Sibylle in Rom. Die Sibyllinischen Bücher, wie man die Gabe dieser rätselhaften Greisin nannte, wurden als einer der kostbarsten Staatsschätze aufgehoben und in einen steinernen Behälter im kapitolinischen Tempel niedergelegt. Sie galten als Staatsorakel, das stets in der Hut zweier besonders dafür ernannter Priester lag und nur von ihnen in allen gefährlichen Staatslagen befragt werden durfte. Wie das vor sich ging, wissen wir heut nicht mehr, aber der heilige Brauch hat in vielen schwierigen Fällen den rechten Weg gewiesen und wurde bis zum Ende des Reiches beibehalten.

Wenn auch diese eigenartigen Ereignisse nicht gerade schreckhaft waren, vielmehr die Huld des Himmels Rom gegenüber zu verraten schienen, so traten doch bald andere Zeichen ein, die offensichtlich auf Schlimmes hindeuteten und selbst das verstockte Herz des Königs allmählich beunruhigten: einmal zerstörten Geier einen Adlerhorst, ein andermal wurde das Opferfleisch von einer großen Schlange verzehrt, die plötzlich, während der König opferte, aus dem Altar schoß. Dann wieder erschienen dem König böse Träume, die auf schwere Staatserschütterungen hinwiesen, ja selbst die Sonne sah der Fürst im Schlaf ihre Bahn umkehren. Schließlich brach eine Pest in Rom aus; sie befiel meist die Säuglinge und jungen Mütter, die dann ringsum tot auf den Straßen liegen blieben.

Es war augenscheinlich, daß die Götter erzürnt waren und eine Sühne verlangten. Zum erstenmal im Leben war der König beunruhigt und sann auf Abhilfe. Da er selbst keine fand, kam er auf den Gedanken, das berühmte Orakel von Delphi in Griechenland zu befragen, dessen Verehrung seit einiger Zeit auch in Rom Platz gegriffen hatte. Da es aber vielleicht nicht gut war, daß die Antwort des Gottes von einem Fremden gehört wurde, wählte Tarquinius als Boten seine beiden Söhne Titus und Arruns und gesellte ihnen seinen Schwestersohn L u c i u s J u n i u s B r u t u s zu.

Brutus, was soviel wie »der Blöde« bedeutet, war der Beiname dieses jungen Mannes, der von Tarquinius' Schwester Tarquinia und einem edlen Römer abstammte. Er spielte eine seltsame Rolle am Hof und galt als völliger Dummkopf, mit dem man sich jeden schlechten Spaß erlauben konnte. Niemand ahnte, daß das eine Maske war, hinter der sich wegen der gefährlichen Verhältnisse am Königshofe ein feuriger, kluger Geist verbarg, um seine Pläne desto sicherer durchführen zu können. Lucius Junius sah mit Empörung all die Greuel, die sein Oheim, der König, verübte; er wußte gut, daß seine eigenen Brüder, wie so viele Edle, dem Wüten des Tyrannen zum Opfer gefallen waren. Glühender Haß gegen diese Geißel Roms, den Vergewaltiger jeder Freiheit, lohte im Herzen des Jünglings, der hinter erheucheltem Stumpfsinn die Schärfe seiner Beobachtung verbarg, mit der er nach einer günstigen Gelegenheit spähte, um dem schrecklichen Zustand seiner Vaterstadt ein Ende zu machen.

Die Söhne des Tarquinius hatten sich diesen Reisebegleiter gewählt, weil er als Familienmitglied ungefährlich schien, und um jemand zu haben, an dem sie ihren Übermut auslassen konnten.

In Delphi angekommen, überreichten die zwei Prinzen dem Gott kostbare Geschenke, Brutus aber nur einen hölzernen Stab. Innen jedoch war dieser mit Gold gefüllt und stellte so symbolisch sein eigenes Wesen dar. Nach Vollführung ihres Auftrages gelüstete es die Jünglinge, den Gott zu befragen, wem von ihnen das Schicksal die spätere Herrschaft in Rom schenken werde. Rätselhaft, wie die Weissagungen der Priesterin Apollos zu sein pflegten, klang auch diesmal der Spruch: »Wer von euch zuerst die Mutter küssen wird.« Da beschlossen die beiden Tarquinier, ihrem daheim gebliebenen Bruder Sextus, dem Tyrannen von Gabii, nichts von diesem Spruch zu verraten, um die Anwartschaft auf das Erbe Roms nicht noch mit einem Dritten zu teilen. Der anscheinend so blöde Brutus hatte aber sofort den tieferen Sinn des Orakels erfaßt. Beim Verlassen des Tempels tat er so, als ob er stolperte und hinfiel, dabei aber küßte er die Erde, die gemeinsame Mutter aller Menschen, während die nichts merkenden Vettern ihn höhnisch ob seines Falles verlachten.

Als die Abgesandten heimkehrten, fanden sie die Stadt in voller Bewegung und im Augenblick nicht bereit, feierliche Orakelbefehle

auszuführen. Tarquinius hatte der reichen Rutulerstadt Ardea den Krieg erklärt, um ihre Schätze zu gewinnen, da er gemeint hatte, die Feste rasch im Sturm nehmen zu können. Aber er wurde blutig abgewiesen und schritt nun zur Belagerung, die sich sehr in die Länge zog und nie zum Ziel führen sollte, da ein neues Verbrechen den Untergang des Königshauses beschleunigte.

Einst saßen die drei Königsöhne in ihren Zelten mit ihrem Vetter Collatinus, dem Statthalter von Collatia, zusammen, der mit der schönen, sittsamen Lucretia vermählt war. Auch die Königsöhne waren verheiratet, und jeder pries nun seine Frau als die vortrefflichste. Da sie sich nicht einigen konnten, beschlossen die vier, sich durch den Augenschein zu überzeugen. Auf wilden Rossen jagten sie durch die Nacht, bis sie in Rom die königlichen Schwiegertöchter prassend bei üppiger Mahlzeit, bald darauf aber in Collatia Lucretia noch gegen Mitternacht emsig spinnend im Kreise ihrer Mägde fanden. Collatinus hatte gesiegt, aber die Folgen sollten furchtbar sein. Der schurkische Sextus Tarquinius, der Tyrann von Gabii, hatte bei dieser Gelegenheit eine sündige Neigung zu der sanften, schönen Gemahlin des Collatinus erfaßt. Wenige Tage später ritt er daher wieder, diesmal allein, nach Collatia, drang bei Nacht bei seiner Base ein und suchte Lucretia seinen wilden Wünschen gefügig zu machen und zur Treulosigkeit gegen ihren Gatten zu bewegen. An dem tapferen Herzen der edlen Frau prallten aber alle Versuchungen ab, bis der Ruchlose sein Schwert zog, ihr mit den schlimmsten Verleumdungen drohte und sie überwältigte.

Kaum war der Schänder der Hausehre wieder von dannen geritten, als Lucretia ihren heißgeliebten Gemahl und ihren Vater rufen ließ. Nachdem sie den empörten Männern das verbrecherische Tun des Königsohnes erzählt, stieß sie sich den Dolch ins Herz und lag nun in rührender Schönheit als ein Opfer tarquinischer Lüste entseelt vor den erschütterten Männern.

Auch Brutus war hinzugeeilt und warf in diesem entsetzlichen Augenblick die Maske des Blödlings ab. Er zog den Dolch aus der Brust der hingeopferten edlen Frau, hielt ihn gen Himmel und schwur dem Tyrannen mit seinem ganzen entmenschten Haus Rache und Vernichtung. Alle Anwesenden schlossen sich dem Schwur an, und man trug Lucretias Leiche auf den Marktplatz von

Collatia. Weinend und voll Empörung hörten die Bürger, was sich begeben. Brutus sammelte die wehrfähige Mannschaft um sich, zog mit ihr nach Rom und berief dort in Abwesenheit des Königs, der mit dem Heer noch vor Ardea lag, eine Volksversammlung. Vor diese trat er mit flammenden Worten. Aus dem vermeintlichen Dummkopf war plötzlich ein hinreißender Redner geworden, der den langgehegten Groll aller Römer zu wildem Haß gegen das tyrannische Königshaus entfachte. Nun gab es kein Halten mehr. Der Aufruhr pflanzte sich fort wie ein brausender Sturm; zu lange schon hatten die geknechteten Römer gelitten; einzig der Durst nach Rache und die Sehnsucht nach Freiheit beseelte sie jetzt. Jubelnd begrüßte man Brutus als Befreier von den Ketten; die Absetzung des Königs und die Verbannung seines ganzen Hauses wurden verkündet.

Der Lärm des Volksgetümmels war schließlich bis zu der ruchlosen Tullia gedrungen, die sich einst an der Leiche ihres Vaters so freventlich vergangen. Sie floh vor der Rache des Volkes, verfolgt von Verwünschungen, mit ihren Schätzen nach dem Lager vor Ardea, um den König zu Hilfe zu rufen. Kochend vor Ingrimm raste dieser mit seinem Gefolge hoch zu Roß nach Rom. Aber er fand die Tore verschlossen, die Mauern voll Bewaffneter, und sah sich von seinem Volke verstoßen. So eilte er schleunigst nach Ardea zurück, um mit dem dortigen Heere gegen die aufrührerische Stadt zu ziehen. Aber Brutus war ihm dort zuvorgekommen, hatte den Kriegern alle Vorgänge in Collatia und Rom berichtet und auch hier durch die hinreißende Kraft seiner Worte den Tyrannenhaß zu heller Empörung aufgestachelt.

Mit wutverzerrtem Antlitz mußte Tarquinius das Lager meiden, um sich den drohend gezückten Waffen zu entziehen. Nur von seinen ruchlosen Söhnen begleitet, jagte er auf schäumendem Roß davon in die Fremde, von den Flüchen seiner Untertanen und Soldaten gefolgt.

Damit hatte die Königsherrschaft in Rom für immer ein Ende gefunden. Tarquinius wandte sich mit seinen beiden ältesten Söhnen ins Etruskerland, während Sextus in seiner Verblendung in Gabii Aufnahme zu finden hoffte. Man ließ ihn dort zwar ein, aber nur um blutige Rache an ihm zu nehmen und ihm das schuldbeladene Haupt vor die Füße zu legen.

Wohl versuchte der König noch mehrfach mit Hilfe etruskischer und anderer Städte, sich wieder in den Besitz Roms und seiner Macht zu setzen. Schwere Schlachten fanden statt, in denen auch Brutus im Zweikampf mit einem der Königsöhne, aber auch dieser selbst, fiel. Doch die Götter waren sichtlich auf Seiten der Römer und halfen ihnen nach schwerster Bedrängnis schließlich zum Sieg. Alle Anstrengungen des Herrschers zerschellten an dem einmütigen Widerstand der befreiten Stadt, die diese Freiheit als ihr kostbarstes Gut verteidigte. Jahrelang noch schleppte der König sein verfemtes Dasein in der Fremde hin, eine Last sich selbst und allen andern. Seine Anhänger, denn solche besaß er auch noch nach seinem Sturz, schmolzen immer mehr zusammen, bis schließlich der ganze Stamm des einst so stolzen Tarquinius in Staub zerfiel.

Fünfundzwanzig Jahre hatte Tarquinius Superbus sein entsetzliches Regiment geführt. So furchtbar Rom auch unter ihm leiden mußte, verlangt doch die Gerechtigkeit die Anerkennung, daß der König die Macht des Staates gewaltig gesteigert und die Hauptstadt geschmückt und gefördert hat wie keiner zuvor. Nur die Tyrannei, die Nichtachtung aller Rechte und Gesetze hatten die Monarchie zerstört. Eine neue Zeit war angebrochen und über Nacht die junge römische Republik entstanden, die in der Weltgeschichte als das edelste Beispiel staatskluger, starker Männlichkeit in stolzem Ernste machterfüllt dastehen und sich den Erdkreis unterwerfen sollte.

Das Dunkel der Sagen beginnt sich hier allmählich zu lichten, und riesenhaft treten aus dem Nebel der mythischen Vergangenheit, wenn auch noch nicht scharf umrissen, die strengen, stolzen Züge einer Geschichte, die an Tapferkeit, an Vaterlandsliebe, Sittenstrenge und Gemeinsinn kaum ihresgleichen hat.

Register

Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen,
ein * weist auf die Abbildung auf der Seite hin

Von Thassilo von Scheffer erschienen unter anderem:

Im gleichen Verlag:

Griechische Heldensagen

(Anzeige auf nächster Seite)

Moderner Cicerone: Rom III, Die Umgebung

2. Auflage

*

Im Propyläen-Verlag, Berlin:

Homers Ilias

Neu verdeutscht 1913. 2. Auflage 1921. 3. Auflage 1926

Homers Odyssee

Neu verdeutscht 1918. 2. Auflage 1922

Aristophanes' Werke

2 Bände. Herausgegeben, eingeleitet und neu bearbeitet nach Seegers Uebersetzung. 1914

Die Schönheit Homers

1. Auflage 1920. 2. Auflage 1925

Senecas Schriften und Briefe

2 Bände. Ueberarbeitet, herausgegeben und eingeleitet nach der Uebersetzung von Moser, Pauly und Haakh

*

Im Verlag Rösl & Cie., München, jetzt bei Gebr. Paetel, Berlin

Die homerische Philosophie

(Philosophische Reihe. Band 33)

*

Im Verlag Karl König, Wien:

Homer und sein Zeitalter

(Menschen, Völker, Zeiten. Band 1)

*

Im Verlag Eugen Diederichs, Jena:

Die homerischen Götterhymnen

Neu verdeutscht